

Dr. D. E. Oppenheim

Dichtung und Menschenkenntnis

Psychologische Streifzüge Durch
Alte und Neue Literatur



Springer

DICHTUNG UND MENSCHENKENNTNIS

PSYCHOLOGISCHE STREIFZÜGE DURCH
ALTE UND NEUE LITERATUR

VON

Dr. D. E. OPPENHEIM



1 9 2 6

SPRINGER-VERLAG BERLIN HEIDELBERG GMBH

ISBN 978-3-642-94072-9 ISBN 978-3-642-94472-7 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-642-94472-7

CONIUGI CARAE
HISCE QUOQUE CURIS SOCIATAE
PIETATIS ERGA
SACRUM.

Inhalt.

	Seite
Einleitung. Dichtung und Menschenkenntnis	VII
Agamemnon und Achilles.	1
Vergils Dido	27
Othello	42
Thomas Mann: Der Tod in Venedig	142
Der Mann in Schönherrs „Weibsteufel“	172
Anmerkungen	185

„Der Seele Grenzen kannst du nicht ausfinden, und ob du jegliche Straße abschnittest; so tiefen Grund hat sie.“

Heraklit nach Diels („Fragmente der Vorsokratiker“ I, S. 86 fr. 45).

„Der Rat im Herzen des Mannes ist wie tiefe Wasser, aber ein Verständiger kann es merken, was er meint.“

Sprüche Salomos: c. 20, 5.

Dichtung und Menschenkenntnis.

Was heißt Menschenkenntnis? Von vornherein steht eines fest: Der herrschende Sprachgebrauch verbietet, bei dem Wort an Menschen als Gattungswesen zu denken. Wem es um derlei Kenntnisse zu tun ist, der faßt die Menschen im Begriff „Menschheit“ zusammen, reiht sie damit unter die andern Gruppen von Lebewesen und treibt eine Naturgeschichte des menschlichen Leibes und Geistes, für die Menschenkunde oder Anthropologie die richtige Bezeichnung ist.

Hingegen kümmert sich die Menschenkenntnis um alles Körperliche am Menschen nur soweit, als es zum Verständnis des Geistigen beiträgt. Folglich ist sie nach ihrem Gegenstand Seelenkunde oder Psychologie. Innerhalb des Seelenlebens bieten ihr aber die gattungsmäßig bedingten Gleichförmigkeiten kein unmittelbares Interesse. Das widmet sie nur den individuellen Sonderbildungen, die wir „geistiges Gepräge“ oder mit dem griechischen Synonym „Charakter“ nennen. Menschenkenntnis mit Psychologie schlechtweg gleichzusetzen, geht daher nicht an. Ihr sind engere Grenzen gezogen. Sie ist nur Psychologie der Individualität oder Charakterkunde¹⁾. Wofür wir sie

¹⁾ Georg Simmel in Anmerkung 1 auf S. XI.

halten, wäre nun gesagt; wie sie entsteht, bleibt zu untersuchen.

Ein gewisser Einblick in das Getriebe des eigenen Ich ist bekanntlich einem jeden mit der elementaren Tatsache des Bewußtseins unmittelbar gegeben. Hingegen werden all die Du, die ihn umstehen, erst dann für ihn erkennbar, „wenn er Sinnestatsachen, Gebärden, Laute, die von andern kommen, als Zeichen einer mit seiner Existenz nicht identischen aber verwandten Lebendigkeit deutet“ (W. Dilthey Ges. Schrift V, S. 318). Wir sehen: Innerhalb des unendlichen Gebietes der Menschenkenntnis gehört wohl der Selbsterkenntnis nicht mehr als ein schmaler Grenzstreif. Doch liegt gerade hier und nur hier der Zugang zu dem großen Ganzen. Und ist der einmal erschlossen, dann geht die Bewegung nach beiden Seiten, nicht bloß vom eigenen Selbst zum fremden, sondern auch umgekehrt¹⁾.

„Erst in der Vergleichung mit andern mache ich die Erfahrung des Individuellen in mir (vgl. Kronfeld in Anmerkung 3 auf S. IX). Nun wird mir das von andern Abweichende in mir bewußt und Goethe hat nur allzu recht, daß uns diese wichtigste unserer Erfahrungen sehr schwer wird und die Einsicht über Maß, Natur und Grenzen unserer Kräfte nur sehr unvollkommen bleibt“ (W. Dilthey a. a. O.²⁾. Ganz frei von der Befangenheit in das bloße Selbstsein

¹⁾ Schiller: Votivtafeln: Der Schlüssel: „Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben. Willst du die andern verstehen, blick in dein eigenes Herz.“ Verwandtes bei Shakespeare S. 245, Anm. 197.

²⁾ Goethe: Sprüche in Reimen: Sprichwörtliches: „Ihrer viele wissen viel, von der Weisheit sind sie weit entfernt, andre Leute sind euch ein Spiel, sich selbst hat niemand ausgelernet.“ Ähnlich schon Albrecht Dürer (bei Zoozmann: Zitatenschatz der Weltliteratur, Sp. 150): „Mancher meint, er kenne jedermann, der sich doch selbst nit kennen kann.“ Gute Bemerkungen über die Schwierigkeiten der Selbsterkenntnis bietet G. Steinitz:

sind wir da, wo wir Fremdverstehen¹⁾ treiben. Dann fehlt uns freilich wieder die Nähe und Vollständigkeit der innern Wahrnehmung²⁾. Mithin läßt sich Menschenkenntnis weder aus dem Ich noch aus dem Du allein herauslesen. Hier wie dort steht gewissermaßen ein einzelnes Kapitel und das erscheint, solange es isoliert bleibt, abgerissen und dunkel. Erst wenn wir die beiden Stücke vereinen, entsteht — bildlich gesprochen — das Buch der Menschenkenntnis. Gäbe es dies in Wirklichkeit, es verdiente mehr als jedes andere ein Buch des Lebens zu heißen. Denn Leben ist ein untrennbares Ineinander von Individuation und Sozialität. Wie ließe sich dieser „ungeselligen Geselligkeit³⁾“ besser Rechnung tragen, als wenn

Menschenkenntnis (Kulturbreviere III), S. 77 f.: „Voraussetzungslosigkeit dem eigenen Selbst gegenüber ist eine fast unerfüllbare Forderung. . . . Die Selbsterkenntnis verlangt einen Heroismus, zu dem die wenigsten Menschen auch mit dem besten Willen imstande sind oder eine exzeptionelle Nüchternheit, der aber weite Gebiete der Seele verschlossen sind und die deshalb niemals zum vollen Erfolge gelangen wird.“

¹⁾ A. Kronfeld: Die wissenschaftliche Bedeutung der Individualpsychologie (Internat. Zeitschrift f. Individualpsychologie IV., S. 7): „Das Ich ist fähig, seine eigenen Grenzen im Erfassen von Seelischem an fremden Ichen zu überschreiten. Mit dem Einfühlen tritt das Ich in einen Entselbstungsvorgang ein.“

²⁾ E. Spranger: Jugendkunde, S. 5. „Das Selbstverstehen ist in vieler Hinsicht begrenzter als das Fremdverstehen. Zum vollen Verstehen gehört ein Standpunkt, der der Befangenheit in das eigene bloße Selbstsein weit überlegen ist. Die Überlegenheit des Fremdverstehens über das Sichselbstverstehen wäre unbedingt, wenn wir das innere Sein und die seelischen Zuständlichkeiten einer andern Seele ebenso nah und vollständig erleben könnten, wie sie sich selbst erlebt. Wir besäßen das gleiche Maß von Innensicht bei wesentlich erweiterter Außensicht.“

³⁾ Th. Litt: Individuum und Gemeinschaft, S. 22. Kronfeld a. a. O., S. 6: „Die Existenz des fremden Ich ist mir unmittelbar gewiß. . . . Ohne diese Evidenz der Voraussetzung fremder

wir uns bewußt vom Nebenmenschen abgrenzen, indem wir ihn verständnisvoll begreifen¹⁾?

Ein Vergleich belehrt aber nicht mehr, sondern beirrt, wenn er zu wörtlich gefaßt wird. So könnte uns das Bild vom Buch des Lebens verlocken, die lebenswichtige Menschenkenntnis für eine Summe von Kenntnissen zu halten. In Wahrheit ist sie ein Können. Oder schätzen wir den, der sie besitzt, nach der Zahl der Menschen, die ihm bereits wohl bekannt sind? Nein, die Fähigkeit, sich in einem jeden, mit dem er in Berührung kommt, rasch und sicher zurechtzufinden, bildet seine eigentümliche Leistung. Daß sie einzigartig ist, wollen wir natürlich nicht behaupten, vielmehr stellen wir neben den Menschenkenner, dem Zug der Wortverwandtschaft folgend, den Kunstkenner und finden, daß der Name wirklich ganz analog gebraucht wird. Denn wer ihn beansprucht, muß imstande sein, ein Original, das er bisher noch nicht kannte, in seiner Besonderheit zu erfassen.

Aber zur Lösung seiner Aufgabe verwendet er Hilfsmittel, die nicht von ihm geschaffen wurden. Als fertiges System der Kunstwissenschaft hat er sie auf dem Weg theoretischer Studien übernommen. Hingegen besitzt der

Ich gebe es . . . kein Bewußtsein des eigenen Ich als eines besonderen, einmaligen, in sich geschlossenen und abgegrenzten, unterscheidungsbedürftigen und fähigen seelischen Ganzen.“

¹⁾ H. Steinitz a. a. O., S. 99: „Menschenkenntnis ist angewandte Selbsterkenntnis. Die Methode, die wir beim Streben nach Menschenkenntnis befolgen, ist die, den andern sich primär als gleichgeartet vorzustellen und durch die beobachteten Abweichungen von der eigenen Natur seine individuelle Eigenart zu fixieren.“ Ganz übereinstimmend sagt Kronfeld S. 6: „Um diese Deutung der Worte und Gebärden eines andern überhaupt vollziehen zu können, muß ich bereits den andern als ein mir grundsätzlich gleiches Ich und seine Ausdrucksweise als meinem Ich gleichende Ausdrucksweise voraussetzen.“

Menschenkenner kein schulmäßig überliefertes Lehrgut. Ein Schatz praktischer Lebenserfahrung ist das geistige Kapital, mit dem er wirtschaftet. Auch schreitet er nicht auf der festen Bahn einer erlernten Methode vom Bekannten zum Unbekannten und statt bedächtig reflektierend ein Ganzes in seine Teile zu zerlegen, schaut er intuitiv in einem Augenblick Einzelheiten in Eins zusammen¹⁾. Demgemäß ist die Kunstkennerschaft viel fester begründet und weiter verbreitet als die Menschenkenntnis, mit der jeder auf eigene Faust beginnt ohne zu wissen, wo und wie (vgl. „Othello“ S. 139 unten).

Nichtsdestoweniger legen sich die meisten übereinstimmend ein doppeltes Verfahren zurecht: Einerseits zerpflücken sie das Individuum, unbekümmert um seine Unteilbarkeit, nach der es doch benannt ist, in ein loses Bündel der verschiedensten Eigenschaften, andererseits suchen sie, von theoretischen oder moralischen Gesichtspunkten geleitet, im Nebeneinander der Einzelzüge nach einem Hauptzug. Haben sie den gefunden, dann zwingen sie selbst die reichste Lebensfülle in einen starren Typus, der vielleicht nur für das eine Merkmal Raum läßt. Aber wenn auch der eine Prozeß zusammendrängt, was der andere zerpflückt, ihr scharfer Widerstreit hindert nicht, daß sie beide das Grundgesetz der Individualität, eine „vielfältige Einheit“ (W. Stern) zu bilden, gleich gewaltsam verletzen. Mit so ungeeigneten Mitteln betrieben wird die Menschenkenntnis zu einer unlösbaren Aufgabe.

Um sie dennoch zu bewältigen, möchte der heiter

¹⁾ Vgl. Georg Simmel: Nachgelassenes Tagebuch (Logos V, S. 142 ff.). Der Menschenkenner erfaßt intuitiv die Totalität des Individuums, aus dem er dann die Einzelheiten seines Verhaltens abliest. Die Menschenkenntnis kann, weil sie auf das Ganze sieht, immer nur Individuen zum Gegenstand haben, denn eine seelische Totalität hat immer die Form des Individuums.

phantasierende Hellene einem jeden die Brust aufschließen und die Heimlichkeiten, die sie birgt, betrachten können¹). Hingegen erwägen hebräische Propheten und Psalmisten im tiefsten Ernst, daß die Macht, den Menschen auf Herz und Nieren zu prüfen, nur Gott besitzt, der ihn im Mutterleib geschaffen hat²). So scheint die Menschenkenntnis vor dem, der sie zu gewinnen sucht, ins Wunschland oder zum Himmel zu entschweben³).

Aber mag auch der einzelne ein Ziel für völlig unerreichbar ansehen, die Gemeinschaft kann ihm nichtsdestoweniger in steter Arbeit nah und näher rücken und daß gerade die Menschenkenntnis durch die gehäuften Erfahrung ungezählter Generationen gewaltige Fortschritte gemacht hat, zeigt schon ein flüchtiger Blick in das große Archiv der Geistesgeschichte, die Sprache.

Hochmut und Übermut, das lateinische Synonym *superbia*, die griechischen *ὕπεροψία* und *ὕβρις*, Ausdrücke wie „hochfahrend“, „hochnäsig“, „celsus“, *ὕψηλός*, ferner „herabschauen“, „despicere“, *ὕπερβλέπειν*, „sich empören“

¹) Attisches Zechlied (Skolion) in Antholog. Lyric. ed. Hiller⁴), S. 329, N 5.

²) Samuel I c. 16, 7; Jerem. c. 11, 20; c. 17, 10. Psalm VII, 10; XXVI, 2; XXXIII, 15; XLIV, 22; XCIV, 1 ff.; CXXXIX, 21. Sprüche c. 15, 11; vgl. 25, 3; 16, 2; 17, 3; 24, 12. Jesus Sirach c. 42, 18 und als Antwort auf die Zweifel in c. 16, 17 ff.: c. 17, 15 ff. Apostelgeschichte c. 1, 24; c. 15, 8: „Gott, der Herzenkenner“.

³) Buch Judith c. VIII, 14: „Die Tiefen des Menschenherzens werdet Ihr nicht finden und die Gedanken seines Sinnes nicht erfassen.“ Vgl. das deutsche Sprichwort (Fr. Seiler: Deutsche Sprichwörterkunde, S. 9): „Es gibt der Schlupfwinkel nirgends mehr, als im menschlichen Herzen“. Ebenso denkt der griechische Weise Heraklit (vgl. Leitwort auf S. 7). Daß er damit den Propheten Israels beipflichtet, ist kein Zufall. Denn auch er ist ein Seher (vgl. Clemens Alexandrinus in p. 14) und kennt demgemäß aus eigener Erfahrung das Versinken in den unergründlichen Tiefen der Verzückerung (vgl. sein Lob der gottbegeisterten Sibylle fr. 92).

und das mittelhochdeutsche „bor“ = Höhe und Trotz, all das weist auf einen Grundzug der menschlichen Seele, der das leibliche Wachstum begleitend und überbietend, von „unten“ nach „oben“ führt¹⁾. Daß damit ein Sehnen nach Größe einhergeht, bezeugt die „Großmannssucht“, die in der Kinderstube beim „kleinen Gernegroß“ anhebt.

In der Gesindestube gedeiht die vom Dienen benannte „Demut“²⁾. Ihrem Widerspiel, dem „Hochmut“, gebührt daher das Beiwort „herrisch“ und der Antrieb, dem er entspringt, das Verlangen, emporzukommen, ist zugleich „Herrschaft“ oder wie man sie heute lieber nennt, „Wille zur Macht“.

Dieser wird „ruchlos“, wenn er, um sich selber zu befriedigen, über fremdes Recht ohne Bedacht = mittelhochdeutsch „ruoche“ hinweggeht. Solches Gebaren kann man selbstredend ebensogut „rücksichtslos“ nennen. Dann entsteht die Vorstellung eines unaufhaltsamen Vorwärtstürens, das für alles, was zurückbleibt, nicht einmal einen teilnahmevollen Blick übrig hat und jedermann den Rang abzulaufen³⁾ trachtet.

Ein solcher Wetteifer erinnert wieder an die schon erwähnte Großmannssucht und die ist nur eine Spielart der Prahlucht. Das Prahlen scheint, wenn man vom mittelhochdeutschen prälen = lärmern ausgeht, ein recht unschuldiges Vergnügen, denkt man aber an die Verwandt-

¹⁾ Daß diese Richtung auch der Flucht des aufrecht schreitenden Lebens vor der Grabesruhe entspricht, zeigen die Sprüche Salomos c. 15, 24: „Der Pfad des Lebens führt aufwärts bei dem Verständigen, damit er dem Wege abwärts zur Unterwelt ausweiche“.

²⁾ „O wie könnte das Gesinde so gute Tage haben und manchen Scheltens und Strafens überhoben sein, wenn sie es nur könnten über das Hertze bringen, daß sie sich gegen Herren und Frauen demütigten“ M. Peter Gloser: Der Gesindeteufel, 1537, bei Zoozmann a. a. O., Sp. 261.

³⁾ Oppermann: Aus dem Leben unserer Muttersprache, S. 79.

schaft mit dem englischen Synonym boäst, dann wird es schon „böse“. Der Widerspruch zwischen dieser und der harmloseren Auffassung ist leicht beseitigt. Des Prahlers lärmendes Treiben ist nämlich jedenfalls unnütz und weil es niemandem „Nießnutz“ oder wie wir gewöhnlich sagen, „Genuß“ bietet, wirbt es keine „Genossen“ (socius) und erweist sich so recht eigentlich als unsozial.

Hingegen galt „die Tugend“ schon damals für sozial wertvoll, als die Gesellschaft noch auf den wehrhaften Männerbünden ruhte. In jenen Zeiten war sie nämlich jene „Tauglichkeit“, deren ein Mann bedurfte, um ein rechter Bundesbruder zu werden¹⁾.

Das wurde er natürlich nur, wenn er Mut genug besaß, selbst sein Leben „auf des Glückes große Wage zu setzen“ oder mit einem Wort zu „wagen“. Neben ihm erscheint der Zweifler, der sich durch ein endloses Hin und Her von „Erwägungen“ gegen das Handeln schützt, als Feigling.

Feig war bei den Griechen gleichbedeutend mit „elend“, *δειλός*. Warum — erklären die deutschen Sprichwörter: „Wer das Übel flieht, den verfolgt es“ (Fr. Seiler a. a. O., S.145), „Dem Feigen weist das Glück den Rücken²⁾“ (S.154). Daß es sich dem Tapfern zuwendet, versichert der lateinische Spruch: „Fortes fortuna adiuvat“ und die deutschen: „Wer wagt, gewinnt“, „Frisch gewagt, ist halb gewonnen“, „Frisch angerennt, ist halb gefochten“ (S. 192), „Fix oder nix“ (S. 384).

¹⁾ Vgl. F. Kaufmann: Deutsche Altertumskunde I, S. 448, über das Sprichwort: „Jugend hat nicht Tugend“ (Seiler S. 200).

²⁾ Vgl. Herodot VII, 50, Xerxes zu Artabanos: „Denen, die handeln wollen, fallen in der Regel die Gewinnste zu, denen aber, die alles überlegen und zaudern, wollen sie nicht recht zufallen.“ Ganz ähnlich sagt der Deutsche: „Wer nicht wagt, gewinnt nicht“, „Zaudern bringt Gefahr“ (Seiler S. 384), „Wagemann — Winnermann“ (S. 157), „Wagen ist besser als Wägen“ (S. 179).

Fragen wir aber: Wer wagt, so sagt uns die volkstümliche Spruchweisheit, wenn wir sie auch hier zu Rate ziehen: „Kleiner Mann, großer Mut¹⁾“ (S. 210). Das klingt überraschend, doch steht es auf einer Linie mit: „Ein kleiner Hund beißt oft eine große Wunde“ (S. 185), „Ein Adler fliegt hoch, aber ein Königlein (Zaunkönig) viel höher“ (S. 386), „Ehrgeiz und Flöhe springen in die Höhe“ (S. 224), „Der Blinde wirft sich gern zum Führer auf²⁾“, „Der Krüppel will immer vortanzen³⁾“ (S. 182), „Der Socher (der Kränkelnde) überlebt den Pocher (der auf seine Gesundheit pocht)⁴⁾“ (S. 423). Aber „Wenn die Mücke ein Hühnerei legen will, ist's ihr Tod⁵⁾“ (S. 163). Sehr ähnlich, nur ungleich gröber, ja echt grobianisch, heißt es in Luthers Sprichwörtersammlung: „Es ist nichts, wenn einer aus einem armen Arsch einen reichen Dreck scheißen möchte“ (Seiler a. a. O., S. 113). Sehr vornehm und doch verwandt klingt: „Wenn Wünsche wahr würden, wären Hirten Könige“ (Lipperheide S. 1036).

All das richtig zusammengefaßt, eröffnet eine tiefe Einsicht: Menschen, denen körperliche Gebrechen, wie Lahmheit oder Kränklichkeit anhaften, oder deren Wuchs so niedrig, deren Kraft oder Rang so gering ist, daß sie sich recht als Zaunkönige, Flöhe, Mücken fühlen, oder die so wenig zu beißen haben, daß sie kaum den Stoffwechsel in Gang erhalten können, sie alle entwickeln oft einen

¹⁾ „Klein und keck stößt den Großen in Dreck“ (Zoozmann Sp. 748), „Klein und munter tut's Große unter“ (a. a. O., Sp. 764).

²⁾ Kassubisches (altslavisches) Sprichwort bei Franz Freiherrn v. Lipperheide: Sprichwörterbuch, S. 71.

³⁾ „Der lahme Teufel ist der schlimmste“ (Seiler S. 344).

⁴⁾ „Serbende (hinsiechende) Katzen leben lange“ (S. 144).

⁵⁾ Vgl. „Daß eine Mücke husten soll wie ein Pferd, ist unmöglich“ (S. 163).

zählen¹⁾ Ehrgeiz, um jeden Preis ihren Mangel wettzumachen, ja behufs größerer Sicherheit zum entgegengesetzten Vorzug umzubilden. So will der Blinde ein Wegweiser, der Lahme ein Vortänzer, der Krankensessel ein Methusalem werden, der Zwerg Heldentaten und Riesenwerke vollbringen²⁾, der Hungerleider sich als echtes Dukatenmännchen gebärden³⁾, der Viehtreiber zum Völkerhirten aufsteigen.

Daß auch die vorübergehende Kleinheit und Ohnmacht, mit der ein jeder in der Kindheit behaftet ist⁴⁾, als Ansporn zur Überleistung wirkt, lehrt eine ganze Reihe gleichbedeutender Sprüche⁵⁾: „Kleine Kessel haben große Ohren“ (Kinder schnappen gierig auf, was nicht für sie gesagt ist) (S. 366), „Junge Gänse haben große Mäuler“ (Lipperheide S. 635), „Junge Gänse wollen die alten zur Tränke führen“, „Das Ei will klüger sein als die Henne“ (S. 150), „Der Zweig dünkt sich klüger als der Baum“ (S. 436), „Der will seinen Vater lehren, Kinder machen“, „Der denkt

1) Vgl. „Laß nicht nach, so kommst Du hoch“ (S. 215).

2) Vgl. „Große Bäume werfen einen langen Schatten“ (großer Männer Wirksamkeit reicht weit) S. 183. Aber auch „Ein kleiner Mann macht oft einen langen Schatten“.

3) Vgl. „Achilles“ S. 23 mit Anm. 9 b, S. 189; „Othello“ c. III, S. 49 ff.; „Mann: Der Tod in Venedig“, S. 150 ff.; „Der Mann in Schönherrs Weibsteufel“, S. 174 ff.

4) Vgl. „Kindeshand bebt leicht“ (S. 365), „Der stärkste Baum war auch ein Reis“ (S. 432), „Ein scharf Gehör hat aber auch das Unglück“ und „Furcht hat 1000 Augen“ (S. 154). Sehr begreiflich. Vom Mißgeschick verfolgte Menschen gehören eben zu den ängstlichen und die fühlen sich wehrlos wie die Kinder. Darum passen sie eben so gut auf.

5) Vgl. „Othello“ c. VIII, S. 80 ff.: „Mann sein — nicht Kind“. Dazu Schiller: „Der Spaziergang unter den Linden“: Wollmar: „Die Kinder freuen sich auf den Harnisch der Männer und diese weinen, daß sie nicht mehr Kinder sind“.

weiter (hat eine längere Rückerinnerung) als seine Mutter“ (S. 164). Ähnlich, nur noch stärker, klingt: „Der denkt noch, als St. Peter zur Schule ging“ und „Der denkt noch drei Meilen hinter Gott“ (a. a. O.).

An solchen „Junkern Gerneklug¹⁾“, die doch alle im Grunde nur große Kinder sind, verspottet der Volkswitz die Himmelstürmerei²⁾ und Selbstvergötterung³⁾, die es aus ihrem Hang zum Besserwissen heraus fühlt. Im selben Sinn fragt er einen, der sich als Weltlicht (lumen mundi) fühlt: „Wer leuchtete, eh Du warst⁴⁾?“ (S. 165). Daß so ein „Meisterlos“ (S. 157), um selber obenan zu stehen, alle andern herabsetzt, nähert ihn jenem Streber, von dem es heißt: „Je höher der Affe steigt, je mehr er den Hintern zeigt“ (S. 325). Denn auch diese Art „Gernegroß“ (S. 157) betreibt die schnöde Erniedrigung der Umwelt zur Hebung des eigenen Ansehens. Das ist aber schon einer der Schliche, auf die das Geltungsstreben verfällt, wenn es „den Ehrenberg⁵⁾“ erreichen oder behaupten möchte, den

1) „Gerneklug hat immer Verstand genug“ (S. 157), vgl. Sprüche Salomos c. 26, 12: „Siehst du jemand, der sich für klug hält, jeder Tor hat mehr Hoffnung als er“, vgl. c. 28, 26.

2) „Der Dunktmich (der Feind jeder Autorität) hat Gottes Sohn ans Kreuz geschlagen“ (S. 158).

3) „Mancher denkt, er wär der Herrgott selbst“ (Zoozmann Sp. 647), vgl. „Das Ich ist die Mutter des Götzen“, bei Zoozmann Sp. 692, aus dem persischen Mystiker Dscheläl eddin Rumi, bei Lipperheide a. a. O., S. 418 als arabisches Sprichwort verzeichnet, vgl. Seiler: „Gutdünkel ist aller Ketzerei Wurzel“ (S. 157).

4) Goethe: Sprüche in Reimen: Sprichwörtliches: „Das junge Volk bildet sich ein, sein Tauftag sollte der Schöpfungstag sein“ und „Wo Anmaßung mir wohlgefällt? An Kindern, denen gehört die Welt“, vgl. Faust II, Baccalaureus, V. 6793 ff.

5) „Der Ehrenberg (Tugendberg) ist schwer zu ersteigen“ (S. 160). Ganz unmöglich wird das Unternehmen, wenn einer eine Höhe anstrebt, die nicht mehr von dieser Welt ist, sondern in den Himmel

geradewegs¹⁾ zu gewinnen oder fest zu halten, über seine Kraft geht.

Sinnbild der Pfiffigkeit, die in diesem Fall Hilfe bringt, ist die Fliege (S. 387), die „zehn Wege findet, wo ein Adler nicht fortkommt²⁾“ (S. 386), Urbild eines solchen Weges der unübersteigliche Zaun, unter dem man durchkriecht (S. 387). Wer sich so fortbewegt, riskiert freilich, daß er zu hören bekommt: „Zuviel Demut ist Hochmut“ (S. 163).

Ganz unbeanständet bleibt nur die Frau, die den Gatten durch Gehorsam beherrscht (S. 351). Ihr wird sogar Frömmigkeit nachgerühmt³⁾. Als unwiderstehliche Kraft zu wirken, gelingt aber der weiblichen Schwäche auch dann, wenn sie auf das starke Geschlecht einen sinnlichen Reiz ausübt. In dem Fall „zieht ein Frauenhaar stärker als ein Glockenseil“ (S. 351) und die Beobachtung macht man oft genug. Darum sagt das Sprichwort: „Frauen und Geld regieren die Welt⁴⁾“ (S. 223). „Alles zu können“,

hineinragt. Ihm gilt die freundliche Mahnung: „Schau nicht dem Himmel zu, auf der Erde steht der Schuh“ (Lipperheide S. 403). Freilich hienieden ist ja wirklich alles mangelhaft, droben makellos. Aber was folgt daraus? Wer auch nur „ein Pferd ohne Makel haben will, behelfe sich ohne Pferd“ (portugiesisches Sprichwort bei Zoozmann a. a. O., Sp. 906).

¹⁾ Daß dieser Weg recht eigentlich der normale ist, sagt das Sprichwort: „Der Baum trachtet von Natur in die Höhe“ (S. 432).

²⁾ Der weise Agur (Sprüche Salomos c. 30, 24 ff.) rühmt die vier kleinsten Geschöpfe, Ameise, Klippdachs, Heuschrecke, Eidechse (Spinne?), weil sie sich trotz ihrer Schwäche und Wehrlosigkeit zu sichern und fortzuhelfen wissen (vgl. Ps. 104, 18). Ähnlich lobt Jesus Sirach die Biene. So klein sie ist unter den Flügelwesen, der Honig, den sie erzeugt, ist doch die Süßigkeit der Süßigkeiten (c. 11, 3).

³⁾ „Ein frommes Weib beherrscht den Mann durch Gehorsam.“

⁴⁾ „Der Mann ist geschaffen, über die Natur zu gebieten, das Weib aber den Mann zu regieren. Zum ersten gehört viel

bleibt freilich dem Geld vorbehalten¹⁾. Doch ist seine Überlegenheit den Frauen nicht unbedingt schädlich. Denn „Geltung“ schafft das „Geld“ jedwedem Menschen²⁾, der damit versehen ist, und hat ein Weib genug, um einen Mann zu nähren, so muß er ihr „Spielball“ sein³⁾ (S. 360).

Daß auch List statt Stärke eintritt, zeigt sich wieder beim „schwachen Geschlecht“ am allerdeutlichsten. „Mans list ist behend, Frawen list hat kein end; Selig ist der Man, der sich für Frawen list behuten kan“ (Lipperheide S. 204), „Weiberlist, nichts drüber ist⁴⁾ (Seiler S. 352, vgl. S. 204). Von dem Standpunkt werden auch die Weibertränen beurteilt. Ein derber Vergleich mit dem Pissen der Hunde erklärt, daß sie keineswegs unwillkürlich, sondern ganz nach Belieben rinnen⁵⁾. Daß sie sogar ein Mittel sind, die leichtgläubigen Männer frisch, fröhlich zu betrügen, sagt das Sprichwort: „Der Weiber Weinen ist ein heimlich Lachen⁶⁾“.

Kraft, zum andern viel Geschicklichkeit.“ Kant (bei Lipperheide S. 588).

¹⁾ „Auf Liebe und Gewinn, steht aller Welt Sinn“ (S. 205), „Liebe kann viel, Geld kann alles“, „Die Minne überwindet alle Ding, du lügest‘ sprach der Pfennig“ (S. 356), „Geld ist die Braut, um die man tanzt“ (S. 154), „Gold macht Menschen hold“ (S. 200), „Herr Pfennig geht voran“ (S. 155), „Geld behält das Feld, spielt den Meister in der Welt“ (S. 207), „Alles ist nichts ohne Geld“ (S. 369).

²⁾ „Bist du Hur oder Dieb, hast du Geld, so bist du lieb“ (S. 197).

³⁾ Hingegen „nimmt keiner ein Weib um Gotteswillen“ (S. 358) und „Bald reif werden nur ‚reicher‘ Leute Töchter“ (S. 368).

⁴⁾ „Bevor die Mädchen flücke, sind sie voller Tücke“ (S. 205).

⁵⁾ „Weiber weinen und Hunde pissen, wann sie wollen“ (S. 353), „Femme rit, quand elle peut et pleure, quand elle veut“ (Lipperheide S. 204).

⁶⁾ Vgl. „Der Erben Weinen ist ein heimlich Lachen“ (S. 204), „Lachenden Wirten und weinenden Bettlern ist nicht zu trauen“ (S. 224).

Betrügerisch sind auch die Tränen des Bettlers. Denn in seiner Art ist er ebenfalls ein Schwacher, der seine Schwäche zur Schau stellt, um sie los zu werden. Ist er aber schon von Natur zum Habenichtes geschaffen, weil sein Leib nicht zur Arbeit taugt, dann geht sein Streben, einen Ausgleich zu erlangen, noch verstecktere und schlimmere Wege: „Krummer Bettler, gerader Dieb“ (S. 371).

Auf kniffige Auswege verfällt auch, wer nicht imstande, wirklich groß zu werden, der Welt und sich selber einzureden sucht, er sei schon groß. So treibt es der Dünkel — denn „er geht auf Stelzen“ (S. 154) und die Hoffahrt, wenn sie sich nach der langen Elle mißt (S. 154), oder den Schwanz übers Nest steckt, als wäre sie ein Vogel, dem sein Nest zu klein wird¹⁾ (S. 155).

Noch skrupelloser ist der Selbstbetrug, der Fehler als Vorzüge bewertet. Derlei Praktiken verspottet das Sagwort: „Ich bin ein ausgezeichneter Mensch, sagte der schwarze Peter, der hatte ein Brandmal auf der Stirn“ (S. 177). Was ihn zum Gezeichneten erniedrigt, lügt sich der Schelm zum Ehrenzeichen um²⁾.

¹⁾ „Bei mir ist alles von Gold, sagte Frau Aufschnitt, da zeigte sie ihren Kupfertopf“ (S. 159), vgl. Sprüche Salomos c. 13, 7: „Mancher stellt sich reich und hat nichts“, c. 12, 9: „Besser der Geringe, der einen Dienst hat, als der vornehm tut und hat kein Brot“.

²⁾ Nichtsdestoweniger tut er eigentlich dasselbe wie jener Prophet, welcher die unter Jesaias Namen überlieferten Lieder vom „Knecht Gottes“ gedichtet hat. Auch sie feiern ja einen, der zu den Verbrechern gerechnet wurde und ein Gezeichneter war, gezeichnet schon bei der Geburt, und dennoch hatte auch er und er sogar wirklich und wahrhaftig Grund, die Male seiner Erniedrigung als ebensoviele Zeugnisse eines einzigartigen Vorrangs zu bewerten. Denn ihm, seinem Knecht, gab Gott der Herr den wahrhaft himmlischen Beruf, als geduldiges Opferlamm die

Schon nach diesen Proben dürfen wir behaupten, daß es dem Volk wohl gelingt, ein und denselben Tatbestand von außen und von innen zu betrachten und den Kontrast der beiden Ansichten hervorzukehren. Derselben Fertigkeit entstammt die Redensart: „Den Sack schlägt man und den Esel meint man“ (S. 224) und ihre liebenswürdigen Widerspiele: „Man küßt das Kind oft um der Mutter willen¹⁾“ (S. 204), „Man küßt die Amme um des Kindes willen“ (S. 364). Allerdings sind diese Einsichten verhältnismäßig leicht erreichbar: Die Prügel bleiben ja Prügel, ob sie den Esel geradewegs treffen oder erst auf den Sack niedergehen, die Küsse sind immer Küsse, mag das Kind, die Amme, die Mutter sie empfangen.

Schwieriger wird das Urteil, wenn ein und dieselbe Sache, je nach der Person, zu der sie in Beziehung gesetzt wird, ihre Bedeutung völlig ändert. Mit der Verwicklung beschäftigt sich das Sprichwort: „Wer andere anschwärzt, wird darum nicht weiß“ (S. 351). Es zeigt, daß die Beschmutzung, die der Verleumder dem Nebenmenschen zufügt, für sein eigenes Ich eine rechte „Mohrenwäsche“ bedeutet. Derlei betreibt auch der Feigling, der jemand braucht, auf den er die Last der Verantwortlichkeit abwälzen kann: „Adam muß eine Eva han, die er zeiht, was er getan²⁾“ (S. 206).

Noch heimlicher geht zu Werke, wer vor dem eigenen Ich für sein Tun und Lassen nicht haftbar sein will. Der Reiher der nicht schwimmen kann, schiebt die Schuld auf das

Sünden und Schmerzen der ganzen Welt auf sich zu nehmen (Jesaias c. 42 ff., bes. 52, 13 ff., 53, 1 ff.); vgl. S. XLII, 1, Ende.

¹⁾ Goethe: Sprüche in Reimen: Sprichwörtliches: „Der Mutter schenk ich, die Tochter denk ich“.

²⁾ Die jüdische Spruchweisheit tadelt den Toren, der sein selbstverschuldetes Unglück Gott zur Last legt (Sprüche c. 19, 3; vgl. Spr. c. 5, 22, Jes. Sir. 15, 11 ff.).

„schlechte Wasser¹⁾“, „Dem Faulen gefällt kein Block, den er kloben soll²⁾“ (S. 373). Darum darf er sich gestatten, jeden unberührt zu lassen. Denn die Empfindlichkeit seines Geschmackes ist eben eine Tatsache, über die er nicht hinwegkommt, und die Empfindlichkeit seines Leibes erst recht. „Ihm tut der Rücken leicht weh.“ Einem Menschen, der sich „gern³⁾ bückt“, begegnet das allerdings nicht (S. 404). Seinesgleichen schläfert es auch nicht übermäßig. Soll hingegen der Faule aufwachen, muß der Hahn laut krähen⁴⁾ (S. 373). Und wenn das keinen Erfolg hat, wäre er verpflichtet, seine Stimme noch stärker zu erheben. Aber dafür darf der Langschläfer behaupten, es sei nicht seine Schuld, daß er nicht rechtzeitig geweckt wurde. Ein gutes Gewissen hat auch, wer zur Arbeit aufgefordert, sich keineswegs als träger „Willnicht“, sondern als armer „Kannicht“ gibt (S. 158), oder auch nur „Aufschub⁵⁾“ sucht, bisweilen sogar bloß vergißt⁶⁾, sich ans Werk zu machen. Solche Leute bekommen freilich doch zu hören: „Wer nur will, der kann wohl“ (S. 319) und „Hüte

1) „Es ist schlecht Wasser, sagte der Reiher, da konnte er nicht schwimmen“ (S. 88).

2) „Faulheit bohrt nicht gern dicke Bretter“ (S. 154).

3) „Lust und Liebe zum Dinge macht Müh und Arbeit geringe“ (S. 404), „Lust baut das Land“ (S. 200).

4) „Trägheit bringt meist Schlaf“ (Sprüche Salomos c. 19, 15, vgl. auch c. 6, 10 ff. und c. 26, 14, den Kampf des Faulen gegen das Aufstehen).

5) „Der Wille ist des Werkes Seele“, „Der Wille ist und tut alles“ (S. 97), „Der gut will, der tut viel“ (S. 199), „Guter Wille hat geschwinde Füße“ (Lipperheide S. 1019), vgl. Sprüche Salomos c. 15, 19: „Der Weg des Faulen ist wie mit Dornen verzäunt, aber der Pfad des Rechtschaffenen ist geebnet“ (vgl. Seiler S. 373 oben).

6) Über Sinn und Zweck des Vergessens vgl. „Othello“ S. 162 mit Anm. 138 auf S. 230.

dich vor dem Kannicht“ (S. 158), „Heut ist ein Kaufmann, Morgen ein Bettelmann“, „Gleich ist der Mann, das Aufschieben hat der Teufel erfunden“ (Lipperheide a. a. O., S. 37), „Aufschieb ist ein Tagedieb¹⁾“ (Seiler S. 384), „Schiebauf macht den Weg doppelt und kommt doch zu spät“ (S. 157), „Vergeßlichkeit und Faulheit sind Geschwisterkinder“ (S. 155).

Nah verwandt mit dem Vergessen ist auch das „Versehen“. Daß es ebenfalls als Schutz gegen Gewissensskrupel verwendet wird, zeigt ein frivoles Sagwort, das sich auf Jesaias 53, 6 stützt: „Omnes erramus quasi oves“ (Wir alle irren wie die Schafe) sagte der Ander (Andreas „der Mannhafte“), wollte zur Frau und ging zur Magd²⁾ (S. 27).

An das Versehen reiht sich das Übersehen. Daß es einen geheimen Zweck hat, wird durch seine starre Unverbesserlichkeit erwiesen: „Wenn das Auge nicht sehen will, helfen weder Licht noch Brill³⁾“ (S. 382 f.). Solche Seelenblindheit hat die Aufgabe, den Patienten vor beschämenden Wahrnehmungen zu schützen: „Eigenliebe macht die Augen trübe⁴⁾“ (S. 204). Angesichts fremder

¹⁾ Goethe: Sprüche in Reimen: Sprichwörtliches: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm“, „Wieviel Schälke muß es geben, da wir alle ad interim leben?“

²⁾ Vgl. „Errare humanum est, sagte der Hahn und trat die Ente“ (S. 26).

³⁾ Daß man die eigenen Fehler am ehesten bei andern bemerkt, steht schon in den Sprüchen Salomos c. 27, 19 (nach Wildeboor: Die Sprüche, S. 79). Von Augen, die nicht sehen, und Ohren, die nicht hören, redet Jesaias c. 6, 9; 42, 19 ff.; 43, 8; vgl. Math. c. 13, 9 u. 11, 15. Eine Bestätigung unseres Sprichworts bietet sein Gegenstück: „Guter Wille braucht keine Brille“ (Lipperheide S. 1019).

⁴⁾ Auf die Schäden, die daraus erwachsen, zielt der Spruch: „Eigenlieb' ist ein Dieb“ (S. 154).

Angelegenheiten wird natürlich die Sehschwäche sofort zum spürenden Scharfblick¹⁾. „Auf andre Leute jeder sieht, doch niemand merkt, was ihm gebricht“ (S. 391), „Draußen hundert Augen, daheim ein Maulwurf“ (S. 211), „Draußen hat man hundert Augen, drinnen kaum eins²⁾“ (S. 213).

Ihren Gipfel erreicht die gewollte Selbsttäuschung, wenn sie eine lockende Sünde nicht bloß als etwas Unvermeidliches, Verzeihliches, Erlaubtes³⁾, sondern geradezu als fromme Pflicht darstellt⁴⁾. So geht es schon in dem Fall, den folgendes Sagwort berichtet: „Das walt' Got, sprach pfaff Peter, do stig er uf die magt“ (S. 54). Das ist allerdings ein sonderbarer Heiliger. Aber den echten gehts manchmal auch nicht besser. Denn der Teufel ist schlau. Wenn er Heilige fangen will, steckt er Heilige an die Angel⁵⁾ (S. 345).

¹⁾ So bei Shakespeares *Caesius* (vgl. S. 246, Anm. 197). Doch heißt was außerhalb unseres Ich liegt noch nicht „fremd“. Die Bezeichnung gebührt ihm erst, wenn von ihm gar kein Gefühl der Zugehörigkeit ausgeht. Weckt es aber sogar Zuneigung, dann erscheint es uns als ein wesentliches Stück unseres Selbst und von der Eigenliebe angesteckt, erblindet auch die Liebe (vgl. über ihre sprichwörtliche Blindheit: Zoozmans Zitatenschatz der Weltliteratur, Sp. 864).

²⁾ Vgl. „Wer einkauft, hat 100 Augen nötig, wer verkauft, nur eines“ (S. 375).

³⁾ Sehr beliebt ist bei dieser Art von Rechtfertigung der Hinweis auf „ähnliche“ Fälle, vgl. Jesus Sirach c. 35, 17: „Ein Sünder vermeidet, sich überführen zu lassen und sucht seinem Vorhaben gemäß nach Vergleichen“.

⁴⁾ Vgl. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“ (Zoozmans Sp. 659).

⁵⁾ Vgl. „Der Teufel hüllt sich gern in einen Heiligenschein“ und „verbirgt sich hinterm Kreuz“ (S. 345), „Schwarz wird stets gemalt der Teufel, rosig wird er stets gesehen“ (finnisches Sprichwort bei Lipperheide a. a. O., S. 849), vgl. „die Theologie der Hölle“ bei „Othello“ (S. 74).

Um so berechtigter klingen nach all dem Lebensregeln wie „Halte jeden für einen Engel, sperre aber alles vor ihm zu“ (S. 167), „Die Dinge scheinen, die Menschen meinen“ (S. 209), „Mehr Sein als Schein“ (S. 200) und desto überzeugender wirkt der Eifer, mit dem das Volk zwischen diesem und jenem zu sondern trachtet. Proben dieses Bemühens sind: „Es steckt nicht im Spiegel, was man darin sieht“ (S. 97), „Es ist nicht jeder Dein Freund, der Dich anlacht“, „Lächelndem Freund ist nicht immer zu trauen“ (S. 397), „Es sind nicht alle Jäger, die das Horn blasen¹⁾“ (S. 427), „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“, „Goldener Zaum (goldenes Gebiß) macht das Pferd nicht besser“ (S. 202), „Ein Gras im Tau, ein Pferd im Geschirr, ein Frauenzimmer in den Kleidern sind drei sehr trogenliche Stücke“ (S. 225), „Das Kleid macht nicht den Mann“ (S. 319), „Sie ist eine schöne Monstranz, wenn nur ein Heiligtum drin wäre“ (S. 277).

Daß der Schein nicht selten das gerade Widerspiel des Seins bildet, wird auch beachtet und mannigfach ausgesprochen: „Außen fix, innen nix“ (S. 210), „Außen blank, innen Stank“ (a. a. O.), „Weiber und Kastanien sind auswendig am schönsten“ (S. 352), „Schönes Angesicht, böses Herz“, „Angesicht, falscher Wicht“ (S. 317), „Je näher die Freundschaft (Verwandtschaft), je bitterer die Feindschaft“ (S. 317), „Die nächsten Freunde, die ärgsten Feinde²⁾“ (S. 210), „Scheinfreund, Keinfreund“ (S. 179), „Viel Freund (Verwandte), viel Feind“, „Gassenlächler, Haushechler³⁾“

¹⁾ Vgl. aus der mittelalterlichen Gnomik (S. 221): *Non coquus e cultro longo, nec virgo probatur dependente coma, nec clericus ampla corona* (Tonsur).

²⁾ Auch die Sprüche Salomos bezeichnen Bruderzwist als den schlimmsten (c. 19, 19).

³⁾ „Sie lächelt den Leuten auf der Straße zu, hechelt sie aber im Hause durch“ (Seiler).

(S. 210), „In goldenen Häusern hölzern Leben“ (S. 188), „Goldene Kirchen, hölzerne Herzen“ (S. 210), „Finstere Kirchen, lichte Herzen“ (a. a. O.), „Schöne Hütten, schlechte Sitten“ (S. 209), „Kappen, Kleider, Kalk, verbergen manchen Schalk“ (S. 196).

Auf die Täuschung, die mit diesem Gegensatz von außen und innen versucht wird, verweisen Sprichwörter wie: „Die Laster stehlen der Tugend die Kleider“ (S. 154), „Hüte dich vor den Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen¹⁾“ (S. 206), „Augenfreunde, falsche Freunde“ (S. 210), „Augenfreunde, Rückenfeinde“ (S. 395), „Im Munde Honig, im Herzen Galle²⁾“ (S. 211), „Sieh dich wohl für, Schaum ist kein Bier“ (S. 206), „Vor Augen süß, im Rücken bitter“ (S. 211).

Wer aber die Absicht merkt, dem wird der oberflächliche Eindruck zum treffenden Ausdruck des verstellten Wesens. Dann sagt er: „Hohle Fässer klingen am meisten“, „Volle Fässer klingen nicht“ (S. 426 f.), „Stille Wasser sind tief“, „Seichte Bäche rauschen am schlimmsten“ (Zoozmann Sp. 1305), „Das schlimmste Rad am Wagen knarrt am ärgsten“ (Seiler a. a. O., S. 88), „Der leere Eimer steigt in die Höhe“ (S. 325), „Leere Ähren stehen aufrecht“ (S. 319), „Viel Spreu, wenig Korn“ (S. 210), „Bäume, welche die meisten Blätter haben, tragen oft am wenigsten Obst“ (S. 433). Und was gilt als wesentlich? Die Kraft, der Mut, die Bereitwilligkeit, etwas zu leisten. „An den Leistungen erkennt man den Menschen, wie den Baum an den Früchten“ (S. 426).

Alles, was die Aufmerksamkeit von diesem Hauptmerkmal

¹⁾ Vgl. „Weiber sind Katzen mit glatten Bälgen und scharfen Tatzen“ (a. a. O.).

²⁾ Vgl. Sprüche Salomos c. 5, 3 f.: „Die Lippen des fremden Weibes sind süß wie Honigseim, . . . aber hernach bitter wie Wermut“.

abzieht, erweckt auch schon den Verdacht, daß es hier etwas zu verhüllen gibt. Als eine der trüglichen Hüllen wird die Sprache erkannt und gekennzeichnet: „Die Zunge ist der falscheste Zeuge des Herzens“ (S. 155), „Das Beste gedacht, das Böste geredt“ (S. 179), „Loben ist nicht Lieben“ (a. a. O.), „Gute Worte ohne Gunst, sind ein Stück von Judas Kunst¹⁾“ (S. 145), „Schöne Worte, böser Kauf“ (S. 210), „Große Worte und Federn, gehen viel auf ein Pfund²⁾“ (S. 223), „Große Worte, kleine Werke“ (S. 393), „In Worten zart, in Werken hart, Gewalt vergeht, das Recht besteht“ (S. 210), „Je mehr Worte, je weniger Werke“, „Je mehr Geschwätz, je minder Herz“ (S. 60), „Worte tun's nicht“ (S. 319), „Auf die Worte kommt's nicht an, Tat macht den Mann“ (a. a. O.), „In Worten keck, in Taten Schneck“ (S. 202), „Ein großer Schwätzer, ein kleiner Bletzer“ (einer der handelt) (S. 210), „Gute Freunde tun guter Freunde Tat“ (S. 397), „Freigebig mit dem Maul, karg mit dem Beutel³⁾“ (S. 211), „Kühe, die am meisten brüllen, geben am wenigsten Milch“ (S. 404), „Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier“ (S. 404), „Hunde, die viel bellen, beißen nicht“, „Verzagter Hund bellt am meisten“ (S. 202), „Schweigender Hund beißt am meisten“ (a. a. O.), „Das Löwenmaul hat ein Hasenherz“ (S. 185), „Er wetzt lieber den Schnabel als den Sabel“ (S. 175), „Freche Rede, zage Tat“ (S. 210), „Hüte dich vor den Schleichern, die Rauscher tun dir nichts“ (Lipperheide

¹⁾ „Fische fängt man mit Angeln, Leute mit Worten“ (S. 224). Nicht nur vor den Worten, sondern auch vor dem Kuß des heuchlerischen Verräters warnen bereits die Sprüche Salomos (c. 26, 23).

²⁾ „Es gehen viel Reden in einen Wollsack“ (Lipperheide a. a. O., S. 712).

³⁾ Vgl. in den Sprüchen Salomos (c. 23, 6) die Warnung vor der unaufrichtigen Gastfreundschaft des Mißgünstigen.

a. a. O., S. 766), „Ich fürchte mich vor zehn nicht, wenn ich allein bin“ (S. 166).

Aber um die Leistungsfähigkeit eines Menschen richtig abzuschätzen, genügt es nicht, was er redet, mißtrauisch zu prüfen. Man muß auch vermeiden, den Eindruck seiner leiblichen Vorzüge und Mängel kritiklos hinzunehmen: Denn „Eine schwarze Kuh gibt auch weiße Milch“ (S. 404, vgl. 185), „Krummes Holz gibt grades Feuer“ (S. 185), „Krumme Bäume tragen soviel Holz als grade“ (S. 404), „Ein krummer Baum trägt oft beßre Früchte als ein geräder“ (S. 433), „Mancher Baum blüht schön und trägt doch keine Frucht“ und „Einen jeden kennt man besser an seinen Früchten als an seinen Blättern“ (a. a. O.), „Schöner Apfel ist auch wohl sauer“ (S. 404), „Was nützt e' schön's Huhn, wenn's keine Eier leit“ (S. 193).

Einen deutlichen Hinweis auf seine persönliche Eigenart liefert ein jeder durch das Urteil, das er über andere fällt. „Man sucht keinen hinterm Ofen, man habe denn selbst dahinter gesteckt“ (S. 427, 189), „Was der Bock an ihm selber weiß, desselben zeihet er die Geiß“ (S. 351), „Was ich selber tu', das trau' ich andern zu“ (S. 401), „Ein Roter traut dem andern nicht“ (a. a. O., die Roten gelten als gottgezeichnete Schälke), „Der Dieb meint, sie stehlen alle“ (S. 401), „Böse Augen sehen nichts Gutes“ (S. 402), „Wer nicht wohl traut, hat selbst eine schlimme Haut“, „Wer nicht traut, dem trau' nicht“, „Argwohn ist ein Schalk¹⁾“ (S. 154).

Mißtrauen erweckt auch eine zwiespältige Gesinnung. „Gott und den Teufel kannst du nicht in ein Glas bannen“ (S. 345), „Was Gottes nur halb ist, ist ganz des Teufels“ (S. 345), „Du mußst dem Teufel die Herberge

¹⁾ „Wer gern andrer Ehre kränkt, ist selten an seiner gesund“ (S. 391). Denn: „Wann der Teuffel, sagt man gemein, der sey nit geren schwarz allein“ (S. 56, Sprichwort bei Hans Sachs).

kündigen, wenn Gott bei dir einziehen soll“ (a. a. O.). Wer eine Sache nicht gern tut, von dem sagt man spöttisch: „er sei aus Halberstadt¹⁾“ (S. 161). Aus einer Eigenschaft wird eine andere erschlossen, die mit ihr zusammenhängt: „Tierschinder, Leuteschinder²⁾“ (S. 210), „Gute Bankettierer, gute Bankrottierer“ (S. 173), „Guter Gesell, schlechter Kindervater“ (S. 182), „Jedermanns Gesell ist niemandes Freund³⁾“ (S. 185 f.), „Eines Freund, keines Feind“ (S. 396), „Die besten Mahner sind die schlimmsten Zahler“ (S. 204), „Lügner können nicht wahr sagen“, „Wer lügt, der schwört auch falsch“ (S. 380), „Wer lügt, der stiehlt, wer stiehlt, der lügt“ (S. 216).

Nach einer Handlung läßt sich eine andere erwarten, die durch sie vorbereitet ist: „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ (S. 373), „Völlerei bringt Buhlerei, Buhlerei bringt Büberei“ (S. 218), „Mit Nesteln (Hefteln an der weiblichen Kleidung) fahet man an zu spielen“ (das Liebesspiel) (S. 145), „Ein Kuß auf den Lippen macht Freundschaft unter der Schippen (Schürze)“ (S. 42), „Wenn sich eine Jungfrau aufs Küssen legt, legt sie sich auch aufs Kissen⁴⁾“ (S. 179), „Je mehr si schreit, je eh si freit, het mer siner Läbig (Lebtag) gseit“ (von betrubten Witwen) (S. 168), „Einmal⁵⁾ Hure ist immer Hure“ (S. 186).

Nach dem Grundsatz: „Einmal betroffen, neunmal getan“ (S. 210), kann man die Bahn, die ein Mensch

¹⁾ Diesen Menschentypus haben schon die Römer nicht bloß beobachtet, sondern für wert gehalten, mit einem besonderen Ausdruck bezeichnet zu werden. Sie nennen ihn „miscix“ oder „miscillio“.

²⁾ Vgl. das Gegenstück in den Sprüchen Salomos (c. 12, 10): „Der Gerechte weiß, wie seinem Vieh zu Mut ist“, vgl. c. 27, 23.

³⁾ „Traue nicht dem, der mit vielen spricht“ (S. 204).

⁴⁾ „Weibern, die 'nen Kuß erlauben, kann man auch noch andres rauben“ (S. 354).

⁵⁾ Vgl. „Einmal Feind, allemal Feind“ (S. 397).

wandelt, schon bestimmen, wenn nur einer seiner Schritte bekannt ist. Manche kleine Züge haben symptomatische Bedeutung: „Wer viel feilscht, hat wenig Geld“ (S. 215), „Wer alles wissen will, weiß gewöhnlich nichts“ (S. 214), „Viel rede ist selten âne luc“ (Lüge) (Lipperheide a. a. O., S. 712), „Hoch schwören zeigt tief lügen“ (S. 185), „Kurz Gebet, tiefe Andacht“ (S. 349), „Das Auge ist des Herzens Zeuge“ (S. 155), „Bös Gewissen oft erschrickt, wenn man ihm nur ins Auge blickt“ (S. 154), „Liebe und Rausch¹⁾. schauen zum Fenster (Auge) hinaus“ (S. 355), „Die Augen sind der Liebe Boten“ (S. 155), „Wasser geht durch Stiefel, Liebe durch Handschuhe“ (man fühlt beim Händedruck die Liebe durch die Handschuhe). „Am Zorn erkennt man den Torn“ (S. 200), „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände“ (S. 204), „Am vielen Lachen erkennt man den Narren²⁾“ (S. 403), „Ein Narr kann mehr fragen als sieben Weise sagen“ (Lipperheide S. 650), „Saghard und Thormann sind Vettern“ (S. 157), „Zuviel reden und zu viel schweigen, das ist allen Narren eigen³⁾“ (Lipperheide a. a. O., S. 711), „Bi rede merk ich toren, den Esel bi den Oren“ (S. 403) sagt Freidank und das Kennzeichen ist überall verwertbar: „An der Rede erkennt man den Mann“ (S. 403); derselbe Gedanke liegt in der Gleichnisrede „Den Hafan am Klang, den Vogel am Gesang⁴⁾“ (S. 182).

¹⁾ Vgl. „Stroh in den Schuhen und Liebe im Herzen gucken überall heraus“ (S. 223), „Husten, Rauch und Liebe lassen sich nicht verheimlichen“ (S. 225). Vgl. Goethe: Westöstlicher Divan I, 5: Geständnis.

²⁾ „Ein Tor erhebt beim Lachen die Stimme, ein tüchtiger Mann wird kaum still lächeln“ (Jesus Sirach c. 21, 20; vgl. c. 19, 30, c. 27, 13). Dem Knistern der Dornen unter dem Kessel vergleicht der „Prediger“ das Lachen des Narren (c. 7, 6).

³⁾ Vgl. Jes. Sirach c. 20, 6 ff. und die Geschichte des allzu schweigsamen „Toren“ Parsival.

⁴⁾ Jesus Sirach c. 27, 5: „Töpferware erprobt der Ofen, den Menschen ein mit ihm geführtes Gespräch“ (vgl. a. a. O. c. 7).

Die Variante: „Den Vogel erkennt man an den Federn“ (S. 428), weist auf die charakterologische Bedeutung der Kleidung¹⁾ hin, „Mit fremden Federn schmückt sich ein Mann“, sobald er einen Schmuck anlegt, der bei ihm nicht Abzeichen seines Standes ist. „Die Ringe tragen, sind Gecken oder Prälaten“ (S. 204). Bezeichnend ist auch das Haus für seinen Bewohner: „Man siehet an dem Neste wohl, wie man den Vogel loben soll“ (Freidank), „Lüderliche Vögel bauen lüderliche Nester“ (S. 703, vgl. 91 oben).

Noch näher liegen Schlüsse von leiblichen auf geistige Merkmale (S. 201): „Krankes²⁾ Fleisch, kranker Geist“ (S. 406), „Voller Bauch, toller Rat“ (Lipperheide a. a. O., S. 44), „Voller Gaul springt“ (Seiler S. 200), „Auf vollem Bauch steht ein fröhlich Haupt“ (S. 198, 407), „Das Gesicht verrät den Wicht“ (den Mann) (S. 201), „Angesicht die Tat ausspricht“, „Eines Menschen Tun und Wesen an der Stirne ist zu lesen³⁾“ (S. 317), „Bissige Hunde haben zerbissene Ohren“ (S. 144), „Keiner gebe sich für einen Helden aus, wenn seine Haut noch ganz ist“ (S. 455), „Schönheit und Keuschheit sind selten beisammen“ (S. 354), „Schöne Weiber und zerschnittene Kleider bleiben gerne hangen“ (S. 223), „En häßlich Wyf is ne gute Haushöldersche“, „Je schöneres Weib, je schlechtere Schüssel“ (S. 352), „Fini zärtli Händli ghöri g'wiß 'n Dändli“ (einer Frau, die nur

¹⁾ Jesus Sirach (c. 19, 30) nennt neben dem Lachen und dem Gang auch die Kleidung als Kennzeichen der Wesensart eines Menschen.

²⁾ „Den Kranken ärgert die Fliege an der Wand“ (S. 406). Das Gegenstück in den Sprüchen Salomons c. 17, 22: „Ein fröhliches Herz bringt gute Heilung, aber ein betrübter Mut vertrocknet das Gebein.“ Vgl. 8, 14: „Mannesmut vermag Krankheit zu tragen“, ferner c. 15, 30; c. 13, 12; c. 14, 30 über die entgegengesetzten Wirkungen, die einerseits gute Nachrichten und erfüllte Wünsche, andererseits lange Hoffnungen u. Neid auf den Körper üben.

³⁾ Jesus Sirach c. 13, 25: „Das Herz des Menschen verändert sein Gesicht, sei es zum Guten, sei es zum Bösen“.

tändelt, aber nicht arbeitet) (S. 42). In der Regel wird es wohl so 'n Dändli auch nicht nötig haben, ihre Samtpfötchen durch Schwielen zu entstellen. Die sind ja doch nur für Leute, denen es versagt ist, mit goldenen Fingerringen Ehre einzulegen¹).

Da zeigt sich schon etwas von dem Einfluß, den die wirtschaftlichen Verhältnisse auf die seelische Entwicklung üben. Aber das ist ein Kapitel, mit dem sich das Volk nicht bloß nebenbei, sondern aufs allergründlichste beschäftigt. Halten wir nun seine vielfältigen Aussagen über Reichtum und Armut aneinander, so entsteht der Eindruck, daß auch hier die Extreme sich berühren: „Gut macht Mut“ (S. 200), „Wo Geld und Gut, da ist kein Mut“ (S. 369). Derselbe Zwiespalt in den Wirkungen wird bei der Armut festgestellt: Sie fühlt sich überall sicher, denn „Ohne Geld, ohne Furcht“ (S. 370). Eben darum heißt sie auch ein fröhlich Ding²) (S. 369). Aber daß sie „fröhlichen Mut nimmt“ (Lipperheide a. a. O., S. 32), hat gleichfalls seine Richtigkeit. „Reich und gerecht reimt sich wie krumm und schlecht“, „Geld macht Schälk und hat manchen an den Galgen gebracht“ (Seiler a. a. O., S. 369). Doch arm und fromm war auch nur bei Joseph im Stall: „Armut macht so viel Hahnreie als Diebe“ (a. a. O., S. 368) und „hat manchen zum Herrn gemacht, aber auch an den Galgen gebracht“ (Lipperheide a. a. O., S. 32). Kurz: „Wo Geld ist, da ist der Teufel, wo keines ist, da ist er zweimal³)“ (Seiler a. a. O., S. 370).

„Was die Armut schwer macht, macht auch den Reichtum schwer“ (nämlich der unzufriedene Sinn) (Seiler

¹) „Schwiele an der Hand hat mehr Ehre als goldner Ring am Finger“ (S. 371).

²) Vgl. „Bettler pfeifen, wenn die Räuber im Walde streifen“ (S. 205).

³) „Nichts haben sind 2 Teufel, ichts (etwas) haben ist ein Teufel“ (S. 214).

a. a. O., S. 370), „Wer spricht hätt ich, der ist arm gewißlich“ (Lipperheide a. a. O., S. 30), „Der Armut geht wenig ab, dem Geiz alles“ (Seiler a. a. O., S. 213), „Der Geizige ist ein reicher Bettler“ (S. 163), „Der Geiz und der Bettelsack sind bodenlos“ (S. 223), „Es sind viele reiche Bettler auf Erden“ (S. 163), „Armut schändet nicht, aber sie drückt“ (Zoozmann: Zitatenschatz, Sp. 89), „Pfennige machen Sorgen“ und die drücken auch (Seiler a. a. O., S. 369).

Das Widerspiel der eben besprochenen Abhängigkeit des Charakters von ökonomischen Verhältnissen liegt in den Veränderungen, die sie ihrerseits unter seinem Einfluß erleiden. Wie die beiden Faktoren ineinandergreifen und sich gegenseitig bekämpfen, veranschaulicht folgender Vielspruch: „Demut hat mich lieb gemacht, Lieb hat mich zu Ehren gebracht, Ehre hat mir Reichtum gegeben, Reichtum tät nach Hoffahrt streben, Hoffahrt stürzt ins Elend wieder, Elend gab mir Demut wieder“ (S. 218).

In der Zeit, wo sich der Charakter erst bildet, in der Jugend, folgt er natürlich besonders leicht dem Antrieb, den ihm wirtschaftliche Momente geben: „Reicher Leute Kinder geraten selten wohl“ (S. 369), denn „Je fetter der Boden, desto mehr Unkraut“ (S. 365). Nur „Harte Jugend macht starke Männer“, „Uf'm harte Bode wachst's beste Holz¹⁾“ (S. 365). Die Entartung beginnt mit der Verleugnung der überlieferten Wirtschaftsmoral: „Was der

¹⁾ Eine verweichlichende Erziehung verleiht den Kindern in ihren eigenen Augen eine übergroße Bedeutung und was daraus entsteht, sagt das französische Sprichwort: „Grands enfans, petits hommes“ (Lipperheide a. a. O., S. 446 aus Weber: Demokrit) und auch das deutsche: „Frühe Herrn, späte Knechte“ (Seiler S. 186). Verweichlicht werden aber besonders die sogenannten „Sorgenkinder“ und das sind vor allem „die einzigen“ (a. a. O.). Daher gerät ein einziges Kind selten (a. a. O.).

Vater erspart, vertut der Sohn¹⁾“ (S. 369), „Fleißige Mutter hat faule Töchter“ (S. 185), „Manch gute Kuh hat ein übel Kalb“ (S. 403). Auflehnung gegen die Familientradition kann allerdings auch bewirken, daß „böse Eltern fromme Kinder machen²⁾“ (S. 185). Aber der Zweck ist immer der eine, den wir schon kennen. Die Jungen, Kleinen, Schwachen suchen sich gegen die Alten, Großen, Starken zur Geltung zu bringen, in erbittertem Kampf³⁾ oder durch bewundernde Nachahmung: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“, „Das Kalb lernt von der Kuh“ (S. 365). Daher heißt es auch „Wer will ein frommes Mädchen han, der sehe sich die Mutter an⁴⁾“ (S. 359).

Der Mensch ist aber nicht bloß Familienmitglied. Er gehört überdies zu einem bestimmten Gesellschaftskreis und trägt bis in die kleinsten Einzelheiten dessen geistiges Gepräge: „Hunde und Edelleute lassen die Tür auf“ (S. 223), „Heiterem Himmel und lachenden Herren ist nicht zu trauen⁵⁾“ (S. 95, 336), „Frau Untreu ist Königin bei Hofe“ (S. 155), „Verheißten ist edelmännisch, halten bäuerisch“ (S. 59 f.). Aber „Wenn der Bauer auf's Pferd kommt, reitet er schärfer als ein Edelmann⁶⁾“ (S. 338).

¹⁾ „Der Vater ein Sparer, der Sohn ein Geuder“ (Seiler S.211).

²⁾ „Een slecht Vader heeft wel een good Kind“ (S. 403).

³⁾ „De Ollen (das Alter) gan vör“, säd de Jung, „stött sinen Vader ut de Luk (Lucke)“. Mecklenburgisches Sprichwort bei Lipperheide a. a. O., S. 16.

⁴⁾ Vgl. als Gegenstück: „Den Vater kennt man am Kind“ (S. 225). Vgl. Jes. Sir. c. 11, 28.

⁵⁾ „Großen Herren und schönen Frauen soll man wohl dienen, doch wenig trauen“ (S. 207), „Herrengunst und Lautenklang klingt wohl und währt nicht lang“, „Dürres Blatt und Fürstenwort nimmt ein jeder Wind mit fort“ (S. 336), „Wetter und Herren mögen sich leicht verkehren“ (S. 205), „Bei Hof gibt man Hände, aber wenig Herzen“ (S. 226).

⁶⁾ Aus einer mittellateinischen Spruchsammlung vom Ende des 10. Jahrhunderts: „Scandet equum rabies cum stulto plur ma

Denn gleich der körperlichen Minderwertigkeit drängt die soziale nach überreicher Entschädigung. Ansonsten begnügt sich der Bauer, dem Druck, der auf ihm lastet, durch lauernde List¹⁾ und passiven Widerstand zu begegnen. „Wenn er nicht muß, regt er weder Hand noch Fuß“ (S. 206, 337). Freilich hilft ihm das wenig. Er muß eben doch. — Zur Arbeit nicht genötigt und demgemäß sprichwörtlich faul ist der Schäfer (S. 340). „Der Schneider mit der Scheer' meint, er sei ein Herr“ (S. 341). Sehr begreiflich. Er macht Kleider und „Kleider machen Leute“. „Ein Landsknecht und ein Bäckerschwein, die sollen allezeit voll sein; denn sie können die Zeit ausrechnen, wo man ihnen wird die Kehl abstechen“ (S. 341). Mit anderen Worten: ein Mensch, der so wenig Zukunft hat wie ein Soldat, braucht für sie nicht vorzusorgen. Ihm ziemt es, die Gegenwart mit sinnlichem Behagen zu erfüllen. Natürlich gelingt das desto besser, je mehr er daran wendet. Erworbenes zu ersparen, ist demnach in seinem Fall nicht bloß unnütz, sondern geradezu schädlich. Und so fliegt denn „Kriegergut tum Fenster ut“ (S. 341). Um aber die „köstliche Neige der Zeit“ (Soldatenlied in „Wallensteins Lager“) voll auszuschöpfen, fügt der Krieger zum verschwenderischen Genuß des Augenblicks die frisch-fröhliche Tat. Damit wird er das rechte Widerspiel des beschaulichen Gelehrten. „Gelehrte Leute sagen: Ich hab's gelesen, Soldaten: Ich hab's getan“ (S. 341), „Gelehrte Leute wissen's, tapfere tun's“ (S. 213). Diesen gebührt der seltene Ehrenname „Lebmeister“²⁾. Jene sind bloß „Lesmeister“ (S. 180), die, zu feig ihre

servo (a. a. O., S. 80, 2), vgl. „Ein Bube auf'm Roß, eine Bübin im Schloss, eine Laus im Grind, ist ein hochmütig Gesind“ (S. 230), „Kein hoffärtiger Tier denn so eine Magd, die Frau wird“ (S. 191), vgl. Spr. Sal. c. 30, v. 21 ff., vgl. Othello, S. 62.

¹⁾ Vgl. „Der Bauer ist ein Lauer (listiger Schelm)“ (S. 227).

²⁾ „Viel Lesmeister, aber wenig Lebmeister“ (S. 180).

Lebensaufgaben anzupacken, studieren, statt zu probieren¹). Daß es mit ihnen nicht ganz richtig ist, zeigt sich ja auch sonst: „Die Gelehrten sind nicht immer die Klügsten“ (S. 367), „Es ist kein Gelehrter, er hat einen Sparren“, „Die Gelehrten, die Verkehrten“ (S. 209, 367), „Je gelehrter, je verkehrter“ (S. 361).

Den Priester verleitet die Ehelosigkeit zur Buhlerei: „Der Pfaff liebt seine Herde, aber die Schafe mehr als die Widder²)“ (S. 167). Der Gehorsam, den die streitbare Kirche mit militärischer Strenge von ihm fordert, und ihr Verbot, Gewalt anzuwenden, verlockt ihn, sich nach Art der wehrlosen und zeitlebens hörigen Frau mit List zu helfen: „Pfaffentrug und Weiberlist geht über alles, was Ihr wißt“ (S. 342).

Das quälende Gefühl der eigenen Ohnmacht ist aber auch ein guter Nährboden für unversöhnliche Rachsucht. Deshalb „vergessen Weiber und Pfaffen nicht³)“ (S. 34). Und wettzumachen sucht der Priester nicht bloß jene Unbilden, die sich gegen seine Person richten. Auch für die Opfer, die ihm sein Stand zumutet, verlangt er Entschädigung. Daher sind „Seelsorger — Geldsorger“ (S.186), „Pfaffen — Nimmsgern, Habsgern, aber nicht Gebsgern und

1) Vgl.: „Probieren geht über studieren“ (S. 200).

2) „Bußväter — Busenväter“ (S. 180).

3) „Weiberrache hat keine Grenzen“, „Weiber und Dummköpfe verzeihen nie“ (S. 353), mit anderen Worten: Unversöhnlich sind die Schwachköpfe und das „schwache Geschlecht“. Gemeinsam ist demnach den beiden Gruppen das Gefühl der Schwäche und diese Schicksalsgemeinschaft erscheint noch enger, wenn wir Sprichwörter wie „Weiber haben langes Haar und kurzen Verstand“ oder „einen vielfältigen Rock und einen einfältigen Kopf“ (S. 354) heranziehen und daraus entnehmen, daß weibliche „Schwäche“ nicht nur als körperliche, sondern auch als geistige Minderwertigkeit hingestellt wird. Vgl. Friedrich Logan über das lange Frauenhaar (Lipperheide S. 203).

Schenksgern“ (S. 154). Noch leichter verfallen sie der Herrschsucht: „Es ist kein Pfäfflein so klein, es steckt ein Pöpstlein drein“ (S. 342), „Demütiger Mönch — hochmütiger Abt“ (S. 210).

Neben dem Stand, dem einer angehört, und dem Beruf, den er treibt, ist auch der Kreis, wo er verkehrt, für ihn charakteristisch: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist“ (S. 398). Denn, da „gleich und gleich sich gern gesellt“, „hocken einerlei Vögel auf einerlei Ast“ (S. 185). Und treffen selbst sehr verschiedenartige Naturen zusammen, schliesslich „hängt einem (doch) an, womit man umgeht¹⁾“ (S. 398). Darum „Besser allein, denn in schlechter G'mein²⁾“ (S. 317). Mancher findet sogar: „Allein ist einem am besten“ (S. 311) und fragt man warum, dann kann er sagen: „Niemand ist weniger allein denn allein“, ferner „Allein bist du nirgends allein“ (S. 163) und „Einsamkeit ist eine Schule der Weisheit³⁾“. Doch wird er nicht leugnen dürfen, daß „Wer sein Brot allein ißt, sein Pferd allein satteln muß“ (S. 394) und Einsamkeit nicht bloß oft genug unbequem, sondern geradezu „gefährlich“ ist (S. 317). Darum gehen Schafe und Kühe zusammen, während der Adler allein fliegt (S. 398). Einer Gefahr kann

1) Daß Umgang mit Klugen klug macht, die Gesellschaft der Toren schädigt, Verkehr mit Zornmütigen eine Neigung zum Jähzorn schafft, steht schon in den Sprüchen Salomos (c. 13, 20; c. 22, 24 f.). Jesus Sirach (c. 13, 1) warnt, sich mit dem Hochmütigen abzugeben. Sonst bleibt sein Fehler an einem haften wie Pech, das man angreift.

2) Sprüche Salomos (c. 21, 19): „Besser in einer Wüstenei wohnen als mit einem zänkischen, zornigen Weibe“.

3) Zugunsten der Einsamkeit spricht auch der Zweifel, ob wahre Gemeinschaft überhaupt möglich sei. Und der ist recht alt. Behaupten doch schon die Sprüche Salomos, keiner könne sich so in den Zustand eines anderen versetzen, daß er dessen Freud und Leid vollkommen teile (c. 14, 10, vgl. S. XII, Anm. 2).

jedoch selbst der Stärkste nicht entgehen, wenn er sich auf sein Ich zurückzieht: „Einsamkeit macht eigensinnig“ (S. 317). Besonders verderblich wirkt sie in den Jahren des Wachstums und Reifens: „Der Baum, der allein steht, verkrüppelt“ (S. 432).

Aber mögen wir, um ein Urteil über ein Individuum zu gewinnen, diese oder jene Lebensäußerung heranziehen, zunächst muß die eine richtig erfaßt werden. Das gelingt nur, indem wir bedenken, daß es nicht „dasselbe ist, wenn zwei dasselbe tun“ (Zoozmann a. a. O., Sp. 257). Mit anderen Worten, jede Handlung erlaubt an und für sich mehrere Deutungen und gewinnt erst dann einen bestimmten Sinn, wenn wir ihren Urheber als eine geschlossene Einheit, sie selbst als deren dienendes Glied betrachten¹⁾. Auch darf man ja nicht übersehen, daß nicht „allen Bäumen einerlei Rinde gewachsen ist“ (S. 403). Richtig zu individualisieren fällt uns freilich nicht immer leicht. „Wo alle hinken, lacht man über gesunde Füße“ (S. 390). Viel schlimmer fehlt der Satte, der dem Hungrigen nicht glaubt, (S. 369) oder ein Erwachsener, wenn er im Verkehr mit Kindern nicht bedenkt, daß es „eben Kinder sind“, er selber einst ein Kind war²⁾ und jedes Alter seine Weisheit hat (S. 365). In den entgegengesetzten Irrtum verfällt die Jugend³⁾. Um das Recht ihrer Eigenart sicher zu behaupten, tut sie, als wären die Alten Wesen ganz anderer und völlig

¹⁾ „Habe ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln“ sagt Schillers Wallenstein (W. Tod II, 3). Daß dieser Kern auch den Wechsel der Lebensalter überdauert, bezeugt das Sprichwort: „Der alte Mann schmeckt nach dem jungen“ (S. 362).

²⁾ „Alte Kuh gar leicht vergißt, daß sie ein Kalb gewesen ist“ (Lipperheide S. 12).

³⁾ Ihn zu vermeiden rät folgender Hausspruch: „Die Alten ehre stets, du bleibst nicht ewig Kind, sie waren wie du bist und du wirst, wie sie sind“ (Lipperheide a. a. O., S. 13).

bedürfnisloser Art. Indes lüstet es auch alte Katzen nach Milch, leckt auch alte Geiß gern Salz (S. 362), und alte Menschen sind erst recht lecker und lüstern¹⁾. Denn als Menschen folgen sie nicht blindlings dem tierischen Bedürfnis, sondern tragen planmäßig ihrer Lage Rechnung und die ist so traurig²⁾, daß sie den Gedanken, sich in die Lust zu flüchten, nahe legt. Darum ist „nichts unkeuscheres mit Scherz, als eines alten Mannes Herz“.

Diese verzweifelte Vergnügungssucht zeigen vor allem jene Greise und Greisinnen, von denen es heißt, daß sie beim Tanzen viel Gestäub machen (S. 355, 363). Dafür bekommen sie zu hören: „Bist du wohl alt geworden, so wolle nicht wieder jung werden“ (S. 363). Aus Furcht vor derlei Mahnungen entsagen viele, wenn sie zu Jahren kommen, grundsätzlich dem Lebensgenuß und handeln nach dem Wort: „Im Alter kommt der Psalter“ (S. 363). Der fromme Eifer ist natürlich um so größer, je mehr er gutzumachen hat: „Junge Bettschwestern — alte Betschwestern“ (S. 175) und „Der Teufel will, wenn er alt geworden ist, Mönch werden“³⁾ (S. 363). „Mancher ergibt sich Gott, wenn der Teufel abdankt“ (Zoozmann Sp. 364).

Die Betrachtung, die wir dem Sprichwort als Zeugnis und Quelle reich entwickelter und weit verbreiteter Menschenkenntnis gewidmet haben, ist so ausführlich geworden, daß es sich erübrigt, aus demselben Gesichtspunkte Märchen und Fabeln eingehend zu betrachten. Denn daß in diesen Arten volkstümlicher Epik derselbe Geist lebt wie in der volkstümlichen Gnomik, beweisen jene Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, die

1) „Wenn das Sprichwort liegt an dem tagh, daß nichts unkeuscheres sei mit Scherz...“ (Hans Sachs a. a. O. S. 56).

2) „Alter ist ein schweres Malter“ (S. 202).

3) Vgl. „Wenn der Teufel krank wird, will er Mönch werden“ (S. 202).

aus Fabeln und Märchen stammen. Beispielshalber seien genannt: „Wenn der Fuchs predigt, so hüte die Gänse“ (S. 29), „Die Trauben sind zu sauer, sagte der Fuchs, als er nicht dazu konnte“ (S. 430), „Der Wolf beißt das Schaf um geringer Ursache“ (Trübung des Wassers) (S. 429), „Ich nehme gleich ein Gerstenkorn für eine Perle, sagte der Hahn“. Blinde Vertrauensseligkeit „nährt die Schlange am Busen“ oder „wagt sich in die Höhle des Löwen“. Feigheit nimmt an einem gefallenem Gegner mit dem „Eseltritt“ Rache. Vom Prahler heißt es, daß er sich wie die eitle Krähe „mit fremden Federn schmückt“ oder sich „aufbläst wie ein Frosch“. Unverschämt kann übrigens so ein „Frosch“ auch werden. Als wäre er der leibhaftige Froshkönig will er gern in den Busen, wenn er in den Schoß kommt (S. 406). Wer „wartet, bis ihm die gebratenen Tauben ins Maul fliegen“, benimmt sich, als lebte er im Schlaraffenland, wer „das Pferd hinter dem Wagen einspannt“, scheint aus dem „verkehrten Land“ zu kommen, wer im Elternhaus hinter seinen Geschwistern zurückgesetzt wird, gilt als „Aschenbrödel“. Auch der entgegengesetzte Fall, die sichtliche Bevorzugung eines Kindes vor den anderen und ihre unheilvollen Folgen haben ein volkstümliches Symbol: Das ist „der bunte Rock“ des biblischen Josef (Genesis I, c. 37, 3). Und welche Fülle von Menschenkenntnis schenkt uns schon die eine allbekannte Geschichte.

Sie zeigt einen Jüngsten, der statt dem Herkommen¹⁾ gemäß zu den ältern Brüdern aufzuschauen, lieber auf sie herabsehen möchte und in dem Vorzug, den ihm der Vater einräumt²⁾, eine Bekräftigung seiner Ansprüche

¹⁾ Jesus Sirach c. 35, 3: „Sprich Älterer, dir kommt's ja zu“.

²⁾ Wie Shakespeares Lear (I, 2) macht es Jakob augenfällig, daß dem geltenden Brauch zum Trotz unter seinen Kindern das „letzte“ darum keineswegs „das geringste“ ist (last not least).

findet¹⁾. Wie weit sie sich versteigen, gesteht er wohl nur im Traum (a. a. O., V. 5 ff.), hier sind sie aber wahrhaft maßlos. Nicht allein die Geschwister, sondern auch die Eltern sollen sich vor ihm bücken, ja selbst den Sternen am Himmel mutet er zu, ihn zu ehren, als wäre er an Gottes statt der Führer des Himmelsheeres²⁾ (vgl. Jes. 40, 26). Die feindlichen³⁾ Brüder nennen ihn deshalb höhnisch „den

¹⁾ Dazu ist er besonders dann berechtigt, wenn der sogenannte „bunte Rock“, den ihm die Huld seines Vaters verleiht, in Wahrheit ein Kleid mit langen Ärmeln ist. Denn das hat mehr zu bedeuten als irgend ein farbiger Zierrat, das kennzeichnet seinen Träger als einen Menschen, der nicht zu arbeiten braucht, weil er ein Prinz ist oder sich's leisten kann, das bequeme Leben eines Prinzen zu führen. (Vgl. H. Gunkel: Die Schriften des Alten Testaments: I 1, Die Urgeschichte und die Patriarchen S. 252 unten.)

²⁾ Dass ein Mensch dieses Kommando wirklich ergreift und erfolgreich führt, scheint dem alten Israel nicht einmal undenkbar. Erzählt es doch von seinem großen Vorkämpfer Josua, er habe, um einen Sieg über die Amoriter zu vollenden der Sonne den Untergang, dem Mond den Aufgang verboten. (Josua c. 10, 12 ff.). Diese zauberische Verlängerung eines blutigen Schlachttages hat ihr Widerspiel bei Homer, wo Hera zum Schutz der geschlagenen Achäer, den verfolgenden Trojanern zum Schaden, vor der Zeit die Nacht heraufführt (Ilias XVIII, 239 ff.). An überirdischer Kraft ist demnach der hebräische Heros der griechischen Göttin ebenbürtig und der junge Josef möchte es wohl auch so weit bringen. Durch seine frühen Größenträume erinnert er aber zugleich an den kleinen Moses, der nach einer bei Josephus überlieferten Legende (Antiquit. Judaic. II, 9) mit einer Krone spielt. (Vgl. H. Greßmann Moses und seine Zeit S. 6, 2.) Mitten inne zwischen Josefs und Moses Kindheitsgeschichte steht ein altmakedonisches Märchen von Perdikkas, dem jüngsten unter drei Brüdern, der durch seine Geistesgegenwart in den Besitz des Sonnengoldes gelangt und schließlich das einheimische Königshaus begründet. (Herodot VIII, 137, vgl. F. Aly: Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot, S. 197.)

³⁾ Sie warfen schon deshalb einen Haß auf ihn (c. 37, 4), weil sie es nicht gutwillig ertragen konnten, daß ihr Vater den Spätling

Träumer“ (V. 19). Doch der eitle Träumer wird ein hell-sichtiger Traumdeuter und gewinnt damit den Zugang zu wirklichen Erfolgen. Anfangs bewährt er seine Kunst an Pharaos Dienern (c. 40), dann darf er diesen selbst beraten (c. 41), wird durch sein Vertrauen zum Vizekönig erhoben, bewahrt auf dem Posten das Land vor dem Hungertod und rettet schließlich auch die eigene Familie.

Ein Jüngster, der die großen Brüder, unbekümmert um die Mißachtung, die sie ihm bekunden, weit überflügelt, ist auch der Riesentöter David¹⁾ (Samuel I, c. 17).

Ihm steht wieder Gideon nahe. Denn er fühlt sich

Josef mehr liebte als alle die andern Söhne (c. 37, 4). Ihre Feindschaft entspringt demnach der Eifersucht und was die vermag, zeigt die Geschichte des Brudermörders Kain. Der ergrimmete gewaltig und ließ sein Antlitz hängen, weil der Vater im Himmel auf das Opfer des jüngeren Abel gnädig schaute, auf seines aber nicht (c. 4, 1 ff., vgl. Gunkel S. 70).

¹⁾ Tiefstes Verständnis für die Psychologie des Jüngsten zeigt ein nur in der griechischen Bibel überlieferter Psalm, von dem die Überschrift behauptet, David habe ihn nach dem Zweikampf mit Goliath gedichtet (N. 151): „Klein war ich unter meinen Brüdern und jünger im Hause meines Vaters und weidete die Schafe meines Vaters (Ps. XXII, 7). Und es erhob mich der Herr von den Schafen und salbte mich mit seinem Salböl. Meine Brüder waren schön und groß und doch fand der Herr an ihnen kein Wohlgefallen. Schande wälzte ich ab von Israel.“ Im vollsten Einklang mit dieser Selbstcharakteristik Davids steht der berühmte Lob-spruch, den der Prophet Micha in einer messianischen Weissagung der Davidstadt Bethel widmet (c. 5, 1 ff.). Obwohl sie unter Tausenden die kleinste ist in Juda, wird doch aus ihr der Herr Israels hervorgehen. Was aber hier nur eine Stadt betrifft, läßt Deuterocesaja allen Stämmen Israels zuteil werden (c. 60, 22): „Der kleine wird zu tausend und der geringe zum mächtigen Volk“. Und das ganze Volk? Es fühlt sich als ein Baustein, den die Bauleute verschmähten, (vgl. Jerem. c. 51, 26), aber just darum auch als Eckstein (Psalm CXVIII, 22). Im selben Geist hofft es, am Tage des Herrn werde sein Schwächster wie David sein und das Haus Davids wie göttliche Wesen, wie Engel des Herrn (Sacharja c. 12, 8).

berufen, als „streitbarer Held“ (Richter c. 6, 12) „Israel zu erlösen“, wiewohl seine Sippe im Stamm Manasse die kleinste ist und er selbst der kleinste im Hause seines Vaters (V. 15).

Noch handgreiflicher ist die Bedeutung des Altersunterschiedes der Geschwister in der Erzählung von Jakob und Esau. Obschon die beiden ein Zwillingsspaar bilden, gewinnt doch Esau, weil er einen Augenblick früher den Mutterleib durchbricht (Genesis c. 25, 25), das Recht der Erstgeburt und läßt dem anderen, der ihn mißgünstig an der Ferse festhält (V. 26), nur die Sehnsucht, sich an seine Stelle zu setzen (vgl. Gunkel S. 197). Daß der benedictete Bruder nicht wie Abel von Kain mit Gewalt, sondern mit List bekämpft wird, kommt von seiner körperlichen Überlegenheit. Aus demselben Grund wird Esau ein rüstiger Jäger (V. 27 ff.), der durch schmackhafte Jagdbeute den Vater für sich gewinnt, während der zarte Jakob daheim bleibt, sich bei Muttern lieb Kind macht und in der Schule des schwachen Weibes jene Schlaueit erwirbt, die für ihn so bezeichnend ist, daß sie zur Deutung seines Namens verwendet wurde (c. 27, 36, vgl. Gunkel a. a. O., S. 206). Ihr dankt er auch den gewaltigen Sieg, an den sein stolzer Titel Israel „Gotteskämpfer“ (c. 32, 29) erinnert. Denn im nächtlichen Ringkampf ein dämonisches Wesen zu bezwingen, gelingt ihm nur durch einen besonderen Ringergriff und ein solches Mittel zu gebrauchen entspricht ganz seiner auch sonst bewährten Pfiffigkeit (c. 32, 26, vgl. Gunkel a. a. O., S. 231). Mithin kommt hier das Ideal des Schwachen, sein Selbst bis zur Gottähnlichkeit zu erhöhen¹⁾, noch deutlicher zum Ausdruck als in Josefs Sternentraum.

¹⁾ „Ich habe dir unter die Augen treten dürfen, wie man Gott unter die Augen tritt, und du hast mich freundlich angesehen.“ So sagt Jakob zu Esau, der ihm bei seiner Rückkehr aus Aram

Kräftig veranschaulicht und zugleich scharf verurteilt wird dasselbe Ideal beim Propheten Ezechiel (c. 31, vgl. c. 19, 10 ff.) und im Buche Daniel (4, 7 ff.) durch ein weit ausgeführtes Gleichnis von dem Baum, der sich höher und höher reckt, bis er plötzlich gefällt wird, weil die göttliche Weltordnung dafür sorgt, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen“¹⁾ (vgl. Gunkel: Das Märchen im Alten Testament, S. 21 ff.).

an der Spitze von 400 Kriegerern entgegenkommt (c. 33, 1, 10). Der Erfolg, den er mit dieser Schmeichelrede erzielt, zeigt, wie gut sie zum Charakter des Angesprochenen paßt. Demnach hegt wohl auch der Bruder des „Gotteskämpfers“ den Wunsch, wie Gott zu werden. Und ist das zu verwundern? Himmelstürmendes Geltungsstreben ist ja die Antwort auf ein tiefes Schwächegefühl und sich schwach zu fühlen hat Esau noch mehr Grund als Jakob. Dem fehlt es nämlich nur am leiblich Tüchtigen, ihm selbst an „geistigen Eigenschaften“. Und was das bedeutet, lehrt das Schicksal der vorweltlichen Riesen, die hoch an Wuchs und kundig des Krieges (Baruch c. 3, 23 ff.) dennoch zugrunde gingen durch ihre Torheit. Daß sie sogar töricht genug waren, auf ihre Riesenkraft bauend, sich mit Jahve zu messen (Jesu Sirach c. 16, 7, nach Gunkel: Das Märchen im Alten Testament, S. 95, dazu Hiob c. 15, 26), bestätigt unsern Eindruck, auch Esau, ihr verjüngtes Ebenbild, sei nicht frei von einem dummstolzen Anspruch auf Gottähnlichkeit (vgl. die tölpischen Riesen und klugen Zwerge des deutschen Volksmärchens).

¹⁾ Ezechiel selbst sagt ein andermal, daß Gott die hohen Bäume erniedrigt, die niedrigen erhöht (c. 17, 24, vgl. Sacharja c. 11, 2, Jesaias c. 2, 12 ff., c. 10, 33, Hiob c. 12, 23, Psalm XXXVII, 35, Jesus Sirach c. 10, 15 ff., c. 20, 11). Noch ursprünglicher wirkt das Bild bei Amos, der es auf die riesengroßen Ureinwohner Palästinas, die Amoriter, anwendet (c. 2, 9). Die waren lang wie die Cedern und stark wie die Eichen. Dennoch tilgte Jahve ihre Krone oben, ihre Wurzel unten und sie verschwanden vor Israel. Nicht so schlimm, aber doch schlimm genug geht es bei Deuteromesaja den hochgewachsenen Leuten von Sela. Sie erniedrigten sich freiwillig vor dem Volk Gottes (c. 45, 14 ff.), dem derselbe Tröster auch verheißt, Könige und Königinnen würden ihm der-

Dieselbe Überzeugung spricht aus der Geschichte vom babylonischen Turm (Genesis c. 11). Bis zum Himmel sollte er reichen, damit er auf Erden überall sichtbar sei und die Menschen davor bewahre, sich gänzlich zu zerstreuen (V. 4). Aus einer Art Furcht entsprang demnach der Plan des Riesenbaus. Aber, einmal vollendet, hätte er seinen Schöpfern für immer das Gefühl der Allmacht gegeben¹⁾ und deshalb wurden sie vorher von Gott zersprengt²⁾ (V. 6).

Nächst verwandt mit dieser ist die Erzählung vom Sündenfall (Genesis c. 3, vgl. Gunkel S. 97 f.).

einst dienen und seine Kinder warten (c. 60, 10, 16; c. 49, 22 ff.; vgl. Psalm LXXII, 11). Das Widerspiel dieser frommen Demut ist die vermessene Selbstüberhebung, mit der das abtrünnige Is:rael ruft: „Nein, auf Rossen wollen wir glänzen“, auch dies ein klarer Ausdruck eines leidenschaftlichen Verlangens nach Größe und Höhe (Jes. c. 30, 16). Vgl. Hos. c. 14, 4, Ps. XXXIII, 17.

¹⁾ Dieselbe Entwicklung zeigt uns Obadjas Prophezeiung über Edom. Ein kleines von seinen Nachbarn verachtetes Volk sucht Schutz auf unzugänglichen Felsen, fühlt sich aber dort oben so wohlgeborgen (Num. c. 24, 21; Jerem. c. 33, 16; Habakuk c. 2, 9; Spr. Sal. c. 30, 26; Ps. 27, 5; 30, 8; 31, 3, 5), daß es hochmütig jedermann Trotz bietet (vgl. Jer. c. 49, 16) und tut, als wäre es gar nicht mehr von dieser Welt, sondern hauste mitten unter den Sternen (c. 1, V. 1 ff.). Der Gedanke, daß jemand versuchen könnte, in den Himmel aufzusteigen und daselbst seine Macht zu begründen, findet sich übrigens auch bei Jes. c. 14, 12 ff., Jeremias (c. 51, 53) und da er hier für Babel in Anspruch genommen wird, erscheint seine Beziehung zur Turmbaugeschichte noch enger.

²⁾ Auch der Frevler, wie ihn einer der Mitunterredner Hiobs kennzeichnet, strebt den Himmel zu erreichen, aber nicht auf dem Umweg über einen Riesenbau, sondern geradewegs durch die eigene Riesengröße (c. 20, 6). Wieder eine echt mythische Vorstellung. Sie erinnert an die Geschichte von den Riesen, die schöne Menschentöchter zu Müttern, aber „Göttersöhne“ zu Vätern hatten und darum für Gottes Herrschaft so bedrohlich schienen, daß er ihr Leben auf 120 Jahre verkürzte. Der Unsterblichkeit beraubt, waren sie nicht mehr göttlich wie ihre Erzeuger, sondern

Das erste Menschenpaar lebt ohne Arbeit und unbekannt mit dem gewichtigen Unterschied von Mann und Weib, von Gut und Böse im Wundergarten seines göttlichen Vaters. Schon deshalb sind Adam und Eva rechte Kinder (Gunkel S. 59), aber nicht bloß deshalb. Im selben Sinn wirkt ein furchtbar strenges Verbot, das ihnen der hohe Herr auferlegt. Bei Todesstrafe sollen sie nicht kosten vom Baum der Erkenntnis. Das genügt, um in ihrer Seele ein wahrhaft kindliches Gefühl wehrloser Ohnmacht zu wecken. Doch ergreift es die beiden nicht mit gleicher Wucht. Tiefer erschüttert als der Mann wird die „Männin“ (c. 2, 23), der schon ihr Name sagt, daß sie nicht nur vom gemeinsamen Gebieter abhängt, sondern auch von ihrem Genossen¹). Dafür hat sie auch „das stärkere Verlangen, wie Gott zu werden, wissend Gutes und Böses“ (c. 3, 5) und so folgt zuerst das schwache Weib der Stimme der Versuchung.

nur noch gewaltige Helden (Genesis c. 6, Gunkels Kommentar S. 76 ff.). Dieselben Gedanken, die aus dieser und der Turmbausage sprechen, leiten noch den Propheten Ezechiel bei seiner Weissagung über den damals von den Assyrnern schwer bedrohten König von Tyrus (c. 28). Er, der früher herrlich war wie ein Cherub auf dem Gottesberg, soll jetzt von seiner Höhe stürzen und während er bisher ein Gott zu sein glaubte, weil er wie Götter mitten im Meere wohnte, wird er es bald zu fühlen bekommen, daß er nur ein Mensch ist (vgl. Psalm 9, 20 f., Makkab. II 9, 12). Selbstvergötterung treibt übrigens nach dem Zeugnis des Jesaias auch Babel „die Herrin der Reiche“ (c. 47, 5). Denn indem sie denkt: „Ich und sonst niemand“ (V. 8, 10, vgl. Jesus Sirach c. 33, 12) beansprucht sie eine so unvergleichliche Einzigkeit, wie sie nicht einmal ihren Göttern zukommt, sondern nur dem einen Gott, den Israels Propheten lehrten (vgl. Jes. c. 40, 18, 25; c. 46, 5; Jerem. c. 10, 6, c. 49, 19).

¹) Im Hinblick auf die schlimmen Absichten des höllischen Feindes, von denen er schon Kenntnis hat, mahnt Miltons Adam seine Gattin, niemals „von der treuen Seite, die ihr das Dasein gab,“ zu weichen. Auch soll sie bedenken, daß am sichersten vor

„Wie Gott!“ Derlei wagt das Alte Testament, das diese Wesensart so scharf von der unsern scheidet (Num. 23, 19, Hosea 11, 9; Jes. 31, 3), nur einem Menschen nachzusagen und das ist Moses, dessen Amt es war, über Pharaon, dem Unterdrücker Israels, selbst als wunderthätiger Gott zu walten (Exod. c. 7, 1), zwischen Gott und Israel treulich zu vermitteln. Nur deshalb durfte er mit dem Herrn reden wie ein Mann zu seinem Nächsten (Exod. c. 33, 11, vgl. Num. c. 12, 7 f., Deuteron. c. 34, 10) und ihm so nahe kommen, daß der Widerschein der göttlichen Majestät mit furchtgebietendem Glanz auf seinem Antlitz strahlte¹⁾ (Exod. c. 34, 29 ff.). Und dennoch. Er, der so sichtbar berufen war, „Himmelslehr’ in Erdesprachen“ zu verkünden, übernahm seine erhabene Aufgabe mit dem drückenden Gefühl, zu ihrer Lösung schlechter gerüstet

Gefahr und Schmach das Weib nur bei ihrem Manne ist, der sie beschützt und alles mit ihr trägt (Verlorne Paradies IX, 265 ff.). Eva bestreitet nicht, die Schwächere zu sein. Aber um so rühmlicher wäre es, wenn sie aus eigener Kraft den Bösen überwände (vgl. 383 f.). Dieser ehrgeizige Gedanke treibt sie, sich von Adam abzusondern (vgl. 1153 f.) und das ist der Anfang des Sündenfalls. Denn in der Einsamkeit naht ihr der Satan und kaum hat sie auf seinen Rat, wider Gottes Gebot, vom Baume der Erkenntnis gegessen, gerät sie noch tiefer in die Ichsucht und erwägt, ob es nicht besser wäre, „der Erkenntnis Überlegenheit für sich zu behalten“. Aber auch der Ursprung ihrer verhängnisvollen Verirrung wird erst jetzt recht deutlich. Sie denkt an des Weibes Mängel, die es verschulden, daß sie Adam nachsteht, ihm weniger Liebe einflößt, als sie möchte, und nicht einmal frei ist. Wieviel besser stünde es um sie, wenn es ihr gelänge, den Eheherrn zu erreichen oder gar noch höher zu kommen (815 ff., vgl. 1184 ff.). So deutlich erkennt ein Dichter wie Milton in der Paradiesgeschichte den Kampf der Frau gegen den Vorrang des Mannes.

¹⁾ H. Großmann: Mose und seine Zeit S. 268 zu „Jahves Hymnus auf Moses“ (Num. c. 12, 7 ff.): „Aaron ist Prophet, Mose aber Halbgott“, wie wir ihn heute mit einem terminus technicus nennen würden.

zu sein als jeder andere. Denn er hatte seit jeher eine schwere Sprache und eine schwere Zunge (Exod. c. 4, 10 ff., vgl. c. 6, 12, 30; c. 7, 1). Fließend und deutlich sprechen, wem müßte das so schwer fallen wie ihm, dem Stammer? (Jes. c. 32, 4.) Freilich dafür konnte es auch keiner mit solcher Inbrunst ersehnen¹⁾, und die gab ihm schon einen mächtigen Vorsprung.

Als siegreiche Überwindung heftiger Sprechangst kennzeichnet auch der Prophet Jeremias seine rednerische Tätigkeit (c. 1, 6 ff.). Von Moses unterscheidet ihn nur der Umstand, daß ihn kein dauerndes Gebrechen schreckt, sondern das peinliche Gefühl, er sei immer noch ein Knabe²⁾.

Neben die Propheten, die ihre Sprachwerkzeuge nur mühsam, aber mit erschütternder Gewalt in Tätigkeit setzen, gehört der „linkische“ Gottesstreiter Ehud, der seinen Fehler zum Vorzug wandelt³⁾, indem er mit der

¹⁾ Es ist dieselbe Sehnsucht, die den Lahmen auf die Beweglichkeit des Hirsches, die Unfruchtbare auf sieben Kinder, den Ennuchten auf einen ewigen Namen (Jes. c. 56, 3 ff.) harren läßt (Jes. c. 35, 6; Samuel I. 2, 5), den ans Bett Gefesselten antreibt, sein Siechtum zu verleugnen (Jes. c. 33, 24), den Schwächling, sich zum Helden zu erklären (Joel 4, 10), den Träumer, sein „geschlossenes Auge“ für hellichtig zu halten (Num. c. 24, 3, vgl. c. 22, 8 f.).

²⁾ H. Greßmann (S. 43) sieht in dieser Übereinstimmung einen Beweis, daß Mosis Ungewandtheit im Sprechen erst in verhältnismäßig später Zeit erfunden wurde, als man schon gewohnt war, die Gottesmänner für Redner von Gottes Gnaden zu halten. Aber hat nicht Greßmann selbst hervorgehoben, daß leidenschaftliche Zornausbrüche für Moses sehr bezeichnend sind? (S. 480). Und woher stammt dieser Charakterzug? Aus den Schwierigkeiten, die er seit jeher hatte, sich verständlich zu machen. Stotterer sind und waren immer auch jähzornig.

³⁾ Das tun auch jene auserlesenen 700 Schleuderer aus dem Stamm Benjamin, die ihr Ziel aufs Haar genau treffen, obgleich sie alle Linkser sind (Richter c. 20, 16), vgl. die beidhändigen Benjaminiten Chronik I, c. 12, 1 ff. Dieselbe Eigentümlichkeit

Linken und deshalb unerwartet einen Schwertstoß führt, der einen schlimmen Unterdrücker Israels, den Moabiterkönig Eglon, niederstreckt (Richter c. 3, 12 ff.).

Kein leibliches Gebrechen, aber ein sozialer Makel lastet auf einem anderen von den „Richtern,“ dem Bastard Jephthah (Richter c. 11). Von seinen echtbürtigen Brüdern aus dem Vaterhaus verjagt, von seiner Vaterstadt Gilead im Stiche gelassen, zieht er trutzig ins Elend, umgibt sich mit einer Bande ihm gleichgesinnter Habenichtse und läuft Gefahr, in jenem gemeinschaftsfeindlichen Abenteurertum zu versinken, dem der natürliche Sohn Abrahams, der „Bogenschütze Ismael“, mit Kindern und Kindeskindern anheimfiel (Genesis c. 16, 12, vgl. c. 21, 20). Doch Jephthah wird von den Ältesten heimgelufen, damit er sie gegen die Kinder Ammons schütze, und er gewährt ihre Bitte unter der Bedingung, daß sie ihn zu ihrem König erheben. Der enterbte Bastard begnügt sich eben nicht, ein Bürger zu werden, wie sein Vater war. Er strebt höher und verlangt die Königskrone.

Noch zügelloser entwickelt sich die Herrschsucht Abimelechs, den Gideon mit einem Keksweib in Sichem gezeugt hat. Auf seine Mutterstadt gestützt, bahnt er sich den Weg zum Thron, indem er 70 vollbürtige Brüder in Gideons Stammsitz Ophra mörderisch überfällt (Richter c. 8, 31, c. 9).

besitzt das Urbild germanischen Heldentums, der Kriegsgott Ziu Tyr in noch höherm Grade. Er hat nämlich nur einen Arm und das ist just der linke. An einer schweren Asymmetrie seines Körpers leidet übrigens auch Wodan. Er ist einäugig. Aber gerade deshalb bleibt ihm vom Vergangenen und Zukünftigen nichts verborgen. Denn Mimir, dem er das andere Auge zum Pfande gab, läßt ihn dafür aus seiner Quelle Weisheit schlürfen. Das ist im Grund derselbe Ausgleich, der den Griechen Tiresias für den Verlust des Augenlichts mit der Verleihung der Sehergabe entschädigte.

Nur der Jüngste, Jotham, entkommt (c. 9, 5 ff.), warnt die Sichemiten vor ihrem neuen Herrn und enthüllt in einer Pflanzenfabel, mit der er seine Rede beginnt, den tiefsten Grund alles Willens zur Macht¹⁾. Wer wie der Ölbaum, der Feigenbaum und der Weinstock Gott und Menschen zum Wohlgefallen und fruchtbar wirkt, hat nicht die geringste Lust zu herrschen. Nur wer dem Dornstrauch gleicht, der nichts hervorbringt, ja nicht einmal Schatten spendet, möchte den Gewalthaber spielen und lodert auf in verzehrendem Grimm, wo ihm Widerstand begegnet (vgl. Micha c. 7 u. Gunkel: Das Märchen im Alten Testament, S. 16 ff.).

Ein König, dessen Regierungsprogramm an den Dornstrauch in jenem Gleichnis erinnert, ist Salomos Sohn Rehabeam (Reg. I, c. 12). Das schwere Joch, das sein Vater dem Volk auferlegte, will er durch ein schwereres ersetzen und statt der Ruten, mit denen es bisher gezüchtigt wurde, Skorpione einführen. Woher diese Lust an der Grausamkeit? Israel, der Bedrückungen, die es unter Salomo litt, überdrüssig, hat von seinem Erben, bevor es ihn zum König wählt, Erleichterungen gefordert. Die alten Räte mahnen Rehabeam nachzugeben, die jungen, die mit ihm aufgewachsen sind, widersprechen heftig und erfolgreich. Milder als der Vorgänger wäre in ihren Augen schwächer. Darum lieber gleich härter. Dann könne er sagen: „Mein kleiner Finger ist dicker als meines Vaters Lenden“ (V. 10).

Schon bei Lebzeiten des Erzeugers sich über ihn zu stellen, wagt von Jakobs Söhnen der jüngste, Josef, nur im Traum, der älteste, Ruben, in Wirklichkeit. Aber wenn

¹⁾ Seine höchste Spannung erreicht er wohl bei dem Herrn des assyrischen Weltreichs, der sich rühmt, der Völker Reichtum wie Vogelnester erworben und alle Reiche der Erde wie verlassene Eier aufgrafft zu haben (Jes. c. 10, 14). S. LXXXIV Nachträge 1).

er sich auch zu Bilha, seines Vaters Kebsweib, legt (Genesis c. 35, 22), hebt er doch nur symbolisch dessen Mantelzipfel in die Höhe (Deut. c. 23, 1, vgl. Levit. c. 20, 11, Ezech. c. 22, 11). Handgreiflich diese verfluchte Schandtät zu begehen vermißt sich bloß Noah's Jüngster, Cham, der Stammvater der unzüchtigen Kananaeer (Gen. c. 9, 22, vgl. Gunkel, S. 88 f.).

So geflissentliche Verächter der Pflichten kindlicher Ehrfurcht (vgl. Micha c. 7, 6) mahnen bereits an Absalom, der sich gegen seinen Vater, den König David, gewaltsam auflehnt (Samuel II, c. 15 ff.). Die Beziehung erscheint noch enger, wenn man bedenkt, daß der rebellische Prinz den Frevel des respektlosen Ruben in vergrößertem und verstärktem Maße begeht. Offen und mit Davids ganzem Harem pflegt er Umgang, um zu zeigen, daß jetzt er der Herr¹⁾ ist (c. 16, 21).

Der Kampf um Macht und Geltung, der Väter und Söhne entzweit, wird freilich von beiden Seiten geführt (vgl. Maleachi c. 3, 24, Micha c. 7, 6). Die junge Generation neidet der alten, was sie besitzt, die alte eifert gegen die Erfolge, die sich die junge erringt und fürchtet, von ihr ganz verdrängt zu werden (vgl. Jesus Sirach c. 33, 20 ff, c. 35, 21.).

So stellt sich Saul zu David. Er fürchtet, der Knabe werde über den Greis herrschen (vgl. Jes. c. 3, 5). Noch ist er selbst ein wackerer Kämpfer und kehrt siegreich heim aus einem Krieg gegen die Philister. Allein, was hilfts? Die Frauen, die ihm entgegenziehen, singen eben doch: „Saul hat Tausend erschlagen, aber David Zehntausend“ (Samuel I, c. 18, 6). Am nächsten Tage leidet der König an Schwermut

¹⁾ Nach heidnisch-arabischem Recht ist der Sohn rechtmäßiger Erbe der Weiber seines Vaters. Wellhausen: Die Ehe bei den Arabern (Göttinger Nachrichten 1893, S. 455, zitiert nach M. Papo: Die sexuelle Ethik im Quoran.... (Grunwalds Jahrb. f. jüd. Volkskunde II, S. 257).

(v. 10). Das bedeutet wohl nur einen Rückfall in ein Übel, das ihn schon früher plagte (c. 16, 14 ff.). Außerdem ist seine dämonische Niedergeschlagenheit offenbar das Widerspiel der gottbegeisterten Verzückung, die ihn auch bisweilen überkommt (c. 10, 10 f., c. 19, 23 f.). Diesmal protestiert er aber durch seinen Trübsinn gegen die ihm angetane Zurücksetzung. Einen neuen Sieg des rührigen Nebenbuhlers beantwortet er mit einer neuen und schwereren Verstimmung, die zu lösen David vergebens versucht. Zwar greift er wieder in die Saiten seiner Harfe. Aber statt sich innerlich zu erheben, fährt Saul unversehens aus seinem Brüten auf, um den ritterlichen Spielmann mit einem Speerwurf an die Wand zu nageln (c. 19, 8 ff.). Die Hemmungslosigkeit, die er bisher nur genoß, wenn er Gottes Geist in sich fühlte, gestattet er sich auf der Schwelle des Alters auch im Namen des bösen.

Noch ehrgeiziger als im Wettbewerb mit seinesgleichen ist der Mann, wenn er im Weibe seine Rivalin sieht. Darauf beruht die Strafe, mit der die Prophetin Debora den Kleinmut des Kriegers Barak ahndet. Weil er ihren Befehl, gegen Midian auszuziehen, nicht ohne Widerrede befolgte, sondern sich zuerst ihre Begleitung ausbedang, entzieht sie ihm den Siegespreis und übergibt ihn ihrem eigenen Geschlecht. Sisra, der feindliche Heerführer, soll von einem Weibe wie sie bezwungen werden (Richter c. 9, 4 ff.).

Dieses Schicksal ereilt auch den tyrannischen Abimelech. Bei der Belagerung eines Turms wird er nämlich von einem Mühlstein, den ihm eine Frau auf den Kopf wirft, tödlich verwundet. Da befiehlt er seinem Knappen, ihm den Gnadenstoß zu geben, damit man nicht sagen könne: „Ein Weib hat ihn getötet“ (Richter IX, 52 ff.).

Aber die Überhebung des starken Mannes über das schwache Weib äußert sich nicht bloß dort, wo er ihr auf seinem eigensten Gebiet, in den Werken des Krieges, zu

unterliegen fürchtet. Dasselbe Motiv treibt ihn auch, der sanften Gewalt, die von ihrem Liebreiz ausgeht, zu widerstreben und in der Freundschaft mit seinesgleichen Genüge zu finden. Das gelingt einem Helden wie David so gut, daß er dem gefallenen Kameraden nachruft: „Leid ist mir um Dich, mein Bruder Jonathan. Wie warst Du mir so hold. Deine Liebe war mir wundersamer als Frauenliebe“¹⁾ (Samuel II, c. 1, 26).

Vor welchen Gefahren der heroische Kult des eigenen Geschlechts den Mann schützen soll, veranschaulicht die Geschichte Simsons, des Allüberwinders, der nur durch seine unverbesserliche Schwäche für die Weiber schmählicher Knechtschaft und frühem Tod verfällt²⁾ (Richter 14, c. 16, 1—3, 4 ff., vgl. V. 1 ff., c. 14).

¹⁾ G. Beer (Saul und David, Religionsgeschichtliche Volksbücher II, 7. S. 23) erwähnt mit Berufung auf Schwally (Semitische Kriegeraltertümer S. 58), daß ein Freundschaftsbund, wie ihn David mit Jonathan schloß, nach antiken Anschauungen und auch nach den Begriffen heutiger Naturvölker eine Ehe ist und den Verzicht auf Frauenliebe fordert. Daher scheint die Nachricht, daß David schon bei Lebzeiten Sauls sein Schwiegersohn wurde, eine Umgestaltung der Tradition zu sein, die Davids Anrecht auf Sauls Thron vergrößert. Jedenfalls entspricht die Entwertung der Frauenliebe durch eine erotisch gefärbte Kameradschaft der Geistesart einer von kriegerischen Idealen geleiteten Epoche. In einem viel spätern, mit der Pflege des Verstandes beschäftigten Zeitalter erklärt ein Jüngling, er habe schon eine Braut gewählt und wolle sie auch heimführen, weil ihn ihre Schönheit anzieht. Aber die Schöne ist kein irdisches Weib, sondern die göttliche Sophia, die Weisheit (Weisheit Salomos c. 8, 2).

²⁾ Die Moral dieser und vieler gleichgestimmten Geschichten, vor allem des Evamythus steht bei Jesus Sirach (c. 25, 24): Von der Frau nimmt die Sünde ihren Anfang und durch sie sterben wir alle (vgl. V. 21, 23, 25; c. 9, 3 ff.; c. 19, 2; c. 42, 12; vgl. Paulus ad Timoth. I, c. 2, 11 ff.). Daß der Mann nicht bloß später, sondern auch läßlicher sündigt, ergibt sich aus c. 25, 19 (vgl. Quohelet c. 7, 29 und Nachträge: 2). In den Sprüchen Salomos wieder ist die Ehebrecherin geradezu Representation der Sünde (Wildeboor

Nicht besser ergeht es dem assyrischen Feldherrn Holofernes, ja sein Schicksal ist noch viel schlimmer, da die Frau, deren Schönheit sein Verderben wird, ihn nicht bloß wehrlos macht, sondern eigenhändig umbringt. Und während Abimelechs Bezwingerin nach einem weiblichen Gerät, einem Mühlstein greift und die Mörderin des schon erwähnten Sisra häusliche Werkzeuge, Zeltpflock und Hammer, als Waffen verwendet (Richter c. 4, 21), tötet Judith ihren Feind mit seinem eigenen Schwert¹⁾ (Judith c. 13, 6).

zu c. 6, 20). Sehr bezeichnend für die uralte Furcht des Mannes vor der Frau ist die leider nur fragmentarisch überlieferte Sage von den Menschentöchtern, deren Schönheit Göttersöhne verlockte, mit ihnen zu buhlen. Zur Strafe beschließt Jahve das Menschenleben, das vordem ewig währte, auf 120 Jahre zu beschränken (Genes. c. 6, 1 ff. vgl. Anm. S. 18, 2). So erwies sich der Reiz des Weibes recht eigentlich als tödlich. Denn er brachte allen, die vom Weibe geboren sind, die anfangs unbekannte Bitternis des Sterbens. Daß er auch seine himmlischen Anbeter ins Verderben stürzte, aus Engeln Teufel schuf, ist wohl eine jüngere Version, aber die Furcht vor der dämonischen Macht der Frau, die hier den allerstärksten Ausdruck findet, wirkte schon bei der Entstehung der Sage von den Engelsehen. Am Ende dieser organisch fortschreitenden Entwicklung steht Byrons Mysterium „Himmel und Erde“, wo der Engel Raphael seine verliebten Kameraden folgendermaßen warnt, dem Weib zu unterliegen (I, 3 Übersetzung von Böttger, ed. Vetz, Verlag Hesse): „Sie ist schön und traut, doch ärger wohl ihr Kuß als Schlangenhaut. Denn dieser hat nur Staub besiegt, doch sie will sich erfrechen, wenn sie den Himmlischen herniederwiegt, des Himmels Band zu brechen“.

¹⁾ Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß „überwältigt“ zu werden, auf jeden Fall eine unmännliche, recht eigentlich weibliche Sache ist. Das bezeugt schon der erotische Nebensinn, den nicht nur dieses Wort besitzt, sondern auch das griechische Synonym *βιάζειν* und das lateinische „subigere“. Noch deutlicher spricht eine bei Herodot überlieferte Wundergeschichte (VII, 57). Während der Perserkönig Xerxes auf seinem Zug nach Hellas in Sardes

Einen Mann durch einen Schwertstreich umzubringen — es ist dieselbe Aufgabe, die Gideon seinem jugendlichen Sohn überträgt (Richter c. 8, 20 ff.). Nur daß der Knabe im eigenen Lager steht, nicht wie Judith mitten unter Feinden, und keinen Schlafenden vor sich hat, der leicht erwachen könnte, sondern einen hilflosen Gefangenen. Sein Geschäft ist demnach viel leichter. Trotzdem überkommt ihn, weil er noch zu sehr Knabe ist¹⁾, lähmende Angst und der stolze Krieger, der sich zur Schande, ihm zum Ruhm²⁾, unter seinen Händen sterben soll, darf den enttäuschten Vater mahnen, selbst zuzugreifen, da nun einmal mit einem Mann wie er nur ein Mann fertig werden könne.

weilt, wirft daselbst ein Maultier ein Junges, das doppelte Geschlechtsteile hat, einen weiblichen und darüber einen männlichen. Was diese Anordnung der einander widersprechenden Merkmale bedeutet, zeigt ein noch fabelhafterer Zwitter, der als schönes Weib beginnt, aber in einen häßlichen Fischschweif ausläuft (Horaz: Epist. ad. Pison., V. 3 f.). Hier ist es völlig klar, daß der Gegensatz des Oben und Unten das Verhältnis von Wert und Unwert räumlich darstellt. Unter demselben Gesichtspunkt betrachtet, bietet die Mannweiblichkeit jenes Maultiers dem kriegslustigen König einen prophetischen Wink, sein männlich kühner Anhub werde mit weibischem Unterliegen enden.

¹⁾ Das fürchtet auch David von seinem zur Thronfolge bestimmten Sohne Salomo. Darum ruft er ihm sterbend zu: „Werde stark und sei ein Mann!“ (Könige I, c. 2, 2, vgl. auch die Verherrlichung des standhaften Mannesmutes in den Sprüchen Salomos, c. 18, 14 und die Verspottung der Männlichkeit des tapfern Zechers bei Jes. c. 5, 22, vgl. Sir. c. 34, 25).

²⁾ Die Steigerung des Selbstgefühls, die aus der Herabsetzung eines überwundenen Gegners fließt, sucht Josua in erzieherischer Absicht dem ganzen Volk zuzuwenden, indem er angesichts der Heeresversammlung ihren berufenen Vertretern, den obersten Führern, Befehl gibt, fünf gefangenen Königen der Amoriter den Fuß auf den Nacken zu setzen (vgl. Jesaias c. 26, 5; c. 28, 3; c. 51, 23; Psalm XVIII, 39; CX, 1). Das Ehrenamt, die Gefangenen tot zu schlagen, versieht er selbst (Jos. c. 10, 24 ff.).

Judith vollbringt aber noch Schwereres. Demnach gewinnt sie, das Weib, die einsame Witwe, mehr als Mannesstärke¹⁾ (vgl. Judith c. 9, 9 f.). Wie eine Vorbereitung auf ihre Heldenrolle erscheinen die harten Kasteiungen, die sie nach dem Tode ihres Gatten trotz ihrer Jugend und ihres Reichthums freiwillig auf sich nahm (c. 8, 4 ff.). Aber den rechten Mut zu ihrem Kraftstück verleiht ihr erst der Gedanke an das schreckliche Strafgericht, das einst Simon, der Sohn des Patriarchen Jakob, für die Entehrung seiner Schwester Dina an dem lüsternen Fürsten Sichems und dessen Stadt vollzog (c. 9, 4). So erweist sich ein schmerzliches Wissen um die leicht verletzte Schwäche und Hilfsbedürftigkeit des Weibes als die tiefste Wurzel ihres männlichen Heroismus.

Weit näher liegt es jedoch der Frau, zumal wenn die Männerherrschaft zur Vielweiberei geführt hat, die Erhebung aus ihrer Niedrigkeit auf Kosten von Schicksalschwestern anzubahnen. So tut Abrahams Kebse Hagar, indem sie sich gegen seine rechtmäßige Gattin Sara auflehnt²⁾ (Genesis c. 16, 4, vgl. Gunkel a. a. O., S. 195). Zwei Hauptfrauen, wie Rahel und Lea, Hanna und Penina kämpfen erbittert um den Vorrang (Genesis 29, 30 ff.; 30, 1, 14 ff., Samuel I 1 ff.)³⁾. Die eine fühlt sich vom Gatten zurückgesetzt, prunkt aber mit ihrem Kindersegen, die andere ist mit Unfruchtbarkeit geschlagen, hingegen vom

¹⁾ Eine Art Umkehrung dieser Paradoxie bieten die Prophezeiungen des Jesaias über Ägypten (c. 19, 16), des Jeremias über Edom (c. 49, 22) und Babel (c. 50, 37, 51, 30) und des Nahum über Ninive (c. 3, 13): Helden sollen wie Weiber werden und sogar wie Weiber in Kindesnöten (vgl. Psalm XLVIII, 7).

²⁾ Noch ärger, ja am allerärgsten überhebt sich die Sklavin, der es schon gelungen ist, ihre Herrin zu verdrängen (Spr. c. 30, 21 ff.).

³⁾ „Herzkränkung und Leid ist ein Weib, das gegen ein anderes eifert“ (Jesus Sirach c. 26, 6).

Eheherrs begünstigt¹⁾. Erlebt aber die Favoritin auch noch Mutterfreuden (vgl. Jes. 54, 1, Psalm 113, 9), dann versucht sie wohl wie Salomos Mutter Batseba die geltende Erbfolge zugunsten ihres Sohnes zu ändern und mit seinem Glück das ihre dauerhaft zu begründen (Könige I, c. 1, 13).

Noch andere Verfügungen vermag ein Weib durchzusetzen, wenn es den Eheherrs zum willfähigen Werkzeug der eigenen Bestrebungen gemacht hat²⁾. In hohem Maße gelingt das der ebenso schönen als klugen Esther. Die Macht, die sie mit ihren leiblichen und geistigen Gaben über den Großkönig Ahasverus erringt (Esther c. 2, 17, c. 5, 2 ff.; vgl. Nachträge: 3), ist um so erstaunlicher, als er ihre Vorgängerin Vasti wegen „Ungehorsam“ verjagt und ihre Bestrafung allen Frauen zum abschreckenden Beispiel in sämtlichen Provinzen verlautbart hat (Esther c. 1, 16 ff.).

Aber wenn Esther dem jüdischen Volk, dem sie entstammt, und seinem Glauben im ganzen Perserreich volle Duldung erringt, übt sie doch nur politischen Einfluß. Eine Weiberherrschaft, die sich mit dem Nimbus der Religion umkleidet, übt in Israel des Königs Achab Gattin, die Phönikerin Isebel, die als Vorkämpferin ihres Baal seinen Jahve verdrängt und dessen Propheten blutig verfolgt (Könige I, c. 16, 31, c. 18, 4, 13, 19).

¹⁾ Eine Art Parallele bietet die novellistische Jugendgeschichte des Tyrannen Kypselos von Korinth. Er war der Sohn der Labda, deren Name auf die ihr angeborene Lahmheit weist. Ihre hochadeligen Verwandten, die Bakchiaden, die sonst zur Wahrung ihrer Macht reine Inzucht trieben, verschmähen das bresthafte Mädchen und vermählen es einem Mann aus dem Volke. Aber dafür weissagt das delphische Orakel, Labda werde den Zerstörer ihrer freveln Sippe gebären (Herodot V. 92).

²⁾ Warnung vor der Schande, dem Weibe Macht über sich einzuräumen bei Jesus Sirach c. 9, 2; c. 25, 22 ff. Furcht vor Weiberregiment im gemeinen Wesen bei Jesaias c. 3, 12, Empörung über dessen vermessene Ansprüche bei Amos (c. 4, 1).

Gegen die herrschende Moral¹⁾ empört sich die Frau, wenn ihr die Schande droht²⁾, den einzigen Beruf, der ihr gegönnt ist und sie zur Geltung bringt, Ehe und Mutterschaft, nicht zu erreichen. Dann fassen sogar 7 Weiber einen Mann und sprechen: „Unser eigenes Brot wollen wir essen und unser eigenes Kleid tragen, nur laß uns dein heißen und nimm die Schmach von uns“ (Jes. c. 4, 1).

Noch viel Schwereres wagt die kinderlose Witwe Tamar. Als Freudenmädchen verkleidet, gesellt sie sich ihrem Schwiegervater Juda, der ihren Anspruch, mit einem Bruder ihres verstorbenen Gatten vermählt zu werden, mißachtet (Genesis c. 39, 7 Gunkel a. a. O., S. 250).

Und gar Lots Töchter! Weil ihr Vater nach einer großen Katastrophe der einzig überlebende Mann ist, machen sie ihn in zwei aufeinanderfolgenden Nächten trunken, damit er ohne Scheu vor der Blutschande erst die ältere, dann die jüngere befruchte (Genes. 19, 30 ff., vgl. Gunkel a. a. O., S. 160).

Wie steht es aber mit der Frau, die einen Mann hat und sich doch einem anderen zuneigt? Auch die ist keineswegs ein willenloses Opfer der Sinnenlust. Mitunter möchte sie nur — und das weiß schon Ezechiel (c. 16, 15) — mit ihrer Schönheit, der einzigen Macht, die ihr zu Gebote steht, Triumphe feiern. Auch lockt es sie, die männliche Ungebundenheit, die ihr nirgends gewährt wird, wenigstens auf ihrem eigensten Gebiet, der Liebe, zu erringen²⁾.

¹⁾ Diese befiehlt der Frau daheim zu bleiben und zu warten, bis ein Mann kommt, der um sie wirbt (Jerem. c. 31, 22).

²⁾ Jeremias (c. 2, 20, vgl. c. 3, 3, 20, c. 5, 5), der das götzendienerische Volk als verbuhltes Weib darstellt, läßt dessen göttlichen Eheherrn Klage führen, daß es sein Joch zerbrach, die Fesseln zerriß und statt ihm zu dienen, geflissentlich Unzucht trieb, vgl. c. 8, 6, das Bild vom zügellosen Roß und die „unbändige“ Ehebrecherin in den Sprüchen c. 7, 11 (Wildeboor).

Und wenn gar eine vornehme Dame, wie die Gattin des Hofbeamten Potiphar (Genesis c. 39, 7), um ihren Sklaven wirbt, zeigt sie erst recht deutlich, daß sie die geltende Rangordnung der Geschlechter¹⁾ zu ihren Gunsten umzukehren trachtet²⁾. Dasselbe Ziel verfolgt die bei Ezechiel (c. 16), geschilderte Ehebrecherin, die Männer in Dirnen verwandelt, indem sie ihre Gunst bar bezahlt (V. 31 ff.).

Gründe zur Auflehnung gegen ihre Stellung finden die Frauen aber nicht bloß in der Ehe³⁾, sondern auch in der Unterordnung unter ihre Brüder. Schon bei der Geburt

¹⁾ Vgl. Gunkel zur Verfluchung des Weibes (Genesis c. 2, 16 ff.) a. a. O. S. 64: Nach ältester israelitischer Anschauung gilt das Weib als gekauftes Eigentum des Mannes. Und doch sehnt es sich nach dem Manne. Es begehrt seine Sklaverei.

²⁾ Daß sogar Männer, denen doch weit mehr Freiheit gegönnt ist, geschlechtlichen Ausschweifungen schon deshalb fröhnen, weil es sie lockt, ihr persönliches Belieben — vgl. den Doppelsinn von libido — gegen und über die „heilige Ordnung“ zu stellen (vgl. Jerem. c. 5, 22 f.; c. 16, 12), dafür zeugt ein Ärgernis, das den Zorn des Propheten Amos reizte (c. 2, 7): Vater und Sohn besuchen ein und dasselbe Mädchen. Der junge Galan begeht in dem Fall den nämlichen Frevel, mit dem Ruben das Recht der Erstgeburt verscherzte, doch der alte ist kein Patriarch wie Jakob. Statt „die Verwirrung seines Lagers“ zu verdammen (vgl. Genesis c. 49, 4) begünstigt er sie, indem er sich mit dem eigenen Sprößling in den Besitz eines Weibes teilt. Das ist weit mehr als eine rücksichtslose Verletzung der geltenden Moral, damit wird ihr Hohn gesprochen, und wer höhnt, hat die Absicht zu kränken. Demnach urteilt Amos ganz richtig: Die Zwei sündigen wirklich, um Gottes heiligen Namen zu entweihen. (Vgl. Jeremias c. 7, 18).

³⁾ Auch „Seile der Liebe“ (Hos. c. 11, 4) sind immer noch Fesseln und wenn der Gatte der Gattin als freigebiger Erhalter (Hos. c. 2, 4 ff.) oder gar als gnädiger Retter (Jerem. c. 2, 2, 6; Ezech. c. 16, 1 ff.) gegenübersteht, wird er erst recht ihr „Herr“ (vgl. Hos. c. 3, 18) und desto eher erliegt sie der Versuchung, Fremden nachzugehen (Jerem. c. 2, 25) und im Wechsel des Gebieters (a. a. O. 11) ein eigenwilliges Glück zu suchen (c. 2, 33, c. 16, 12, c. 18, 12 und Sprüche c. 19, 22).

sind ja die Knaben bevorzugt. Als künftige Stützen des Hauses werden nur sie von beiden Eltern¹⁾ mit Freuden begrüßt. (Genesis c. 4, 1, c. 35, 17, Hiob 3, 3, vgl. Gunkel a. a. O., S. 69, zu Genesis 4, 1, S. 241 zu Genesis 35, 17). Töchter gelten als drückende Last, weil sie erst sorglich behütet, dann an den Mann gebracht und vielleicht am Ende doch wieder im Hause aufgenommen werden müssen (Jesus Sirach c. 42, 9, c. 7, 25, c. 22, 4). Wachsen sie heran, unterstehen sie der Gewalt ihrer Brüder, die ihnen gern beschwerliche Verrichtungen aufhalsen (Hohes Lied, (c. 8, 8 ff, c. 1, 6 ff.)). Notgedrungen gehorchen die Mädchen, aber sie klagen und wenn eine so viel Grund hat, sich als selbständige Persönlichkeit zu fühlen wie die Prophetin Mirjam, dann wagt sie sogar Kritik zu üben an ihrem großen Bruder und sich ihm gleichzustellen²⁾ (Numeri 12, 1 ff.).

Daß auch die Tochter einer starken Frau sehr bereit ist, die ihr gesetzten Schranken zu durchbrechen (vgl. Ezech. c. 16, 45), zeigt das Beispiel Athaljas. Herrschüchtig war ja schon ihre Mutter Isebel, die Gattin König Achabs. Aber mit dem Einfluß, den sie auf die Regierung ihres Gatten übte, war ihre Leidenschaft gesättigt. Athaljas Ansprüche gehen schon weiter. Ihr genügt abgeleitete Macht³⁾ nicht

¹⁾ Daß auch die Mutter ihre männlichen Sprösslinge grundsätzlich bevorzugt, bezeugt Jesus Sirach c. 33, 21.

²⁾ Diesen tiefen Sinn hat die Geschichte nur, wenn der Streit, von dem sie berichtet, unter Geschwistern spielt. Deshalb nehmen wir an, daß Mirjam, obgleich es nicht ausdrücklich gesagt wird, doch auch hier als Mosis Schwester gilt. Greßmann, der es leugnet, zeigt uns damit ein zweitesmal, wie kritischer Scharfsinn in die Irre geht, sobald er den psychologischen Gesichtspunkt außer acht läßt (a. a. O., S. 272).

³⁾ Verkostet hat sie auch die. Denn es war ihr Werk, daß ihr Gemahl Joram, als er König wurde über Juda, auf dem Weg der Könige Israels wandelte, wie es das Haus Achab tat. (Könige II. c. 8, 18).

mehr. Im eigenen Namen zu gebieten, das ist ihr Ziel und danach strebt sie so hemmungslos, daß sie dem leiblichen Enkel nach dem Leben trachtet und alle anderen Nachkommen Davids umbringt, um seine Krone selbst zu tragen (Könige II, c. 11, 1 ff.).

Eine besondere Art von Tyrannei üben unfruchtbare Frauen, indem sie die Schuld an ihrem Mißgeschick bei ihren Männern suchen¹⁾ und um doch einmal Kindersegen zu erlangen, wieder und wieder Liebe fordern. Nur das rastlos fressende Feuer und der immer klaffende Schlund der Hölle scheinen dem weisen Salomo ebenso unersättlich wie der unfruchtbare Mutterschoß (Sprüche c. 30, 15 f., vgl. c. 27, 20).

Aber ist deshalb der Mann in seinen sexuellen Wünschen maßvoll? Die Geschichte von Davids verbrecherischer Leidenschaft für Bathseba, die Gattin seines treuen Vasallen Uria, verkündet das Gegenteil, und die Strafpredigt, die der Prophet Nathan dem ehebrecherischen und blutbefleckten König hält, besagt noch mehr (Samuel II, c. 11, 2 ff.; c. 12). Denn mit dem Gleichnis von dem Reichen, der des armen Nachbarn einziges Lämmchen schlachtet, brandmarkt der Gottesmann nicht bloß diese oder jene Lüsternheit, sondern das ganze Treiben der bösen Lust, die alles und jedes für sich und für sich allein in Anspruch nimmt (vgl. Habakuk c. 2, 5) und grausame Tücke auch dann verübt, wenn nicht ein Weib sie lockt, wie das des Uria²⁾, sondern ein Weinberg wie der des Nabod (Könige I, c. 21, vgl. Micha c. 2, 2, Jesaias c. 5, 8).

¹⁾ „Schaffe mir Kinder, wo nicht sterbe ich“, sagt, über ihre Unfruchtbarkeit verzweifelnd, Rahel zu Jakob. Der versteht den Vorwurf, wird zornig und erwidert: „Bin ich an Gottes Statt, der dir doch Leibesfrucht versagt hat“? (Genesis c. 30, 1 f.; vgl. Sam. I, c. 1, 8).

²⁾ Vgl. Jerem. c. 5, 8: Ein jeglicher wiehert nach seines Nächsten Weib, wie die vollen, mutigen Hengste. Daß ein Mann weder

Und wer getraut sich zu sagen, wo die Eifersucht endet, mit der einer auf den anderen blickt? Behauptet doch ein so scharfer Beobachter, wie „der Prediger“, nur sie bewirke alles Mühen und alle Tüchtigkeit des Schaffens und deshalb sei auch das eitel und Einbildung (c. 4, 4).

Das Widerspiel dieser mißgünstigen Streberei, die nur das liebe Ich gelten läßt und nicht einmal der Götter Höhe weicht (Deuteron. c. 32, 27, Amos c. 6, 13, Jerem. c. 9, 22 ff., Jesaias c. 14, 13, Ezech. c. 28, 1 ff., Chronik II, c. 26, 16 ff.), bildet jener mißtrauische Zweifel am eigenen Wert, der Sauls Tatkraft lähmt (Samuel I, c. 15, 17; vgl. Nachträge: 4). Seinem Fehler nah verwandt und bei ihm selbst auch zugesellt¹⁾ ist die schwächliche Unentschiedenheit, die, mit dem Propheten Elias zu reden, auf beiden Hüften hinkt (Könige I, c. 18, 21), bei Sirach auf zwei Wegen geht (c. 2, 12), nach Jesu zwei Herren zugleich dienen möchte (Math. c. 6, 24, Lucas c. 16, 13).

Solche Halbheit wirkt da besonders verderblich, wo aufopfernde Hingabe an das Interesse der Gesamtheit unerläßliche Bedingung des Erfolges ist. Selbstredend gilt das vor allem im Kriege. Was kann hier ein Mann nützen, den der Ruf zur Fahne gehindert hat, seine Hochzeit zu feiern oder sein neugebautes Haus zu beziehen, oder in einem frischgepflanzten Weinberg die erste Lese zu halten, oder der aus irgend einem anderen Grund um sein Leben bangt? Statt seinen Stammesbrüdern ein Mitstreiter zu sein, wird er sie nur zu Teilhabern seiner Feigheit machen.

verheirateten Frauen nachstellt noch seinen Augen gestattet, auf eine Jungfrau zu blicken (vgl. das homerische *παρθενοπίπης* = Mädchengucker) ist eine rühmliche Ausnahme. (Hiob c. 31, 9, vgl. c. 24, 15 und c. 31, 1).

¹⁾ Alles zu bannen, was Amalek gehört, war ihm befohlen. Er aber vernichtet nur das Wertlose. Das Wertvolle und den König selbst schont er (a. a. O. v. 9).

Daher ist es besser, ihm zu geben, was er ersehnt — die Enthebung (Deuteron. 20, 5 ff.). So entscheidet das mosaische Kriegerrecht in der tiefen Einsicht, daß wahrer Mut wesensgleich ist mit selbstvergessenem Gemeingefühl¹).

Mut ist aber nicht nur zum Sterben nötig, sondern auch zum Leben. Denn das Leben der Menschen auf Erden ist fürwahr ein Kriegsdienst (Hiob c. 7, 1). Ihn zu bestehen, bietet freilich nicht jedem die gleichen Schwierigkeiten. Leichter fällt es dem Reichen, dessen Habe seine feste Stadt ist (Sprüche c. 10, 15, c. 18, 11, Hiob 31, 24), noch leichter dem König, dessen Grimm gefürchtet wird wie das Brüllen des Löwen (a. a. O., 19, 12), am leichtesten dem Weisen. Denn seine Weisheit ist besser als Kriegsgerät. Sie gibt ihm Mut, aber auch Behutsamkeit (c. 14, 16) und macht ihn stärker

¹) Diesen Mut, der im Grunde nichts anderes ist als opferfreudige Hilfsbereitschaft, bekunden im reichsten Maß die Propheten, wenn sie dem verirrtten Volk, um es auf den rechten Weg zu bringen, furchtlos entgegetreten. (Micha c. 3, 5, Jesaias c. 6, 11, c. 18, 18, c. 20, 7 ff., Ezech. c. 2, c. 3, besonders 8 ff. und 14.) Darum paßt auf sie ein Wort aus den Sprüchen Salomos (c. 28, 1): „Der Fromme ist mutig wie ein Löwe“. Vgl. Ps. 112, 7; 118, 6. Hingegen heißt es eben da vom Gottlosen, daß er flieht, wo niemand verfolgt. Nach Hiob (15, 26 ff.) ist er wohl ein schildbewehrter Kämpfer, der trutzig gegen Gott anstürmt, aber zugleich ein feiger Gesell, dem die Angst immer in den Ohren liegt (vgl. Leviticus c. 26, 36 und Hiob c. 18, 11). Die Frommen, von deren Nöten die Psalmen beredtes Zeugnis geben, schildern ihre bösen Bedränger als Leute, die nur dann angreifen, wenn sie List gebrauchen (5, 7 ff.; 52, 5; 83, 4), einen Hinterhalt legen oder Fallen stellen können (10, 8 ff.; 37, 32; 56, 7; 57, 7; 59, 4; 64, 5; 119, 110; 140, 6; 141, 9; 142, 4), in der Überzahl sind (69, 5; 83, 6 ff.; 86, 14; 118, 10 ff.), den Gegner eingekreist, entkräftet und verlassen (22, 13, 17; 69, 27; 71, 9 f., 18; 74, 19; 142, 5 ff.) und nirgends einen Rächer sehen (10, 4, 11; 73, 11, 94, 7, 142, 5) kurz, wenn sie alle Vorteile auf ihrer Seite haben und daher nichts zu wagen meinen (10, 6). Ähnlich: Sprüche c. 1, 11 ff., c. 6, 12 ff., c. 16, 27 ff., 24, 8 und auch schon Micha c. 2, 1 und Jerem. c. 9, 2, 4, 7.

als „die 10 Mächtigen in der Stadt“ (Prediger c. 9, 18; 7, 19). Wenn gar alle drei Begünstigungen bei einem Menschen zusammentreffen, darf er sich vollends geborgen fühlen. In dieser glücklichen Lage war, wie er selbst versichert, der Prediger Salomo¹⁾ und doch zerbrach sein Lebensmut! Warum? Auf jede mögliche Art, doch als verwöhnter²⁾

¹⁾ Er kennzeichnet sich als den größten unter den Königen Israels (c. 1, 12, c. 2, 9), der seine Vorgänger auch an Weisheit (c. 1, 16, c. 2, 15) und Reichtum (c. 2, 7) übertrifft. Drei glänzende Vorzüge und dennoch besitzt seines Erachtens keiner von ihnen Selbstgenügsamkeit. Ein Reicher — wie leicht begeht der die Torheit, Schätze anzuhäufen, ohne sie zu genießen (c. 2, 26, c. 4, 6 ff., c. 5, 9 ff., c. 6, 1 ff.). — Ein König kann noch verarmen, wenn er alt ist, aber töricht und unfähig, sich belehren zu lassen. Darum besser ein Jüngling, arm, aber weise. Dem kann es sogar glücken, aus dem Gefängnis heraus zur Herrschaft zu gelangen (c. 4, 13 ff., vgl. L. Levy: das Buch Quoheleth, S. 89 ff., vgl. noch Sprüche c. 17, 2 und dazu nach Wildeboor Sirach c. 10, 25). Doch bevor er emporsteigt, muß auch er erfahren, daß die Weisheit des Armen verachtet ist und seine Worte nicht gehört werden (c. 9, 16). Und wie ging es erst jenem armen Mann, dessen Weisheit recht eigentlich stärker war als „Kriegsgerät“ (vgl. den Weisen als tapfern Kämpfer in der „Weisheit Salomos“ c. 8, 7, 15, als siegreichen Krieger und Belagerer: Sprüche c. 20, 18, c. 24, 6, c. 21, 22). Wohl rettete er eine kleine Stadt vor einem großen König, der mächtige Bollwerke baute, um sie zu erobern. Trotzdem gedachte nachher keiner des armen Mannes (c. 9, V. 14 ff., a. a. O., S. 120).

Wenn hingegen Weisheit mit Besitz zusammenwirkt, ist sie ein Vorzug vor denen, die die Sonne schauen. Denn im Schatten der Weisheit ist's wie im Schatten des Geldes (c. 9, 16, a. a. O., S. 120). Sie schützt (vgl. v. 12, a. a. O., S. 102 f.). Diesen Schutz zu gewinnen, hat aber der am meisten Aussicht, der es mit „königlichen Mitteln“ unternimmt (c. 2, 12, a. a. O., S. 75, vgl. V. 25, a. a. O., S. 78). Aus alledem ergibt sich: Sind Ruhe und Behagen mehr als ein nichtiger Schein, dann ist sie zu erlangen niemand so gut gerüstet wie Quoheleth selbst. Denn er ist König, reich und weise.

²⁾ Verwöhnt ist, wer sich sein Leben lang benimmt als wäre er noch gar nicht „entwöhnt“, sondern immerwährend ein Säugling.

Herrenmensch immer nur bemüht sein Selbst zu fördern¹⁾, versuchte er Befriedigung zu erlangen und da er sie nirgends fand²⁾, erschien ihm alles zwecklos und eitel (c. 1, 1 ff., c. 11, 8), das Leben schattenhaft und hassenswert (c. 2, 17, c. 6, 12), die Menschen nicht bevorzugt vor dem Vieh, aber

Der hat nämlich das Recht anspruchsvoll zu sein, aber auch nur der; die Entziehung der Mutterbrust bildet den Anfang der Erziehung (vgl. Jesaias c. 28, 9) zu jener Bescheidenheit, die sich der Dichter des 131. Psalms errungen hat (vgl. Jesus Sirach c. 3, 21 ff.). Das Widerspiel der Verzärtelung ist die übermäßige Strenge. Allein auch sie erzeugt Verdrossenheit und Entmutigung. Eben darum warnt der Apostel Paulus die Väter, ihre Söhne durch harte Behandlung zu „reizen“ (ad Coloss. c. 3, 21, vgl. ad Ephes. c. 6, 4, Sprüche c. 30, 9). Ganz anders wirkt die Härte, die nicht als ungebührliche Willkür, sondern als unbedingte Notwendigkeit erscheint. Wen ein solches „Joch“ in der Jugend drückt, lernt die Schwere des Daseins geduldig ertragen und wird deshalb in den Klageliedern des Jeremias geradezu glücklich gepriesen (c. 3, 27 ff., vgl. Jes. c. 50, 6 ff., Ps. 129, 1 f.). Daß er sich schwach zeigt am Tag der Not, braucht er nicht zu fürchten (Sprüche c. 24, 10) und weil er sich selbst beherrscht, ist er mehr Held als ein Städtebezwinger (a. a. O. c. 16, 32). Nach solchem Ruhm lüstet es auch den Verwöhnten. Aber im Gefühl seiner Ohnmacht sucht er die Linie des geringsten Widerstandes und erhebt sich übermütig und trotzig gegen den allzu zärtlichen Vater. (Deut. c. 3, 25 ff., Jerem. c. 5, 7, c. 31, 18 ff., Hos. c. 13, 5, vgl. Sprüche c. 30, 9, Sirach c. 30, 9.).

¹⁾ Was immer ihm gelingt und was er unternimmt (vgl. Anm. 2), alles wird für ihn zum Werkzeug, über Mit-, Vor- und Nachwelt eine unerschütterliche Überlegenheit zu gewinnen (vgl. S. LXVI. Anm. 1). Welchen Fehler er damit begeht, lehrt Goethe (Sprüche in Reimen: Sprichwörtliches): „Willst du dich deines Wertes freuen, so muß der Welt du Wert verleihen“.

²⁾ Ob er Weisheit sammelt (c. 1, 13, c. 7, 25), schaffende Arbeit betreibt (c. 2, 4 ff.), sich mit fürstlichem Prunk umgibt (c. 2, 8), und jeglicher Sinnenlust huldigt (c. 2, 1, 3, 8, 10), immer wieder endet sein Streben im Nichts (c. 1, 17, c. 2, 15, 22, c. 7, 23, c. 8, 16 f., c. 1, 3, c. 2, 11, 18 ff.), (c. 3, 9, c. 4, 4, c. 5, 14 f.), (c. 2, 2 f., 24, c. 5, 11, c. 6, 7, vgl. a. a. O. S. 101.).

die Toten glücklicher als die Lebenden, am glücklichsten die Ungeborenen (c. 4, 2 f., vgl. c. 7, 2). Verzweifelte Ichsucht¹⁾ ist demnach auch bei diesem Pessimisten die Wurzel, aus der sein Weltschmerz entspringt. Als schöne Hülle dienen ihm mitleidige aber unfruchtbare Klagen über das Elend der Kreatur (c. 3, 16 f., 4, 1–3, c. 7, 15, c. 8, 10, 14, c. 9, 2 f.).

Was wirklich hilft, sagt uns der Apostel Paulus mit dem alten Gleichnis vom menschlichen Leib, der viele Glieder zu einem Ganzen vereinigt²⁾ und keine Spaltung erleidet, weil hier alles, was schwächer, minder edel, mit einem Wort zurückgesetzt ist, in besonders hohen Ehren ge-

¹⁾ Eine charakteristische Äußerung dieses ebenso anspruchsvollen als verzagten Egoismus ist die folgende Betrachtung (c. 2, 15 ff.). „Das gleiche Schicksal wie den Toren, wird auch mich treffen und wozu bin ich dann weiser geworden . . . V. 16. Dem Weisen wie dem Toren bleibt kein Andenken für immer . . . aber wie darf der Weise sterben wie der Tor? V. 18. Da ward mir alle meine Mühe verhaßt, mit der ich mich abgemüht unter der Sonne, weil ich sie einem Menschen hinterlassen muß, der nach mir sein wird. Und wer weiß, ob er weise oder töricht sein wird? V. 21.“ Es kommt vor, daß ein Mensch, der seine Arbeit mit Weisheit, Einsicht, Tüchtigkeit getan hat, sie einem überlassen muß; der sich nicht damit gemüht hat.

²⁾ Auf dasselbe Bild weisen auch die Worte, mit denen die Apostelgeschichte den Gemeingeist der jerusalemischen Urgemeinde kennzeichnet: Gläubige gab es dort in Menge, dennoch hatten sie alle „nur ein Herz und eine Seele“ und was einer an Wirtschaftsgütern besaß, betrachtete er als Gemeinbesitz (c. 4, 32, vgl. 34, vgl. c. 2, 44 f., c. 5, 12). Im schärfsten Gegensatz zu einer so vollendeten Gemeinschaft steht der Krieg aller gegen alle, wie ihn die Propheten schildern; in der Familie, unter Freunden, zwischen Ständen und Klassen herrscht finsternes Mißtrauen, wütet grimme Fehde. Mitmenschen gibt es fast gar nicht, desto zahlreicher sind die Gegenmenschen und wer nicht zu ihnen zählt, verabscheut diese Art Gesellschaft und sehnt sich hinaus in die Einsamkeit der Wüste (Jerem. c. 9, 1 ff., Micha c. 6, 12, c. 7, 1 ff., Jesaias c. 3, 5, Sacharja c. 8, 10, vgl. c. 7, 9 ff., vgl. Ps. 12, 2).

halten wird¹⁾ (ad Corinth. I, 12, 13 ff.). Daß außerhalb der Gemeinde weder wahre Weisheit noch Heil gedeiht und daher willkürliche Absonderung verwerflich ist, lehren übrigens schon die Sprüche Salomos (c. 18, 1, vgl. Wildeboor: Die Sprüche in „Kurzer Handkommentar zum Alten Testament“, XV, S. 53). Von der Anfechtung, die der Rückzug aus der Welt auch dem Reinsten bringt, handelt die Geschichte, wie der höllische Feind in der Wüste dem Erlöser nahte (Marcus c. 1, 13 ff., Matth. c. 4, 1 ff., Lucas c. 4, 1 ff.). Warnend sagt darum das Sprichwort: „Als Christus allein war, versuchte ihn der Teufel“. Erfolg hatte der Böse freilich nicht. Denn der „Menschensohn“, den er damals beschlich, blieb gar nicht einsam, sondern ging zu den Menschen und riet ihnen mit dem Gleichnis von den spielenden Kindern²⁾ (Matth. c. 11, 16, Lucas c. 7, 31), nicht eigensinnig und verdrossen abseits zu stehen und um jeden Preis an seiner Person zu nörgeln, sondern als gute Kameraden bei seinem Werk mitzuhelfen³⁾ (H. Weinel: Die Gleichnisse Jesu, S. 102).

Daß Erwachsene im Grunde ihres Herzens noch immer

¹⁾ Auch mit dem Herrenwort: Geben ist seliger denn Nehmen, das uns nur durch ihn bezeugt ist (Apostelgesch. c. 20, 35), zeigt Paulus einen Weg zur Überwindung des Pessimismus. Denn der verliert seine Berechtigung, wenn wir dem armen Leben nicht mit der hohlen Hand des Empfängers entgegentreten, sondern mit der offenen des Spenders (c. 4, 31).

²⁾ Daß das Kind seinen Charakter schon beim Spiel verrät, lehren die Sprüche Salomos (c. 20, 11), daß es ihn im wesentlichen unverändert ins Leben mitnimmt, beobachtet Jerem. (c. 22, 21) und Hiob (c. 31, 18).

³⁾ Das Gleichnis selbst ist keineswegs neu, sondern bereits durch Herodot bezeugt, bei dem es der Perserkönig Kyros den kleinasiatischen Griechen erzählt. Aber da läßt ein Flötenbläser zum Tanz und die Tänzer, die nicht mittun, sind Fische. (Herodot I, 14; vgl. Aly a. a. O., S. 53.)

rechte Kinder sind, ist eine Entdeckung¹⁾, würdig der Menschenkenntnis, die das Evangelium Johannis an Jesu rühmt²⁾ (c. 2, 25) und zugleich das rechte Gegenstück zu der Beobachtung Hiobs und des Psalmisten, die sich bei der Erforschung ihres Gewissens mit Jugendünden belastet fanden³⁾ (Hiob c. 13, 26, Psalm XXV, 7). Selbstredend gehören die zu den Vergehen, von denen es in einem anderen Psalm heißt (XIX, 13) „Wer kann merken, wie oft er fehlt“ und in den Sprüchen Salomos (c. 16, 2 und c. 21, 2): „Der Mensch hält alle seine Wege für rein, aber der Herr ermißt die Gesinnungen“ (vgl. c. 20, 9).

Liegt es aber so nahe zu irren⁴⁾, dann geht niemand sicher, als wer sich schon „vergangen“ hat und nur durch entschlossene Umkehr auf den rechten Weg zurückfand. Darum wird — wieder mit Jesu zu reden — im Himmel über einen Sünder, der Buße tat, Freude sein vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen (Lucas 15, 7, vgl. Weinel: Die Gleichnisse Jesu, S. 105).

Eng verwandt mit diesem Schlußsatz der Parabel vom

¹⁾ Angebahnt ist sie schon bei Jerem. (c. 4, 22), der sein Volk, weil es nicht versteht, gut zu handeln, als dumme, unverständige Kinder bezeichnet.

²⁾ Der Pharisäer Simon zweifelt im Stillen an seiner Fähigkeit, mit dem Tiefblick des begnadeten Sehers die Herzen zu durchschauen, weil ihm eine Sünderin die Füße salben und küssen darf. Da zeigt Jesus, daß es hier gar keiner Prophetengabe bedürfe. Ein Weib zollt dem, der ihre Sünden vergibt, viel dankbare Liebe. Ist das nicht Beweis genug, daß zuvor viele Sünden ihre Seele drückten? (Luc. VII, 36 ff., Weinel: Die Gleichnisse Jesu, S. 126).

³⁾ Sie abzutun, weil es durch schmerzliche Züchtigung zur Einsicht gebracht wurde, entschließt sich bei Jeremias (c. 31, 19) das Volk von Ephraim. Eine persönliche Entwicklung, die dasselbe Ziel erreicht, hat der Apostel Paulus durchlaufen. (ad Corinth. I, c. 14, 11.)

⁴⁾ Dem Irrtum durch Erforschung unserer persönlichen Schwächen vorzubeugen, rät Jesus Sirach c. 37, 27 f.

verlorenen Schaf¹⁾ ist das Herrenwort (Marc. c. 2, 17): „Ich bin nicht gekommen, zu rufen Gerechte, sondern Sünder.“ Wieder dient ein vorangeschicktes Gleichnis als Begründung (V. 17a). Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.

Wer solchermaßen seelische Übel den leiblichen gleichstellt und die Seelsorge, die er betreibt, der Heilkunst, ist nicht gesonnen, ein selbstherrlich geschaffenes Ideal dem Leben aufzuzwängen, sondern will dessen unabweiliche Forderungen verständnisvoll erfüllen²⁾. Noch deutlicher zeigt sich diese der Wirklichkeit zugekehrte Sinnesart, wenn der Heiland in seines Namens eigenster Bedeutung den **Arzt macht und, im Eifer zu helfen, nicht einmal den Sabbat**

¹⁾ Denselben Gedanken kleidet er auch in die Geschichte vom verlorenen Sohn (vgl. Lucas c. 15, 11 ff.), (Weinel: a. a. O., S. 36) und vom verlorenen Groschen (Lucas 15, 8).

²⁾ Daß er sie bis ins Übermenschliche steigert, indem er beispielsweise die allgemeine Menschenliebe zur Liebe für persönliche Feinde erhöht, ist ein echt pädagogisches Zugeständnis an die menschliche Unvollkommenheit, die sich gar zu gern der göttlichen Vollkommenheit gleichsetzen möchte und darum die schwerste Erprobung für die lockendste ansieht (Matth. c. 5, 43 ff., 48, ähnlich schon H. Weinel: Die Bergpredigt, S. 34). Desto eher vergißt sie, daß wahre Gerechtigkeit und Treue sich nicht erst im Großen erweist, sondern schon im Kleinen. Eben deshalb findet es Jesu nötig, daran nachdrücklich zu erinnern (Luc. c. 16, 10 ff.). Aber es gibt ja auch Menschen, die bereits dermaßen entmutigt sind, daß der Reiz eines heroischen Ideals über sie gar keine Macht hat. Sie wollen, was zu erkämpfen ihnen unmöglich scheint, mit List erschleichen. Hält sie Jesu darum für verloren? Keineswegs. Als rechter Meister im Reich der Geister versteht er sie zu packen, indem er ihnen weit, erstaunlich weit entgegenkommt. Daß diese „Kinder der Welt“ nicht nach Güte streben, sondern nach Klugheit, läßt er hingehen, wenn sie nur wirklich klug werden, und damit sie es werden, erzählt er ihnen die Geschichte vom ungerechten Haushalter, der seinen Herrn mit solcher Pfiffigkeit betrog, daß selbst der ihn lobte (Lucas c. 16, 1 ff, vgl. H. Weinel: Die Gleichnisse Jesu, 9, 22 ff.).

beobachtet, sondern Kranken auch am Ruhetag Beistand leistet, die Pharisäer aber, die ihn darum tadeln, folgen-dermaßen zurechtweist: „Der Sabbat ist um des Menschen willen geschaffen, nicht der Mensch um des Sabbats willen. Daher ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat“ (Marc. c. 2, 27).

Das Widerspiel seiner eigenen Rührigkeit, die sich dort, wo es zu nützen gilt, keinen Aufschub gönnt und keiner Verantwortung ausweicht, zeichnet Jesu in der Geschichte von den anvertrauten Pfunden (Matth. c. 25, 14 ff., Lucas c. 19, 12 ff.). Hier sehen wir einen Herrn, bevor er über Land zieht, jedem seiner Knechte einen Teil seines Barvermögens in Obhut geben. Die meisten verwerten, was er ihnen zuwies, in einträglichen Handelsgeschäften und bringen es auf die doppelte Höhe. Nur einer vergräbt sein Pfund in der Erde. Denn nach eigenem Ermessen damit zu wuchern, hindert ihn die Furcht vor dem strengen Herrn. So wird er, weil es ihm an Mut gebricht, auch träg und dumm.

Trotzdem hat er eine weitverzweigte Verwandtschaft (vgl. S. LXIII, Anm. 1). Da gibt es Menschen, die ewig in Sorgen sind, weil sie sich zu klein fühlen, ob an Wuchs oder Besitz, tut nichts zur Sache (Matth. c. 6, 27 ff., Luc. c. 12, 25 ff., vgl. H. Weinel: Die Bergpredigt, S. 50).

Eine andere Gruppe besteht aus Leuten, die zu schlaff, sich in neue Verhältnisse beherzt hineinzufinden, überlebte Formen krampfhaft festhalten. Sie tun, als wüßten sie nicht, daß alte Kleider keine Flicker von ungewalktem Tuch vertragen und alte Schläuche keinen frischen Most (Marc. 2, 21, Matth. c. 9, 14). Ja, wollte man ihnen glauben, dann wäre ihr lächerlicher Widerspruch gegen die Logik der Tatsachen sogar eine besondere Leistung und jeder minderwertig, der sich nicht wie sie träg und ängstlich ans ewig Gestrige klammert.

Auf den Zusammenhang zwischen anmaßender Selbsterhöhung und liebloser Mißachtung des Nächsten weist mit besonderer Schärfe die Erzählung von jenem Pharisäer, der Gott dankt, daß er nicht ist wie der Zöllner neben ihm¹⁾ (Luc. 18, 9 ff.).

Ein solcher Tugendspiegel zu werden kostet aber immerhin einige Mühe und die kann einer ersparen, wenn er wirklich nichts weiter verlangt als sich auf Kosten anderer zu bewundern. Das erreicht man schon durch die Unverschämtheit, im Auge des Nächsten einen Splitter zu bemerken und dabei im eigenen einen Balken zu übersehen²⁾ (Matth. c. 7, 3, Lucas, 6, 41).

Ein letztes verzweifelt Mittel, das Ich vor dem eigenen Urteil zu erhöhen, besteht in jener Umkehrung der Gegen-

¹⁾ Die psychologische Wahrheit dieser Darstellung bezeugen Erfahrungen, die man heute wie einst bei den Bekennern der verschiedensten Religionen machen kann. Was aber die historische Richtigkeit betrifft, sollte es nach den tiefgründigen Forschungen des englischen Geistlichen Herford, der selbständig aus der rabbinischen Überlieferung schöpft, wenigstens unter Theologen anerkannt sein, daß der unüberbrückbare Gegensatz zwischen der schöpferischen Persönlichkeit Jesu und der Schriftverehrung der Pharisäer ihr Bild schon in seinen Augen verzerrt hat (vgl. Herford: Das pharisäische Judentum, übers. von Perles, S. 241; zu Lucas c. 18, 9 ff.).

²⁾ Den Scharfblick für fremde Fehler, der sich mit Verkenntung eigener Schwächen verbindet, zeigte schon der attische Komiker, den Plutarch in der Schrift über die Gemütsruhe (c. 8) zitiert. Eine bildhaft gesteigerte Paraphrase derselben Sentenz bietet Horaz Sat. I, 3, 25 ff. — Wer sich über den Nebenmenschen erhebt, indem er ihn öffentlich erniedrigt, gehört zur Schelmenzunft der Spötter (Ps. 1, 1) und ist doch im Grunde nur ein ungezogenes Kind. Denn Kinder sind nun einmal zu schwach, um durch eigene Leistungen den Grossen gleichzukommen. Aber herabziehen können sie auch Respektspersonen vom Rang des Propheten Elisa und des frommen Hiob. Dazu genügt nämlich ein Schmähwort wie „Kahlkopf“ (Könige II c. 2, 23 f.) oder eine freche Widerrede (Hiob c. 19, 18).

sätze¹⁾, über die sich schon die Propheten Micha (c. 3, 9), Jesaias (c. 5, 20, c. 28, 15, c. 32, 5) und Amos (c. 6, 12) entsetzten. Methodisch bis zum Wahnwitz verkrümmt sie alles Gerade, baut lieber auf Lüge als auf Wahrheit (vgl. Sprüche c. 14, 8, Psalm LII, 5, XL, 5), nennt Böses gut, Gutes böse (vgl. Deuterjesaias c. 59, 15, Maleachi c. 2, 17, Psalm L, 18, CIX, 17), macht aus Finsternis Licht, aus Licht Finsternis (vgl. Hiob c. 17, 12, c. 24, 17), aus sauer süß, aus süß sauer und verwandelt in Giftkraut das Recht, die Frucht der Gerechtigkeit in Wermuth. Dieses wahrhaft umstürzlerische Treiben ist das genaue Widerspiel des Verfahrens, dem die Spruchweisheit Salomos und des Jesus Sirach das Wort redet. Ihr bedeuten Kontraste wie Licht und Finsternis, Feuer und Wasser, Leben und Tod, gut und böse, fromm und sündig eine Welt und Leben umfassende Ordnung, die von Gott gesetzt ist.²⁾ Daher kann und darf der Mensch sie nicht verrücken und verlangt es nicht einmal, sobald er sie recht begreift, indem er überall auf paarige Gegensätze achtet. (Sprüche c. 4, 18, Sir. c. 11, 14, 15, 16, c. 36, 14 ff., vgl. „Othello“ c. X, S. 85).

Wir schließen diese Betrachtung an einem Punkt, wo sie zu ihrem Anfang zurückkehrt. Vom persönlichen Bemühen um Menschenkenntnis und dessen Verirrungen führte unser Weg zu den Wahrheiten, die sich der steten Arbeit ungezählter Generationen erschlossen und im Wortschatz der Kultursprachen, in Sprichwörtern, Fabeln, Märchen, religiösen Überlieferungen bis zu uns gelangten.

1) „Schön ist häßlich, häßlich schön“, sagen im selben Geist die Hexen in Shakespeares Macbeth. (I, 1).

2) Als Schöpfer des Lichtes und der Finsternis, des Friedens und des Übels bezeichnet sich der Herr bei Deuterjesaia (c. 45, 7, vgl. Psalm LXXIV, 16), als Herrn der Erdtiefen und Berghöhen, des Meeres und des Festlandes feiert ihn der Psalm (XCV, 4 ff., vgl. LXXIV, 17).

Ganz unpersönlich ist aber nur die weltliche Volksweisheit, die geistliche bietet schon individuelles Gut.

Den Gegensatz zu überspannen wäre freilich verfehlt. Selbst das einzelne Wort wird ja immer zunächst von einem einzigen gesprochen und erst, wenn es Anklang findet, von vielen und vielleicht von allen nachgesagt¹⁾. Und da sollten größere und künstlichere Erzeugnisse wie Sprichwörter oder ganze Dichtungen geheimnisvoll aus den Tiefen der Volksseele gestiegen sein? Nein, dergleichen entstand, indem irgend jemand aus dem Volk, dessen Geist nur umfaßte, was zum Gesamtgeist seiner Gemeinde gehörte, einen Gedanken, der dem Gesamtgeist geläufig oder doch leicht erreichbar war, in einer überlieferten Kunstform zum Ausdruck brachte²⁾.

Wem das gelang, der leistete zweifellos ein Stück selbständige Arbeit und doch bleibt sein Werk verschieden genug von den Schöpfungen hoch differenzierter Individualitäten. Derlei Geistesschätze bieten erst jene Frommen, die als Psalmisten, Propheten, Prediger zu Mit- und Nachwelt sprechen. Der Gott, den sie im Busen trugen, war ein echter Herzenskünder. Seines Geistes voll waren aber nicht sie allein. Zu allen Zeiten spendete er ebenso tiefe Offenbarungen durch den Mund begnadeter Dichter. Und wenn das allzu symbolisch oder gar metaphysisch klingt, was liegt daran? In seiner Sprache sagt ja der Begründer der modernen Geisteswissenschaft, Wilhelm Dilthey, dasselbe: „An den Dichtern beobachten wir, wie sich das Leben in mächtigeren, auffassenden Vermögen als den unseren spiegelt, und wenn die Maler uns lehren, im Antlitz des Menschen zu lesen und Gestalt und

1) Seiler: Deutsche Sprichwörterkunde, S. 20.

2) Steinthal: Zeitschrift f. Völkerpsychol. XI, 31, zit. a. a. O., Anm. 1.

Gebärden zu deuten, sind Dichter unsere Organe, Menschen zu verstehen“ (Gesammelte Schriften, VI, 276).

„Hätten wir uns nicht gewöhnt, durch das Organ des Dichters zu sehen¹⁾ und Hamlets²⁾, Gretchen, Richards und Cordelien, Marquis Posas und Philipps in den Menschen um uns zu gewahren, wir alle würden nur einen geringeren Teil unseres Verständnisses menschlicher Zustände besitzen.“ So aber erweitert die Poesie den engen Kreis des Erlebens, in den ein jeder eingeschlossen ist. Und während sie den Umfang unserer Erfahrung mehrt, erhöht sie zugleich ihre Genauigkeit. Denn immer wieder gelingt es einem Dichter, Zeichen, die auf ein Inneres deuten, feiner zu sehen, als es bisher geschah, oder eine Mischung von Zügen in einem Charakter neu zu gewahren, ein eigenes Verhältnis, das aus der Natur zweier Charaktere folgt, festzuhalten, kurz, eine noch unbemerkte Nuance des Lebens sichtbar zu machen (a. a. O. V, 274 ff.).

Aber die wachsende Schärfe der Beobachtung und ihr immer größerer Umfang sind noch kein absoluter Gewinn. Je mehr Einzelheiten — desto leichter sich darin zu verlieren. Zum Glück entwickelt die Poesie neben dem Übel auch schon das Heilmittel. Sie zeigt an Personen, Zuständen, Verhältnissen und Schicksalen, mit einem Wort

¹⁾ VI, 274. „Ein Genie oder ein halbes Dutzend kommen und zwingen die Menschen, mit ihren Augen zu sehen.“

²⁾ Vgl. a. a. O., VI, 276: Wir lernen durch Shakespeare verstehen, was auf der großen Bühne der Welt geschieht und durch Goethe, was in der stillen Brust eines Menschen sich ereignet. Die Kunst deutet uns das Gleichnis des Vergänglichen. Dazu S. 187: Da in der Poesie überall Erlebnis, überall ein Inneres, das in einem Äusseren sich darstellt oder ein äußeres Bildliches, das durch ein Innerliches beseelt ist, Stoff und Ziel der Darstellung bildet, so ist alle Dichtung symbolisch. Ihre Urform ist das Bildliche, das Gedicht, das einen inneren Vorgang einer Situation zeigt, das Gleichnis.

in allen Tatsachen die Wiederkehr von Unterschieden, Abstufungen und Verwandtschaften, kurz gesagt, die Regel des Geschehens oder den Typus¹⁾!

Demnach bekommen wir von den Dichtern eine Anleitung zum „typischen Sehen und der Erfolg ist um so besser, als die Welt, die sie darstellen, wie durch einen Rahmen von dem Zusammenhang“, in dem unsere Existenz steht, abgeschnitten²⁾ und deshalb nicht geeignet ist, Willensregungen hervorzurufen³⁾.

Als willenlose Beobachter einer Welt des Scheins betreiben wir eine Tätigkeit⁴⁾, auf deren Verwandtschaft mit dem Spiel schon Schillers Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes hinweisen (N. 15, 26 u. 27, vgl. Dilthey in Anmerkung 4).

Im Spiel betreibt aber der Mensch nach den Forschungen von Karl Groos zweckmäßige Einübung lebenswichtiger Funktionen unter Bedingungen, die leichter sind als der Ernst des Lebens sie bietet. Lernen müssen wir jedoch selbst das Spiel und während wir es richtig anzufassen meinen, können wir gegen seine Regeln arg verstoßen.

Wie sehr das auch von der Poesie gilt, zeigt ein Blick

¹⁾ Dilthey a. a. O., V, 279, 393 und VI, 185 f.: Das Typische in der Dichtung.

²⁾ VI, 198: Es macht den Charakter des Künstlers aus, daß sein Werk nicht in den Zweckzusammenhang des wirklichen Lebens eingreift und nicht von ihm beschränkt ist.

³⁾ a. a. O., S. 199: Der Bildzusammenhang, der beim Hörer oder Leser entsteht, enthält Personen und Sachen, welche zu denen des wirklichen Lebens in keinem Verhältnis der Ursache und Wirkung stehen. So werden die Hörer aus der Sphäre ihrer direkten Interessen herausgehoben. Die Kunst ist ein Spiel.

⁴⁾ a. a. O., S. 271 unten: Das Genießen des Kunstwerks ist ebenfalls eine Handlung der Seele, nur eine unangespannte, gelassene. Über die grobe Erfüllung der Triebe erhebt sich die Seele durch die Freude an der inneren Form ihres eigenen Tuns.

auf die endlosen Streitigkeiten, die sich nicht nur zwischen ihren gefühlsseligen Genießern, sondern auch unter besinnlichen Auslegern erhebt, wenn es gilt, von der eigenen Auffassung einer dichterischen Gestalt Rechenschaft zu geben. Und so müssen wir hier, wo die Menschenkenntnis am ehesten erreichbar scheint, erst recht fragen, ob das Verständnis des Singulären zur Allgemeingültigkeit erhoben werden kann. Dilthey, der das Problem in die eben zitierte Form gebracht hat, erwartet seine Lösung von der „Hermeneutik“, die, auf schriftstellerische Werke angewendet, Philologie heißt.

Diese Wissenschaft sucht das Verständnis des Einzelnen zu erreichen, indem sie es in einen allgemeinen Zusammenhang einreicht. Demgemäß beginnt sie wohl beim Wort, erklärt es aber aus einer umfassenden Theorie der Sprache, die einerseits seine Form, Bildungsweise, Herkunft und Bedeutung, andererseits seine Funktion im Satz erläutert. Den nächsten Schritt weist die naheliegende Überlegung, daß Wörter Zeichen sind und daher von den bezeichneten Sachen nicht zu trennen. So tritt die unübersehbare Fülle der Sachkenntnis, die innerhalb einer Sprachgemeinschaft aufgespeichert und durch Lautgebärden zum Ausdruck gebracht wurde, in das Forschungsgebiet des Philologen. An Arbeit hat er nun keinen Mangel. Trotzdem harret seiner noch eine Aufgabe. Denn das Wort hat neben seiner sachlichen oder objektiven Bedeutung auch eine persönliche oder subjektive. Es enthält nicht bloß einen Hinweis auf ein Gedachtes, sondern auch einen Rückweis auf den Denker¹⁾. Deshalb bedarf der Philologe außer der Sprach- und Sachkenntnis einer Psychologie, die nicht die abstrakten Formen des Seelenlebens, sondern seinen realen Inhalt prüft, nicht bei gattungsmäßigen Gleichförmigkeiten stehen bleibt, sondern zu den individuellen Be-

¹⁾ Vgl. O. Dittrich: Die Probleme der Sprachpsychologie, S. 28f.

sonderheiten fortschreitet und auf die Weise dem Begriff der Menschenkenntnis Genüge tut.

Vermag sie das wirklich, dann unterscheidet sie sich allerdings nicht mehr von der Seelenkunde, die wir bei den Dichtern suchen. Was uns als Ziel vorschwebt, soll demnach zugleich Mittel sein. Damit wollen wir nicht behaupten, unser Bemühen müsse unbedingt erfolglos bleiben. Auch geschichtliches Wissen bildet ja nicht nur das Ergebnis philologischer Auslegung, sondern zugleich ihre Grundlage.

Aber die Geschichte ist eine der Philologie ebenbürtige Wissenschaft und daher wohl geeignet, mit ihr in Wechselwirkung zu treten. Für die Menschenkenntnis scheint das nicht zu gelten. Wie sie dem allgemeinen Bewußtsein erscheint, haben wir bereits erörtert. Ihm bedeutet sie eine von Reflexion und Theorie unberührte, gewissermaßen instinktive Fertigkeit. Daß wissenschaftliche Kreise kaum anders urteilen, bekundet eine jüngst erschienene „Psychologie der Gegenwart“ von H. Henning (S. 99).

Ist aber „Menschenkenntnis“ eine vorwissenschaftliche Empirie, dann muß sie die Zuverlässigkeit der Wissenschaften, die sich ihrer notgedrungen bedienen, empfindlich schädigen. Wie sehr das auch die Philologie betrifft, bezeugt die schon erwähnte Unsicherheit der Deutung poetischer Charakterbilder klarer als uns lieb ist. Zweifeln läßt sich nur an der Unabänderlichkeit der Tatsache und wir stehen gar nicht an, sie aufs entschiedenste zu leugnen.

Denn unbekümmert um das Dogma von der Unaus-sagbarkeit alles Individuellen hat ein Wiener Nervenarzt, Dr. Alfred Adler, eine „Individualpsychologie¹⁾“ geschaffen, die am Individuum nicht das Gattungsmäßige oder Generelle,

¹⁾ Über den nervösen Charakter (Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie), Verlag Bergmann, 1. Aufl. 1912, 3. Aufl. 1922, Praxis und Theorie der Individualpsychologie, Verlag Bergmann, 2. Aufl. 1923.

sondern das charakteristisch Besondere studiert und dabei alle Forderungen erfüllt, die Dilthey an „eine gesunde, lebensvolle, für das Verständnis des Lebens fruchtbare Seelenlehre“ gestellt hat (Gesammelte Schriften V, 172, 176).

Vorstellungen, Gefühle, Willensakte sind auch für die Individualpsychologie in jedem Augenblick koexistierende Teilvorgänge eines einheitlichen Getriebes, das der Verwirklichung von Zwecken dient. Einheitlich und zweckmäßig kann es aber nur sein, wenn es vom Nebeneinander der Erscheinungen auf das Nacheinander übergreift¹⁾. Unter dieser Annahme wird die Abfolge der inneren Erlebnisse zu einer in sich geschlossenen, mit den äußeren Bedingungen verknüpften Entwicklung.

Vom erworbenen Seelenzusammenhang geht die Betrachtung zu den einzelnen Akten, die er umfaßt. Denn sie alle stehen unter seinem Einfluß²⁾ und der bestimmt, in welchem Maß die Triebe durch die Eindrücke erregt, ihr Wert in Gefühlen erfahren und die Anpassung der Außenwelt an sie vollzogen wird.

Die grundsätzliche Übereinstimmung Adlers mit Dilthey scheint uns um so wertvoller, als er nicht bloß selbständig zu Werke ging, sondern von ganz andern Bedürfnissen geleitet. Während sein großer Partner ein tragfähiges

¹⁾ Ein einfaches Beispiel: Mit dem Tagleben der Seele ist ihr Nachtleben verknüpft; wie eng und zielgerecht veranschaulicht einer der Sprüche Salomos (c. 4, 16), der besagt, daß Menschen, die andern zu schaden als ihre Lebensaufgabe betrachten, an Schlaflosigkeit leiden, wenn sie einmal nichts Böses verbrochen haben.

²⁾ Demgemäß gilt nicht nur das schon erwähnte Sprichwort: „wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe“, sondern auch sein Negativ: „wenn zwei nicht dasselbe tun, ist es doch dasselbe“, oder: die individuelle Verschiedenheit der Charaktere kann bewirken, daß gleiche Handlungen verschiedene Absichten verfolgen. gleiche Absichten zu verschiedenen Handlungen führen.

Fundament der Geisteswissenschaften zu legen unternahm, suchte er nach Denkbehelfen zur Rationalisierung seiner ärztlichen Praxis.

Damit ist aber auch schon erklärt, daß er jene Grundsätze, die ihn mit Dilthey verbinden, doch ganz anders verwertet. An der Unaussagbarkeit des Individuellen festzuhalten und nur nach seelischen Typen zu suchen konnte dem Philosophen genügen. Den Arzt, in dessen Sprechzimmer die merkwürdigsten Sonderlinge Rat und Hilfe suchten, drängte es, jeden Menschen in seiner geheimsten Eigenart zu erforschen¹⁾, und was er tut und läßt nicht bloß zu begreifen, sondern vorausszusehen.

Die Gedanken, die ihm zur Lösung dieser Aufgabe verhalfen, erheben gar nicht den Anspruch, noch nie gedacht zu sein. So konnten wir ohne Künstelei einen Abriß der landläufigen Menschenkenntnis entwerfen, der zugleich eine Einführung in die Individualpsychologie bietet.

Dennoch scheint es uns nicht überflüssig, das Ganze nochmals zusammenzufassen, das Wichtigste hervorzuheben, Fehlendes nachzutragen.

Die Grundtatsache des Menschenlebens ist die Gemeinschaft. Sie stützt und erhält den Einzelnen. Auf sich allein angewiesen, vermöchte er gar nicht zu bestehen. So schlecht paßt seine Organisation zu den dürftigen

¹⁾ Kronfeld a. a. O., S. 16: Die Kluft zwischen der wissenschaftlichen Ausrichtung auf das Allgemeine und der Einzigartigkeit und Irrationalität alles Individuellen — diese Kluft zu überbrücken stellt eine unvollendbare Aufgabe dar. Uns bleibt als letzter Weg der wissenschaftlichen Einstellung auf Individuelles ein teleologischer Ausbau denkerischer Art, der die Mechanismen und das Allgemeine, das an irgend welchen individuellen Seelenleben beobachtet wird, durchaus gelten läßt, der aber die Zusammenfassung aller dieser dynamischen Einzelheiten unter einer teleologischen, sinnesdeutenden Leitlinie versucht. Dies ist der von Alfred Adler beschrittene Weg der Individualpsychologie.

Existenzbedingungen, die ihm die Erde bietet, und so langsam gewinnt er das bisschen Kraft, das ihm gegönnt ist. Diese biologisch begründete Unzulänglichkeit drängt ihn, zum Ganzen zu streben und in dessen Dienst das eigene Wohl zu fördern.

Aber außer der Selbstbehauptung, die in gegenseitiger Hilfe Schutz sucht, gibt es eine andere, die zum gleichen Zweck nach persönlicher Überlegenheit trachtet. Diese individualistische Methode, sich zu sichern, beruht auf der Tatsache, daß ein jeder in den Besonderheiten seines Organismus und seiner Lebensumstände Grund genug findet, die in der ganzen Gattung verbreitete Schwäche als eine ihm eigentümliche Minderwertigkeit zu fühlen. Und wenn irgendwo, gilt hier das Wort: „Gefühl ist Alles“. Objektiv mag ein absprechendes Urteil, das einer über sich selbst fällt, noch so falsch sein, wenn es nur ihn überzeugt, wird er auch glauben benachteiligt, verkürzt, zurückgesetzt zu sein und darum berechtigt, Ersatz, ja einen Überschuß zu fordern. Denn es genügt ihm nicht, seinen Unwert abzuschütteln. Er will auch für alle Zeit und restlos von ihm befreit sein. Und darum findet er es angemessen, die Mängel, „die ihn umfassen“, lieber gleich in die entgegengesetzten Vorzüge zu verkehren.

Ein ideales Ich, das als Widerspiel des realen konstruiert ist, weist den Weg zur ersehnten Umwandlung, indem es sie vorwegnimmt¹⁾. Seine Grundzüge sind: groß, stark, oben sein. Bis zur Gottähnlichkeit versteigt es sich, wenn das Minderwertigkeitsgefühl durch die Ungunst der Verhältnisse überreizt oder durch ihre Gunst überempfindlich wird.

Aber mag das Leitbild, das sich einer vorsetzt, diese

¹⁾ „Vor jedem steht ein Bild des, der er werden soll, solange er dies nicht ist, ist nicht sein Friede voll“ zitiert ohne Autornamen bei Paul Feine: „Die Religion des Neuen Testaments“, S. 80.

oder jene Züge tragen, jedenfalls braucht er, um ihm nachzueifern, feste seelische Bereitschaften. Sind die einmal geschaffen, dann bilden sie in ihrer Gesamtheit den Charakter. Die Arbeit, ihn zu prägen, leisten zwei Kräfte: die schärfere oder losere Spannung zwischen dem Gemeinschaftsgefühl und dem Persönlichkeitsideal und der größere oder geringere Mut, aus einem „Hättich“ ein „Habich“ zu werden.

Dem äußeren Anschein zum Trotz erweisen sich die Feinde der Gemeinschaft als mutlos. Sie werden Verbrecher, wenn die Entmutigung in einer seelischen Situation eintritt, die ihnen von der Hoffnung, andere zu überflügeln, noch so viel läßt, daß sie versuchen können, den Schein einer Heldenrolle zu erschleichen¹⁾ (vgl. S. LXIII, 1).

Greift die Entmutigung noch tiefer, dann beginnt die Flucht vor der Wirklichkeit und ihren vermeintlich unerfüllbaren Forderungen. Gestützt auf das Gemeinschaftsgefühl, von dem so ein Ausreißer genug bewahrt hat, um es bei den Nebenmenschen vorauszusetzen, demonstriert er mit seiner Unfähigkeit, verwehrt sich durch ein System von Gegenständen²⁾ jedes Unternehmen und zwingt auf diese Weise

1) So geht es dem „Verbrecher aus verlorener Ehre“, dessen Entwicklung Schillers gleichnamige Novelle nach dem Leben und lebenswahr schildert. Vgl. auch Franz Xaver Baader (zitiert im Spruchwörterbuch des Freiherrn von Lipperheide, S. 75): „Es ist der Charakter des Bösen, daß es immer mit Energie anfängt und mit Schwäche aufhört“.

2) Ihre unerschöpfliche Mannigfaltigkeit hindert nicht, sie unter einem Bild zusammenzufassen. Alle suchen vor eine gefürchtete Entscheidung eine sichernde „Distanz“ zu legen. Im eigentlichsten Sinne und eben darum echt kindlich tut das der sündige Adam, indem er sich hinter die Bäume des Paradieses zurückzieht (Gen. c. 3, 8 ff.), sobald der göttliche Richter nach ihm ruft. Ganz ähnlich benimmt sich der junge Saul, nachdem das Losorakel aus allen Stämmen und Sippen Israels just ihn zum König bestimmt hat. Nun steht er vor der großen Frage, ob

seine nähere oder weitere Umgebung, die Sorge für ihn zu übernehmen, als wäre er immer noch ein Kind¹⁾).

Nach dieser Methode zu leben, ist eine so naheliegende Verirrung, daß ihr kaum einer ganz entgeht. Oft genug bewirkt sie aber ein so normwidriges Gebaren, daß ihr die zweifelhafte Ehre zuteil wird, unter dem Namen „Neu-

seine Kraft ausreicht, die Bürde einer solchen Würde zu tragen. Ihre Beantwortung wäre ein unwiderrufliches Urteil über Wert oder Unwert seiner Persönlichkeit. Das riskiert er nicht, lieber geht er davon und versteckt sich „unter den Geräten“ (Samuel I, c. 10, 19 ff.) Unvergleichlich gewandter ist eine griechische Heroine, die kluge Penelope, die ihres verschollenen Gatten geduldig harrend, aber zu schwach, die übermächtigen Freier kurzer Hand abzuweisen, ein noch immer unvollendetes Gewebe zum Vorwand nimmt, um ihren endgültigen Bescheid auf eine unbestimmte Zukunft zu verschieben. Das Urbild eines Menschen, der Kraft genug hat, den Lebenskampf ohne Zaudertaktik zu führen, ist der Patriarch Abraham. Wenn sein Gott, der ihn endlich mit dem langersehnten Stammhalter beglückt hat, plötzlich fordert, daß er ihm diesen Knaben als Opfer schlachte, erhebt er weder Widerspruch noch Klage, stellt auch keine Bitte, ja nicht einmal eine Frage, nein, wortlos unterzieht er sich der furchtbaren Gehorsamsprobe und trifft die umständlichen Vorbereitungen, die sie verlangt, sachgemäß ohne die geringste Verzögerung.

¹⁾ Auch diesen Trick zeigt uns schon die Bibel mit vollendeter Klarheit: Aus König Achabs ungestillter Leidenschaft für Nabods Weinberg wird ein solches Leiden, daß er sich am hellen Tag mißmutig ins Bett legt, schweigend zur Wand kehrt und nichts ißt (Könige I, c. 21, 4 ff.). Ihn zu pflegen käme seiner Mutter zu, wenn er noch bei den Eltern lebte (vgl. Könige II, c. 4, 19 f.). Da er schon eine Frau hat, ist sie verpflichtet, sich seiner anzunehmen (vgl. Samuel I, 19, 14). Für ihn macht das aber keinen Unterschied. Er beweist durch sein seelisch-körperliches Leiden, daß er immer noch ein Kind ist, dem es an Kraft fehlt, seine Begierden entweder zu befriedigen oder zu beherrschen. Demgemäß behandelt ihn die ebenso kluge wie energische Isebel. Was er Nabod antun möchte, ohne selbst zuzugreifen, vollbringt sie rasch entschlossen in seinem Namen.

rose“ als Krankheit¹⁾ anerkannt zu werden. Damit genug von den Theorien der Individualpsychologie.

Was wir suchen, ist ja die ahnende Menschenkenntnis der Dichter, und die aus ihren Worten herauszulesen, obliegt dem Philologen, der sich stolz-bescheiden als Diener am Wort betrachtet. Von seinem Standpunkt besitzt aber nicht einmal die Sprachwissenschaft Eigenwert. Um so weniger Grund hat er, ihn der Individualpsychologie beizumessen.

Indes betreibt er die Sprachwissenschaft, wenn schon nicht um ihrer selbst willen, dennoch mit heißem Bemühen, weil sie seine sprachliche Fertigkeit in sprachlichen Takt verwandelt²⁾. Im selben Sinn, als Mittel zum Zweck, soll er nun auch Individualpsychologie studieren, damit ihm aus der praktischen Fertigkeit, sich in Menschen zurechtzufinden, psychologischer Takt erwachse.

Dann wird er die Menschenkenntnis der Dichter so sicher und scharf erkennen, wie es nötig ist, um sie in größerem Maß als bisher zu unantastbarem Gemeinbesitz zu machen.

Eine schöne Verheißung! Aber Glauben kann sie erst beanspruchen, wenn wir selbst versuchen, sie zu erfüllen, und der Versuch dürfte um so überzeugender wirken, je weiter das Feld ist, auf dem wir ihn unternehmen.

Daher lassen wir fünf Interpretationen folgen, die nicht nur unser eigenes Gebiet, die griechisch-römische Literatur, sondern auch englische und deutsche behandeln. An Homer, den Vater der europäischen Poesie, und Vergil, den Schutz-

¹⁾ Die Gleichstellung verfehlter Lebensmethoden mit körperlichen Leiden liegt nahe und findet sich demgemäß schon beim Propheten Jeremias. Er nennt sein Volk krank, weil es verstockten Herzens ist (c. 17, 9). Aber auch die griechischen Moralphilosophen, insbesondere die Stoiker, behandeln derlei sittliche Gebrechen als Störungen der geistigen Gesundheit.

²⁾ Vgl. R. Usener: Philologie und Geschichtswissenschaft.

patron der romanischen, reihen wir den Gründerheros der modernen, Shakespeare, um mit zwei vollwichtigen Vertretern der Gegenwartskunst, Thomas Mann und Karl Schönherr, zu schließen.

Epoche, Sprache, Kunstgattung, Stilrichtung, persönliche Eigenart, lauter bedeutsame Kennzeichen, verbinden sich in wechselnder Gruppierung, um die fünf Dichter voneinander scharf zu scheiden. Und dennoch erweisen sich alle als große Menschenkenner und so mannigfach die Charaktere sind, die sie zeichnen, sie tragen auch gemeinsame Züge, die still reden vom Menschlichen, Allzumenschlichen.

Nachträge.

1) Zu S. L, Anm. 1: Das Widerspiel solch eines Welteroberers erscheint in der Person des Welterlösers. Jener ist sich selbst ein Gott und frönt seiner menschenfeindlichen Herrschsucht. Dieser betrachtet sich als Gottes Diener und wirkt zum Heil der Gemeinschaft. Unmittelbar vor dem Eintritt in seine mühselige Laufbahn sucht er wohl die Einsamkeit der Wüste und hier in dieser selbstgeschaffenen Absonderung beschleicht auch ihn ein Gelüst nach Macht. Aber kaum meldet sich der fremde Eindringling, da nennt er ihn schon „Teufel“ und überwindet im Augenblick die böse Versuchung (Matth. c. 4, 8 ff.).

2) Zu S. LIII, Anm. 2: Von mythologischen Überlieferungen geleitet, schildert der Prophet Sacharja die personifizierte Bosheit als weiblichen Dämon, der in ein Scheffelmaß gesperrt wird (c. 5, 5 ff.).

3) Zu S. LVII, 2. Absatz: Mit demselben Versprechen, das Esther von König Ahasverus erhält, belohnt der Vierfürst Herodes die Tanzkunst seiner Stieftochter. Auch ihr soll jeder Wunsch bis zur Hälfte seines Reiches erfüllt werden (Marcus c. 6, 21 ff.).

4) Zu S. LXII, 2. Absatz: Deshalb ist es für Jesus Sirach sogar religiöse Pflicht, bei jeder Arbeit sich selber zu vertrauen. *πιστεψε* lautet sein Gebot. Wer es erfüllt, bekundet *πιστις* und die verlangt auch der große Jesus von seinen Jüngern, weil sie allein die Kraft gibt, selbst das Unmöglichste zu vollbringen (Matth. c. 17, 20, Luc. c. 17, 6 und bes. Marc. c. 11, 23).

Agamemnon und Achilles.

Eine Charakterstudie zum ersten Gesang der Ilias.

Der Anfang des ersten Gesanges der Ilias ist eine Einführung in das ganze Epos. Wir hören, wovon es handelt und warum es unser Interesse verdient. Singen und sagen soll die Muse von dem Zorn des Peliden Achilleus, dem verderblichen, der anders als der Grimm anderer Helden dem eigenen Volk zum Unheil wurde. Groß und erstaunlich sind aber nicht bloß seine Folgen. Von seinem Ursprung gilt dasselbe. Denn hinter ihm und all der Not, die er hervorrief, steht der zielsichere Ratschluß des Weltregenten Zeus. Angesichts einer so wuchtigen Motivierung scheint der Beginn der Geschichte, der Streit zwischen Achilles und Agamemnon, zu einem unbedeutenden Anlaß herabzusinken. In Wahrheit liegt es aber dem Dichter ganz fern, die Taten und Leiden der Menschen einem Gott, der von außen stößt, zuzuschreiben. Klar sieht er den Einfluß ihrer individuellen Eigenart auf ihr Schicksal und betont ihn gleich am Anfang, indem er die Hauptpersonen nicht bloß nennt, sondern zugleich charakterisiert. Der Atride ist „der Beherrscher der Mannen“. Mit ihm entzweit sich der „herrliche“ Achilles. Jeder der beiden bekommt nur ein Beiwort und doch erblicken wir schon den tiefsten Grund ihrer Fehde, den Gegensatz zwischen dem Fürsten, den sein Amt emporhebt, und dem Heros, der durch Tüchtigkeit hervorragt¹.

Damit ist die Vorrede beendet. Den Übergang zur epischen Darstellung bildet ein knapper Bericht, der von der Fehde der Helden auf ihre Vorgeschichte zurückgreift, den

Zorn Apollos und seine Entstehung aus einem Frevel, welchen Agamemnon gegen einen Priester dieses Gottes verübte. An dem Punkt beginnt in voller Breite die geradlinig vorwärtsschreitende Erzählung. Chryses, der Priester des Apollotempels von Chryse, kommt mit den Abzeichen seiner unverletzlichen Würde und reichem Lösegeld ins Lager der Achaeer und fleht um die Rückgabe seiner kriegsgefangenen Tochter. Mit Agamemnon, dem sie bei der Beuteteilung zufiel, privat zu unterhandeln, scheint ihm nicht zweckmäßig (v. 16 ff.).

Er wendet sich an ihn als Feldherrn und deshalb nicht an ihn allein, sondern an „beide Atriden, die Ordner der Mannen“ und zugleich an die Mannen selbst, da ihnen in derlei Dingen ein Mitbestimmungsrecht zusteht. In der Tat gebraucht das Heer seine Befugnis, um die Bitte des heiligen Mannes nachdrücklich zu unterstützen. Aber der Mächtigste und zugleich am nächsten beteiligt ist doch Agamemnon und der denkt ganz anders. Ungerührt durch das Alter, die Würde und Höflichkeit des Chryses und unbekümmert um die Güte seiner Sache gibt er ihm in höhnischen Worten einen abschlägigen Bescheid und weist ihn scheltend und drohend ein- für allemal aus dem Lager. So hart ist er wohl geflissentlich, um zu zeigen, daß ihn der Widerspruch der öffentlichen Meinung durchaus nicht abhält, an seinem Standpunkt festzuhalten. Doch bleibt die Frage: Warum hat er gerade den gewählt?

Unter dem Eindruck unserer modernen, durch und durch erotischen Poesie sind wir schnell bereit, zu vermuten, der Atride sei in Chryseis verliebt und deshalb tief empört, daß man ihm ansinnt, seinen „Schatz“ zu verkaufen. Aber klingt es denn nach Liebe, wenn er die Priesterstochter mit dem wegwerfenden „die da“ bezeichnet, die Dienste aufzählt, die er beim Webstuhl und im Schlafgemach von ihr erwartet, und auch schon erwägt, daß sie,

die blühende Jungfrau, dereinst alt und unnütz sein wird. Nur hochmütige Geringschätzung klingt aus diesen Reden (v. 26 ff.). Daß sie bestimmt sind, den greisen Chryses zu kränken, soll natürlich nicht unbeachtet bleiben. Wenn aber Agamemnon, dem Vater zu Leide, auf die Tochter losschlägt, zeigt er erst recht, wie wenig sie seinem Herzen bedeutet. Und dennoch will er sie um jeden Preis behalten. Gewiß ein merkwürdiger Widerspruch. Ob er sich lösen läßt, mag der weitere Verlauf der Dinge lehren.

Zunächst bringt das heiße Rachegebet, das der schwergekränkte Priester an seinen Gott richtet, über die Achaeer ein schreckliches Strafgericht. Mit seinen unsichtbaren Pfeilen sendet ihnen der Ferntreffer eine mörderische Pest ins Lager. Neun Tage währt das große Sterben, ohne daß irgend ein Versuch gemacht wird, Hilfe zu schaffen. Erst am 10. Tage lädt Achilles die Griechen zu einer Versammlung (v. 53 ff.). Den Gedanken gab ihm die Göttin Hera in den Sinn, da es sie kränkte, ihr Volk hinsterben zu sehen. Weshalb der Pelide nicht selbständig handelt, sondern zu seinem Entschluß inspiriert wird, ist leicht zu sagen. Mit einem Eingreifen der Götter erklärt Homer ja nicht bloß das schlechthin Unfaßbare, sondern auch das Ungewöhnliche und Auffällige. Auffällig ist es aber gewiß, daß die Rettung des gesamten Volkes von einem Stammesherzog ausgeht. Denn berufen, sie ins Werk zu setzen, wäre in erster Linie der König und just der bleibt ganz untätig. Oder weiß er nicht einmal, daß der Ursprung der Seuche bei Apollo zu suchen sei? Nein, was Achilles sieht, muß dem Atriden, der als Feldherr auch Oberpriester ist, zumindest ebenso klar sein. Demgemäß fiel es ihm auch leicht genug, die Ursache des Übels in der schweren Beleidigung zu finden, die er, den Warnungen des ganzen Heeres trotzend, einem Apollopriester zugefügt hat. Mit dieser Selbsterkenntnis würde er freilich gradewegs zu der Einsicht kommen,

daß er den Zorn des Gottes nur durch die Rückgabe der Priestertochter besänftigen kann. Will er aber dieser Folgerung entgehen und das Mädchen ungestört für sich behalten, dann bleibt ihm nur das eine Mittel, nichts zu denken, nichts zu merken und die Sachen gehen zu lassen, wie sie eben gehen.

Den schärfsten Kontrast zu der zweckvollen Lässigkeit Agamemnons bildet die zielsichere Tatkraft, mit der Achilles das Volk zusammenruft, die Abwehr der bösen Krankheit zur Beratung stellt, schließlich die Versöhnung des ergrimmtten Pestgottes fordert. Und all das sagt er in einer Rede, die nur den Atriden anspricht, als wollte er sich mit ihm allein auseinandersetzen. Geht es aber darum, wozu bringt er die Sache gleich vor die Gemeinde, statt sie zunächst vertraulich im Zelt des Königs zu erörtern?² Angemessen erscheint sein Verfahren nur unter der Voraussetzung, daß er seinen Partner von vorneherein der Kontrolle der Öffentlichkeit überliefern will. Freilich ist dann schon die Einberufung der Versammlung ein gegnerischer Vorstoß.^{2a}

Dem widerspricht wohl der Umstand, daß Achilles, unbekümmert um die Vorgänge in der letzten Heeresversammlung Apollos Zorn nach dem hergebrachten Schema aus Verfehlungen gegen das Opferritual zu erklären sucht (v. 65 ff.). Ob er wirklich so ahnungslos ist, soll zunächst unerörtert bleiben. Eines müssen wir aber beachten. Unter den Anwesenden befindet sich auch Kalchas, ein Seher, der in der vorliegenden Sache um so besser Bescheid weiß, als er seine Offenbarungen geradeswegs von Apollo empfängt. Wie sehr muß es ihn da gelüsten, dem Laienurteil, das Achilles äußert, sein höheres Wissen entgegenzustellen. Einen zweiten noch stärkeren Antrieb gibt ihm der Vorschlag, mit dem der Pelide seine Rede schließt. Zur Klärung der unaufschiebbaren Frage solle man irgend einen Seher

oder Priester oder auch einen Traumdeuter befragen. Das klingt, als hätten die Griechen mehrere Wahrsager in ihrer Mitte oder gar keinen. Indes verfügen sie nur über den einen Kalchas, der aber ist unter seinesgleichen ein Meister. So sieht sich Kalchas zweifach herausgefordert, und muß, schon um die Kunst, die er übt, und sein persönliches Können zur Geltung zu bringen, ein Orakel geben. Andererseits wurde ihm das, was er verkündet, doch nicht förmlich abgefragt. Daher wirkt es als freiwillige Leistung und macht dementsprechend größeren Eindruck. Der Absicht, die Achilles verfolgt, kommt das trefflich zu statten. Wem dankt er nun diesen Vorteil? Eigener Überlegung oder einem blinden Ohngefähr? Im letzteren Falle hätte er recht eigentlich mehr Glück als Verstand. Eine lächerliche Vorstellung und deshalb abzulehnen. Folglich bleibt nur die andere Möglichkeit. Der Pelide hilft sich selbst und gebraucht zu dem Zweck eine wahrhaft diplomatische Berechnung.

Den nächsten Schritt schreibt ihm der Seher selbst vor, indem er sein Angebot, die gewünschte Auskunft zu erteilen, mit einer Gegenforderung belastet (v. 76 ff.). Bevor er redet, soll sich Achilles eidlich verpflichten, ihn gegen einen Mann zu schützen, der große Macht hat über alle Achaeer. Daß er den Oberfeldherrn Agamemnon meint, ist klar genug, nicht minder, weshalb er sich so verblümt ausdrückt. Würde er nämlich schon jetzt den Namen des Gewaltigen nennen, dann hätte er ihn herausgefordert, bevor er noch weiß, ob er es wirklich wagen dürfe. Um so mehr beeifert sich der Pelide, seine Bedenken zu zerstreuen (v. 85 ff.). Ihm solle, solange er selbst am Leben sei, von sämtlichen Achaeern keiner zu nahe treten. Das Versprechen ist weit genug, um selbst gegen den gefährlichsten Angreifer Sicherheit zu bieten. Auf den Umstand ausdrücklich hinzuweisen, wäre wohl nicht gerade nötig, zweckmäßig ist es immerhin.

Achilles geht aber noch viel weiter, indem er offen ausspricht, Kalchas fürchte Agamemnon, der jetzt aller Griechen mächtigster zu sein sich rühme. Unleugbar bedeutet dieses freie Wort für den Seher eine besonders kräftige Ermutigung. Aber ganz überflüssig, ja eher schädlich ist dabei der scharfe Seitenhieb auf den Machtdünkel des Herrschers. Daß Achilles den Streich dennoch führt, hat offenbar denselben Grund, wie sein Entschluß, eine Versammlung zu berufen, obwohl es bequemer und aussichtsreicher war, mit dem Atriden persönlich zu verhandeln. Die beiden Tatsachen beleuchten sich wechselseitig. Die erste verrät heimliche Kampflust, die zweite zeigt den Übergang zum offenen Angriff³.

Agamemnon leistet zunächst keine Gegenwehr. Doch ist seine Ruhe keineswegs Gleichgültigkeit, sondern der Ausdruck innerer Spannung. Auch er möchte eben den Seherspruch, den Achilles fordert, schleunigst kennen lernen, und Kalchas' Andeutung, daß gerade ihm eine aufregende Enthüllung bevorsteht, macht ihn vollends zum gespannten Zuhörer. Kaum hat er aber vernommen, daß ihm, dem Völkerhirten, an der Volksseuche Schuld gegeben wird und daß er, um den Pestgott zu versöhnen, seines Priesters Tochter unentgeltlich heimschicken müsse (v. 93 ff.), da ereifert er sich unbändig (v. 101 ff.). Das Ansinnen, Chryseis frei zu geben, hat er scharf abgelehnt, als es ihr Vater an ihn stellte. Für den schwachen Greis hatte er sogar nur verletzenden Hohn übrig. Jetzt zwingt ihn der moralische Druck, dem er unterworfen wird, sich zu verteidigen, indem er ernst und offen seinen Standpunkt darlegt. Das Mädchen behalten — natürlich wollte er das. Denn sogar vor Klytaimnestra, seiner rechtmäßigen Gattin, gibt er ihr den Vorzug. Ist doch weder ihr Körperbau und Wuchs noch ihre Geisteskraft und Kunstfertigkeit geringer. Sehr schmeichelhaft —

aber daß er sie liebt, ist damit noch nicht bewiesen. Lieblos hat er dagegen bereits von ihr gesprochen. Wenn er sie trotzdem über seine Gemahlin setzt, so ist ihm diese nicht einmal gleichgültig, sondern geradezu widerwärtig.

Dazu paßt auch die beleidigende Art, in der er über sie spricht. Schon mit Chryseis zusammengestellt zu werden, bedeutet für Klytaemnestra eine tiefe Erniedrigung. Denn sie thront in königlicher Majestät hoch erhaben über jener, der kriegsgefangenen Sklavin. Die ist natürlich nur ein lebendiges Stück Eigentum, das man sachgemäß durch Summierung seiner körperlichen und geistigen Vorzüge bewertet. Aber darf diese Berechnung auf eine ehrwürdige Hausfrau angewendet werden? Wie das Zeitalter Homers darüber denkt, zeigt uns eine Stelle im 5. Gesang der Odyssee, die von der Werbung der Nympe Kalypso um ihren Gast, den edlen Odysseus, handelt (205 ff.). Mit verhaltenem Stolz erklärt ihm die Göttin in Worten, die zum Teil Agamemnons Rede wiederholen, sie sei wohl nicht geringer an Körperbau und Wuchs als die sterbliche Penelope, seine Gemahlin. Und was weiß er zu erwidern? Bereitwillig bestätigt er den Vorrang des unsterblichen vor dem irdischen Weibe, trägt aber auch kein Bedenken, mit einem jeder Diskussion entrückten „doch auch so“ (*ἀλλὰ καὶ ὧς* v. 215) seine Sehnsucht nach der Gattin zu bekennen. Da tönt die Stimme echter Liebe, die sich bewußt ist, erhaben zu sein über alles ichsüchtige Klügeln. Agamemnon aber, der geschäftsmäßig die guten Gaben der Ehefrau und der Kebse aneinander hält und sich für diese entscheidet, weil er jene nicht ganz so reich ausgestattet findet, liebt keine der beiden, sondern will nur die eine herabziehen, indem er die andere über sie erhebt. Und daß er sich derlei in offener Versammlung, vor den Männern ganz Griechenlands gestattet, vergrößert noch die Schmach, die er damit seinem Weibe zufügt. Demnach

bekannt er nur scheinbar Liebe zu Chryseis, in Wahrheit verrät er Feindschaft gegen Klytaemnestra. Woher die stammt, sagt der Erzähler nicht, sondern deutet es bloß an.

Zunächst hören wir in der Charakteristik, mit der Kalchas bei seinem ersten Auftreten bedacht wird, daß er die Schiffe der Achaeer durch seine Seherkunst nach Troja führte. Im eigentlichen Sinn des Wortes kann das kaum gemeint sein. Denn um einen Weg zu weisen, braucht einer nur Ortskenntnis und keine Prophetengabe. Dergleichen war jedoch wirklich nötig, damit klar werde, weshalb widrige Winde den Griechen beständig die Ausfahrt wehrten. Kalchas fand den Grund des Übels im Zorn der Göttin Artemis und die Abwehr im versöhnenden Opfertod der Tochter Agamemnons. Begreiflicherwise gilt er seither dem Atriden als böswilliger Unglücksseher⁴. Dessenungeachtet behielt er in der Sache recht, da in Agamemnons Seele schließlich der Feldherr den Vater überwand. Seine Iphigenie, der mütterlichen Obhut entrissen, wurde zum Altar geführt. Mit ihr entschwand jedoch den Eltern auch die eheliche Liebe oder besser gesagt, sie wich jener Gehässigkeit, die in Agamemnons Äußerungen über Klytaemnestra deutlich zum Vorschein kommt.

Freilich all das sind schließlich doch nur Worte und die Frau, gegen die er sie richtet, ist nicht einmal zugegen, sondern sitzt weit über dem Meere, daheim in Argos. Aber sein Vorsatz war, die begünstigte Rivalin mit sich nach Hause zu nehmen und den ausführen hieße schon, die Gattin ins Angesicht und geradezu tätlich beschimpfen. Damit ist es wohl vorbei, seit er weiß, die Pest werde erst nach Chryseis Entlassung aufhören. Immerhin macht er seiner Feindschaft gegen Klytaemnestra das Zugeständnis, öffentlich zu verkünden, wie kalt sie ihn läßt und wie tief er sie demütigen möchte.

An dem Seher, der ihn nötigt, wiederum einen seiner

boshaften Sprüche zu befolgen, rächt er sich sogar mit unverhüllten Grobheiten. Aber was erleichtert ihm den Verlust der stolzen Überlegenheit, die er der Bitte des Apollonpriesters und den Mahnungen der eigenen Leute entgegenstellte (v. 116 f.)? Wird ihm seine verspätete Nachgiebigkeit Beifall bringen? Den zu erwerben war leicht, als die Entscheidung noch ganz bei ihm stand. Nun, da er durch unlenksamen Starrsinn eine mörderische Seuche ins Lager gebracht hat, muß er sogar auf die bittersten Vorwürfe gefaßt sein (vgl. XIX v. 85 ff.). Schwere Schaden bringt ihm auch Apollos ausdrücklicher Befehl, Chryseis ohne Entschädigung in Freiheit zu setzen. Ihr Vater hatte ihm wenigstens reiches Lösegeld geboten. Und jetzt soll unter allen Helden, die zugleich ein Ehrengeschenk empfangen, er allein mit leeren Händen dastehen. Indes scheint ihm gerade diese Beeinträchtigung nicht unabwendbar und je weiter seine Niederlage reicht, desto leidenschaftlicher bemüht er sich, in dem einen Punkt einen Erfolg zu erringen. Demgemäß verlangt er, daß ihm die Achaeer für das Ehrengeschenk, dem er um ihretwillen entsagt hat, unverzüglich ein anderes liefern (v. 117 ff.). Woher — darüber macht er sich keine Sorge. Desto eifriger erörtert Achilles diese Frage und gelangt zu folgendem Ergebnis: Gemeinbesitz ist nicht mehr vorhanden und schon verteiltes Gut wieder einzufordern, um es neu zu verteilen, wäre unziemlich (v. 121 ff.).

Das ist derselbe Ausdruck, mit dem Agamemnon ablehnt, der einzige Fürst zu sein, der kein Ehrengeschenk besitzt. Mithin erhebt sich hier eine Schicklichkeitsrücksicht gegen die andere. Dennoch steht das Spiel nicht gleich. Denn bei dem Atriden ist der Ehrenpunkt viel stärker berührt als es seine Worte bezeugen. Der mißlungene Vorstoß gegen die Frauenwürde Klytaemnestras, die peinliche Unterwerfung unter den Orakelspruch des

Kalchas, das stillschweigende Geständnis, sich an der Sicherheit des Volkes versündigt zu haben, all das wirkt mit dem unvermeidlichen Verlust der Ehrengabe zusammen und beschämt ihn dermaßen, daß er wieder recht einmal den Herrn zu spielen wünscht, und für den Zweck taugen die Ersatzansprüche, die er an seine Untergebenen stellt, gerade deshalb, weil ihnen Genüge zu tun sehr schwer ist.

Zweifellos betreibt er damit eine verderbliche Prestigepolitik. Aber um ihn auf den richtigen Weg zu leiten, müßte Achilles erst die Klemme sehen, der er zu entkommen sucht. Statt dessen ist er rasch fertig mit dem Wort und ruft dem König zu: „Du Habsüchtigster von allen“. Eine so gehässige Mißdeutung kann natürlich nicht bessern, sondern nur reizen. In der Tat verschärft jetzt auch der Beleidigte den Zwist, indem er die unverdiente Schmach in gleicher Münze mit Wucherzinsen heimzahlt. Sein Herz an den Besitz hängen — das ist nicht seine Art. Das tut der Gegner und verschlimmert es noch durch listige Heuchelei. Denn nur um sich den eigenen Beuteanteil zu erhalten, empfehle er ihm, den seinen ohne weiteres dahinzugeben. Verlorene Mühe. Es bleibt dabei: Ersatz muß beschafft werden.

Ja, jetzt wird Agamemnon noch anspruchsvoller. Nicht eine beliebige Entschädigung will er haben. Vollwertig hat sie zu sein, und zu entscheiden, ob die Bedingung erfüllt ist, behält er seinem persönlichen Geschmack vor. Das heißt freilich, den Schiedsrichter in eigener Sache spielen, und wer die Rolle übernimmt, macht sich auch schon zur Selbsthilfe bereit. Und wirklich droht der Heerkönig, er werde, wenn die Achaeer sein Begehren nicht erfüllen, sich selbst ein Ehrengeschenk nehmen, wo immer er es finde, ob bei Achilles, dem Aufrührer, ob bei einem so getreuen Gefolgsmann, wie Aias oder Odysseus, soll seine souveräne Willkür nicht bekümmern (v. 135 ff.).

Dermaßen hemmungslos zu schalten und zu walten, nachdem er eben unter allerlei Beschränkung geknirscht hat, — der Gedanke lockt ihn. Wüßte er nur, ob dieser kühne Vorstoß seines gekränkten Selbstgefühls die vorausgegangene Niederlage wettmachen oder am Ende gar erneuern wird. Aber vorläufig hat er ja abzuwarten, welche Wirkung die bloße Drohung übt. Die endgültige Entscheidung mag dann eine Nachberatung bringen, die er ohne einen festen Termin anzusetzen, in Aussicht nimmt (v. 140 f.).^{4a}

Unterdessen kann er, unter voller Wahrung seiner Würde, den unsichern Boden ichsüchtiger Zukunftsgedanken verlassen und zur Wirklichkeit zurückkehren, wo eben jetzt noch stärker als sonst das Interesse der Gemeinschaft gebietet. Es gilt, den Pestgott von seinem mörderischen Wüten abzubringen. Was zu dem Behuf geschehen muß, hat wohl der Seher offenbart. Allein das „Wie“ wurde noch nicht besprochen. Das erörtert jetzt streng sachlich Agamemnon und stellt sich damit auf denselben Boden, den sein Gegner in der Eröffnungsrede der Debatte anwies. Zugleich sieht jetzt der Atride, daß von seinen Helden Achilles der berufenste ist, die Versöhnung Apollos, die von ihm ausging, nun auch zu Ende zu führen. Dessenungeachtet kommt er ihm nur in der Sache entgegen⁵. Durch die Form, die er wählt, sucht er ihn für seine verletzende Heftigkeit zu strafen, gibt ihm demgemäß das tadelnde Beiwort „schrecklichster aller Menschen“ und tut recht verwundert, daß der ungnädige Patron den Achaeern zum Gnadenbringer werden soll. Eine so zwiespältige Äußerung kann selbstredend den Peliden nicht beruhigen, vielmehr reizt sie ihn erst recht und weckt sein Mißtrauen. Weit entfernt, zu bemerken, daß der andere schon halb und halb geneigt ist, Frieden zu schließen, glaubt er, der Feldherr wolle ihn nur deshalb nach Chryse schicken, um

sich unterdes gemächlich sein Ehrengeschenk anzueignen. Und da er solch einem Tückbold zu dienen als eine Erniedrigung empfindet, kündigt er ihm auf der Stelle die Heeresfolge und wünscht, die Kameraden möchten sich sein Beispiel zu nutze machen (v. 149 ff.). So schlimm endet Agamemnons mattherziger Versuch, von der Prestigepolitik loszukommen. Jetzt ist er ihr noch mehr und dermaßen verfallen, daß er feierlich erklärt: Er wolle, unbekümmert um den Grimm des Achilles, gerade aus dessen Zelt und überdies persönlich seine Entschädigung holen, damit keiner mehr sich ihm gleich zu dünken, keiner sich ihm offen zu vergleichen wage (v. 180).

Kurz, er will einzig sein in seiner Art und unter den Kriegern, die er befehligt, ist er ja auch befugt, diesen Anspruch zu erheben. Aber muß ihm deswegen jeder Einzelne in jedem Ding nachgeben und deswegen zu seinen Gunsten sich selbst völlig entrechten?^{5a} Achilles verneint die Frage für seine Person (v. 295). Der König beweist an keinem andern so deutlich wie an ihm mit rücksichtsloser Gewalt, daß er sie im „hochfahrenden Herzen“ (IX 109) voll bejaht. Bedenken wir ferner, daß er seine Gattin mit seiner Sklavin auf eine Stufe stellt, Priester und Seher, die in eines größern Herrn Pflicht stehen, grimmig anherrscht und deren göttlichen Beschützer Apollo als einen Gewalthaber hinstellt, der ihm sein Ehrengeschenk nur so „wegnimmt“ (v. 182), dann wird uns klar: Ihn treibt ein Verlangen zu gelten, das an allen Schranken rüttelt und kaum der Götterhöhe weicht.

Wie schlecht ein solcher Charakter zum Mitspieler, wie gut er zum Gegenspieler taugt, bedarf keiner Erörterung. Freilich dürfen wir auch nicht vergessen, daß Achilles sich sehr beeifert, mit ihm anzubinden. Durch die Einberufung der Volksversammlung bereitet er den Kampfplatz, durch die einleitende Ansprache „stellt“ er

den Gegner, aus dem Gelöbniß, Kalchas zu beschützen, macht er fast eine Kriegserklärung und Agamemnons Forderung, für Chryseis unverzüglich eine andere Gabe zu bekommen, beantwortet er mit dem beleidigenden Zuruf: „Habsüchtigster von allen“ (v. 121). Aber er verspricht doch dem König drei- bis vierfachen Ersatz, wenn er sich bloß bis zur Zerstörung Trojas gedulde. So viel Entgegenkommen am Schluß und am Beginn die ausgesucht höfliche Anrede: „ruhmreichster Atride“ beweist zur Genüge, daß Achilles seine Kampflust immer noch zügelt. Allein was hilft. Sie bleibt stark genug, Agamemnon so zu reizen, daß jetzt er losbricht, den Peliden der Feigheit zeihet und sich just bei ihm durch Beschlagnahme seiner Sklavin für den Verlust der eigenen bezahlt zu machen droht.

Da läßt auch Achilles alle Rücksicht fallen und gibt lang gehegtem Unmut freie Bahn. Bisher hat er es geduldig hingenommen, daß ihm, der den Hauptteil der Kampfarbeit verrichtet und rastlos auf Eroberungen auszieht, bei der Beuteteilung regelmäßig weit weniger zufiel als dem ruhig im Lager residierenden Heerkönig. Auf die Dauer wurde es ihm aber doch verdrießlich, mit aller seiner Heldenstärke nicht einmal so viel erringen zu können, wie der Atride kraft seines Amtes davonträgt (v. 163). Und so gewinnt es fast den Anschein, er wolle als Anwalt demokratischer Gleichberechtigung gegen fürstliche Privilegien kämpfen⁶.

Auch ist er wirklich überzeugt, zum Schutz des gesamten Volkes den eigennützig ausbeuterischen König^{6a} zu befehlen, verlangt demgemäß, daß ihm niemand mehr diene und ergrimmt gegen „die Wichte“^{6a}, die dieser Aufforderung keine Folge leisten. Aber der haßgeschärfte Blick des Herrschers sieht in ihm doch nur einen Aufrührer, der keineswegs für das Wohl der großen Masse, sondern für die Befriedigung der eigenen Machtgier sorgt. Und wenn er von

ihm sagt (v. 287): „Dieser Mann will allen über sein, über alle Gewalt haben, über alle befehlen“^{6b}, so liegt in seinem Urteil zumindest eine negative Wahrheit. Achilles, der von seiner Mutter Thetis mit dem Götterblut göttlichen Adel geerbt hat (v. 280, VI. 99 ff.), verspürt jedenfalls keine Lust, irgendeinen Menschen für höher geboren⁷ und königlicher anzusehen als sich selbst (IX, 392 ff.) und verlangt demgemäß, daß ihn auch der Oberbefehlshaber als seinesgleichen achte (XVI, 153). Ebenso hochfahrend ist aber Agamemnons, des gottgehegten Königs, eigener Sinn (IX, 160). Darum sind die beiden recht eigentlich geschaffen, einander zu hassen und wenigstens der eine von ihnen, der Atride, bekennt auch ganz offen, sein Partner sei ihm längst von Herzen zuwider (I, 176).

Der Streit um das Ehrengeschenk bietet den beiden endlich Gelegenheit, zu entscheiden, wer der stärkere sei. Hinter Agamemnon steht die Macht der Menge, die ihm gehorcht. Das weiß Achilles genau so gut wie der wohlmeinende Friedensstifter Nestor (vgl. v. 281). Nur zieht er aus dieser Tatsache eine andere Folgerung: Er versucht, die Masse auf seine Seite zu bringen. Was er bewirkt, ist freilich das gerade Widerspiel des erstrebten Erfolgs. Denn ohne einem Einspruch zu begegnen, versichert Agamemnon, ihm werde es beim Rachekrieg gegen Troja auch dann nicht an Helfern fehlen, wenn Achilles mit seiner Drohung heimzukehren ernst macht (v. 173 ff.). Das Schicksal, einsam zu werden, trifft demnach den Peliden. Der König, dem er es bereiten wollte, bleibt davor bewahrt. Und wenn ihn gar seine Mannen im Stich ließen, hätte er doch die Rückkehr in die Heimat frei. Aber dem Partner versperrt er auch den Ausweg. Denn er behandelt ihn als echten Drückeberger, und mehr braucht es wirklich nicht, den hochgemuten Helden zurückzuhalten. Nun soll er zwischen den Trojanern, die ihn als

den mörderischsten der Griechen verabscheuen, und den Griechen, die ihn kaltblütig im Stich lassen, auf sich allein stehen.^{7a} Eine jämmerliche Aussicht!^{7b} Aber könnte er sie nicht mit dem Schwert verbessern? Und wäre nicht ein wohlgezielter Streich die beste Abwehr eines Angriffs, der sich zunächst gegen den Ruf seiner Tapferkeit richtet? Indeß stößt er bei dem Gedanken, Agamemnon augenblicklich und blutig zu bestrafen, erst recht an die harte Tatsache, daß es ihm nicht gelang, das Volk vom Herrscher loszureißen. Will er diesem ans Leben, muß er erst die Umstehenden zurückscheuchen (v. 191), und sind die Krieger bereit, ihren Führer zu decken, dann werden sie ihn nötigenfalls auch rächen. Unter solchen Umständen Gewalt anwenden, bedeutet also das ganze Heer in die Schranken fordern. Deshalb zweifelt der Pelide, ob er nicht doch besser täte, seine Wut zu zähmen, und dann ist sie auch schon so weit gehemmt, daß seine Hand das Schwert zwar erfaßt, doch nicht mit einem einzigen Ruck, sondern nur zögernd herauszieht (v. 193 ff.). In dem Augenblick fährt auch schon Athene vom Himmel nieder, zupft den Helden am Blondhaar und warnt ihn ernstlich, sich an Agamemnon zu vergreifen. Ist sie nun darum ein „deus ex machina“, ein Gott, der nur von außen stößt? Nein, ihr Zuspruch setzt ja bloß fort, was echt menschliche Selbstbesinnung bereits begann und auch vollenden könnte.^{7c}

Dennoch ist es sehr bedeutsam, daß Achilles den endgültigen Verzicht auf Ehrennotwehr in dem Bewußtsein leistet, damit einen göttlichen Befehl zu erfüllen (v. 216 f.). Denn die Unterwerfung unter eine übernatürliche Autorität befreit ihn vom Gefühl der Verantwortung und weil er keine Wahl zu haben glaubt, braucht er sich nicht zu schämen, Agamemnons Schmähung nur mit Schmähungen zu erwidern (v. 211). Ja, aus der Überzeugung, unter der persönlichen Leitung der Götter zu stehen, kann er sogar

eine mächtige Steigerung seines bedrängten Selbstgefühls gewinnen.

Wie reichlich er von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, zeigt er vor allem bei der Bekämpfung des verletzenden Zweifels an seiner Unentbehrlichkeit. Vorher sah er in seinem Austritt aus der Reihe der Mitkämpfer nur ein Mittel, dem habgierigen Feldherrn die Beute zu schmälern (v. 170 f.). Jetzt traut er sich zu, ihn auf demselben Wege sogar des Sieges zu berauben (v. 240 f.). Allerdings muß eine Niederlage, die der Atride erleidet, zugleich oder vielmehr in erster Linie das ganze Volk treffen. Aber daran ist es sich nur selber schuld. Warum läßt es einen Befehlshaber, der bis zur Tollwut verblendet ist, ungehindert schalten und walten? Nun trägt es für das Böse, das er gestiftet hat, die volle Verantwortung (v. 409 ff.). In der Beziehung ist demnach Achilles weit entfernt einzulenken.

Auch daß er dem Vorwurf der Feigheit, den Agamemnon ihm entgegenschleudert, Rechnung trägt und deshalb unterläßt, nach Phtia zurückzukehren, empfindet er nicht als Zugeständnis. Denn auf dem Kriegsschauplatz winkt seiner Rachgier der Genuß, mit eigenen Augen anzusehen, wie Hektor, dem nur er gewachsen ist, die Achaeer im mörderischen Gemetzel bei den Schiffen zusammendrängt. Dann freilich muß der Augenblick kommen, wo er, um nur sich selbst zu schützen, wieder mitkämpft (IX. v. 650 f.). Demnach bedeutet sein Verzicht auf die Heimfahrt, daß er den Austritt aus dem Heere stillschweigend widerruft.

An die Stelle der Kündigung des Dienstes tritt der Ausstand oder, noch deutlicher gesagt, der Proteststreik.^{7d} Beide Maßregeln beruhen auf dem Gedanken, durch Untätigkeit Geltung zu erringen, unterscheiden sich aber in der Anwendung des Prinzips. Die Art des Unterschieds

ist aus dem Wechsel der äußeren Umstände zu erklären. Aber was könnte der bewirken, wenn ihm nicht von innen eine seelische Bereitschaft zur Veränderung entgegenkäme?

In welchem Maß diese Voraussetzung bei Achilles gegeben ist, zeigt schon seine erste Streitrede, die fast in einem Atem den Herrscher ehrerbietig rühmt und respektswidrig schmätzt, was er beansprucht, hart verweigert und doch ein Vielfaches freigebig verspricht. Noch bezeichnender ist die Tatsache, daß unsern Helden zwischen seinem ersten und dem zweiten Beschluß, nicht mehr mitzutun, eine höchst aktivistische Stimmung fast bis zur Ermordung des Feldherrn fortreibt. Dieses Hin und Her erweckt bereits den Eindruck innerer Unsicherheit. Dabei dauert das charakteristische Schwanken immer noch fort. Denn auch sein Gelüst, Agamemnon umzubringen, bezwingt der Pelide nicht mit einem Schlag. Es überkommt ihn ein zweites Mal und jetzt sagt er sogar, was er sinnt. Diese Offenheit scheint eine Äußerung erhöhter Kampflust. Indes gilt die Drohung, die er ausspricht, nur bedingt. Dann soll das Blut des Atriden um seine Lanze fließen, wenn sich der erfrecht, ihm außer dem Streitgegenstand, der Sklavin Briseis, ein Stück seines unanfechtbaren Eigentums zu berühren (v. 300 f.). An dergleichen denkt aber sein Widersacher nicht im entferntesten. Mithin führt hier Achilles gewissermaßen einen Lufthieb, für den er noch viel weniger Entschlußkraft braucht als zu dem Spiel mit dem Schwert, das er, obschon nur zögernd und für einen Augenblick, doch immerhin aus der Scheide zog. Damals schwankte er eben wirklich zwischen dem Verlangen, eine rettende Tat zu wagen, und der Sorge um den Erfolg. Nun, nachdem er tätigen Widerstand gegen den räuberischen Zugriff des Heerkönigs als nutzlos erkannt hat, möchte er bloß die Niederlage vor sich und besonders vor den andern durch eine Kraftgebärde verschleiern.^{7e}

Ein wirklicher Schutz gegen Herabsetzung ist das freilich nicht. Es dauert denn auch nicht lange, so nahen auf Agamemnons Befehl zwei Herolde, um Briseis für ihn abzuholen (v. 326). Bei ihrem Anblick wird dem Peliden schlimm zu Mute. Aber aus seinen Worten spricht weder Trauer noch Empörung, sondern festes Vertrauen auf den Sieg der guten Sache. Ein starkes Streben, auch der Gegenseite gerecht zu werden, gesellt sich hinzu und erzielt für die Boten, die nur tun, was sie müssen, völligen Freispruch, für ihren gewalttätigen Herrn die Anerkennung verminderter Zurechnungsfähigkeit (v. 334 ff.). So ruhig und maßvoll spricht Achilles bis zu dem Augenblick, wo die Herolde mit Briseis abziehen. Noch länger den vornehm Überlegenen zu spielen, bringt er nicht über sich. Er muß die drückende Maske lüften; will aber doch sein wahres Gesicht auch vor den eigenen Leuten verbergen. Deshalb flüchtet er zunächst in die schützende Einsamkeit des öden Strandcs. Dort setzt er sich weinend nieder und ruft seine Mutter Thetis, die in den Tiefen des Meeres haust (v. 348 ff.).

Aus dem gewaltigen Helden ist wieder ein Kind geworden, das zu schwach, sich selbst zu schützen, „Mutter“ schreit, wenn es gekränkt wird^{7f}. Aber zur Abwehr der dem Peliden angetanen Unbill hat nicht einmal die Frau vom Meere Macht genug. Darum soll auch sie Hilfe suchen und weil in seiner Sache nur die mächtigste ausreicht, macht er es ihr zur Pflicht, bis in den Himmel zu steigen und den Beistand des Götterkönigs fußfällig zu erflehen. Hat einmal dieser Allgewaltige für ihn Partei ergriffen und um seinetwillen die Achaeer gezwungen, bis ans Meer zu fliehen und für ihre Schiffe zu zittern, dann werden alle, Volk und Fürst, erkennen, wie schnöde sie der Helden besten mißachtet haben. Den Gedanken, die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre in einer Niederlage seiner Verächter zu suchen,

hatte er schon früher. Aber damals war er überzeugt, ihn verwirklichen zu können, wenn er bloß dem tapfern Hektor nicht mehr wehre, seine für alle andern Griechen unbezwingliche Kraft nach Herzenslust zu nützen. Jetzt scheint ihm die ersehnte Wendung des Kriegsglücks unerreichbar, wenn er nicht den himmlischen Schlachtenlenker bewegt, zu seinen Gunsten einzugreifen. Eine solche Sinnesänderung bekundet eine tiefe Erschütterung seines Selbstvertrauens. Und so wird es vollends klar, daß der Achilles, der weinend nach der Mutter ruft, nicht mehr ein siegesgewisser Kämpfer ist, sondern ein verzagtes Kind.

Aber mögen auch die beiden Erscheinungsformen seiner Persönlichkeit erstaunlich weit voneinander abstehen, irgendwie hängen sie vielleicht doch zusammen. Betrachten wir sie nun unter dem Gesichtspunkt noch näher, dann ergibt sich: Schon während der Pelide mit Agamemnon streitet, neigt er bald zu einem aktiven, bald zu einem passiven Gebaren und dieses auffällige Schwanken unterscheidet sich wohl nur gradweise von dem gänzlichen Zusammenbruch, der ihn überfällt, nachdem Briseis ihm entrissen wurde. Andererseits verzichtet er auch dann nicht auf sein hochgespanntes Selbstgefühl, sondern nennt sich ganz unbefangen im Gespräch mit seiner Mutter ihren wackern Sohn (v. 393), obgleich sie ihn den Augenblick zuvor mit Zärtlichkeiten überschütten mußte, um nur einen klaren Bericht über sein Mißgeschick zu erlangen (v. 360 ff.) Und das Hindernis, das ihr entgegenstand, war nicht bloß die Flut seiner Tränen. Er wollte gar nicht erzählen, weil ja Thetis als Göttin von vornherein alles wisse (v. 365). In diesem Widerstand gegen den Wunsch der liebevollsten Mutter regt sich ein Trotz⁸, der genau so kindlich ist wie das Weinen, das ihm voranging.

Ist er aber darum völlig verschieden von dem Helden-trotz, der sich dem Feldherrn und dem ganzen Heere

entgegenstemmt, oder betrifft der Unterschied gar nicht das Wesen, sondern nur die Größenmaße? Die Antwort liegt in folgender Erwägung. Noch immer ist die Tochter des Apollopriesters und mit ihr Rettung und Verderben des griechischen Lagers in Agamemnon's Hand. Dessenungeachtet wäre dieser schon halb bereit, den Streit abzubrechen. Da rennt ihn Achilles erst recht an und mutet den Kameraden zu, sich eben jetzt mit ihm solidarisch zu erklären. Wir sehen: Der Trotz macht den Peliden so blind gegen die schwerwiegendsten Tatsachen, daß er auch in der Hinsicht weit eher einem unmündigen Knaben als einem reifen Mann gleicht.

Nach all dem läßt sich die Frage der Zusammengehörigkeit der zwei Gestalten, in denen er vor uns auftritt, mit Sicherheit beantworten: Obwohl die eine mit der andern aufs schärfste kontrastiert, sind die beiden verwandt genug, um eine einheitliche Persönlichkeit zu bilden. Das kindliche Wesen liefert jedenfalls die Basis, das heroische den Überbau. Aber nähere Aufschlüsse über die Charakterentwicklung unseres Helden eröffnet erst die Klage, in der er, zur Mutter gewendet, seinen tiefsten Jammer ergießt. Sie lautet (v. 352 ff.): „Mutter, da du mich gebarst für ein ganz kurzes Dasein, so hätte mir doch wenigstens Ehre verleihen sollen der Olympier, der hochdonnernde Zeus. Nun aber hat er mich auch nicht ein bißchen geehrt. Denn wahrlich mich beleidigte der Atride, der weitgebietende Agamemnon. Denn er nahm mein Ehrengeschenk und hält es fest, das eigenmächtig erraffte Gut.“ Demnach weiß Achilles, daß er bald sterben muß und verlangt, für diese traurige Gewißheit von Zeus durch Ehre entschädigt zu werden. Aber ob das nur ein moralischer oder auch ein rechtlicher Anspruch ist, bleibt unbestimmt. Gewöhnlich sucht man die Entscheidung in einer Stelle des IX. Buches, wo der grollende Pelide den Gesandten

Agamemnons, die gekommen sind, ihn zu versöhnen, folgendes erzählt (v. 410 ff.): „Meine Mutter, die Göttin, die silberfüßige Thetis, sagt, daß mich zwiefache Todeslose zum Eintritt des Todes bringen; bleibe ich hier und kämpfe um die Stadt der Troer, dann ist die Heimkehr für mich verloren, aber unvergänglich wird dafür mein Ruhm sein. Komme ich hingegen nach Hause in mein Heimatland, dann ist der Ruhm für mich verloren, noch lange aber wird mir das Leben währen.“

Um uns diesen Bericht möglichst klar zu machen, suchen wir zunächst seinen Sinn in scharf geprägte Begriffe zu fassen und gelangen so zu folgender Formel: Die leibliche Existenz im Kreis der Zeitgenossen und die geistige Fortdauer im Andenken der Nachwelt sind Güter, die sich miteinander schlecht vertragen; was man bei diesem gewinnt, verliert man an jenem. Achill bekommt daher mit dem Recht, das eine zu wählen, auch die Pflicht, dem andern zu entsagen. Er übt sie, indem er durch den Verzicht auf langes Leben die Sicherheit erwirbt, aus dem Gedächtnis kommender Geschlechter nie zu entschwenden. Hier gibt demnach das Schicksal ebensoviel wie es nimmt. Sein Walten ist wohl streng, aber auch gerecht.

Hingegen bekommt das Los des Peliden im ersten Gesang das Beiwort „schrecklich“ und Thetis, die es gebraucht, sagt zur Begründung, daß sein Leben ebenso unglücklich wie kurz sei. Mithin fehlt hier der objektive Ausgleich. Daß Achilles für den Mangel an Lebensdauer von Rechts wegen durch Fülle der Ehre entschädigt werden müßte, ist bloß seine subjektive Überzeugung und nicht einmal für Thetis maßgebend. Ihr zärtliches Mutterherz möchte ihm vor allem Kummerlosigkeit sichern. Und noch eins ist sehr zu beachten. Klagen kann man über unbefriedigte Wünsche, eine Anklage ist nur dort statthaft, wo eine förmliche Verbindlich-

keit auf Erfüllung drängt. Darüber ist sich auch der Pelide so klar, daß er sein Jammern zum mitleidigen Ohr der Mutter sendet, hingegen von Zeus' Thron fernhält. Hier soll Thetis nur das erwähnen, was sie dem Götterkönig im Kampf gegen einen Aufruhr der Olympier geleistet hat (v. 393). Denn das allein verpflichtet ihn, ihre Fürbitte anzunehmen.

Ziehen wir aus dieser ganzen Erörterung die Summe, so ergibt sich: An der Stelle des neunten Buches, wo Achilles mit des Schicksals dunkeln Mächten einen Vertrag schließt und für die vielen Lebensjahre, die er hingibt, die Gewähr ewigen Nachruhmes eintauscht, da erfreut uns eine sinnreiche, aber durchaus mythische Dichtung. Viel natürlicher wirkt die Darstellung im ersten Gesang. Hier gibt es für den Helden nur die Gewißheit, daß er frühzeitig sterben muß. Doch die eine ist schon wuchtig genug, ein ganzes Dasein in eine bestimmte Richtung zu drängen.

Folglich haben wir den Werdegang des Peliden von hier aus zu erklären: Unverbrauchte Lebenskraft macht den Lebenswillen mächtig. So ist es bei jedem gesunden Jüngling. Für den jungen Achilles, der von mehr als menschlicher Stärke überquillt, gilt das natürlich ganz besonders. Darnach läßt sich die Qual ermessen, die ihm die Voraussicht seines frühen Endes bereitet. Und wie aufreizend ist der Widerspruch zwischen seinem kläglichen Schicksal und seiner erhabenen Abkunft⁹! Ihm, den der Schoß einer Göttin ans Licht gebracht hat, wurde nicht einmal ein volles Menschenleben zugebilligt. Kein Wunder, daß er sogar bedauert, der Thetis' Sohn zu sein. Unverhohlen äußert sich dieses bittere Gefühl, wenn er wünscht, sein Vater, der sterbliche Peleus, hätte niemals die unsterbliche Meermaid liebend umarmt. So deutlich wird er freilich erst in der bitteren Verzweiflung über den Tod

des heißgeliebten Patroklos (XVIII v. 86 ff.). Der kränkende Verlust seines Ehrengeschenkes entlockt ihm bloß eine leise Andeutung. In dem Satz: „Mutter, da du mich gebarst, zu einem ganz kurzen Leben“ erhält das Verbum ἔτεκες durch die hervorhebende Partikel γε einen besonderen Nachdruck (v. 352). Offenbar verspürt bei dem Wort der Sprecher die ganze Schwere des Unglücks, seinem überirdischen Ursprung zum Trotz nur allzu sterblich zu sein. Gleich darauf nennt ihn Thetis „kurzlebig vor allen“. Sicherlich mit Unrecht, denn wie viele gelangen nicht einmal bis zur Mannbarkeit, aber sie übertreibt aus echt mütterlichem Mitgefühl und von dem geleitet bringt sie sicherlich gerade das zum Ausdruck, was ihr trauernder Sohn empfindet. Die Flüchtigkeit seines Daseins betrübt demnach ihn selber, als wäre er durch sie tatsächlich zurückgesetzt gegen alle.

Eben deshalb sucht er sich selbst um jeden Preis zu überzeugen, daß ihm im Vergleich mit den anderen immerhin auch ein Vorzug zukommt.^{9a} Den Beweis führt er, wenn wir seinem Gegner Agamemnon glauben, indem er alle zu beherrschen trachtet (v. 287). Sein eigenes Gewissen versichert, daß er für sich nichts als Ehre verlangt (v. 353). Allein der Ausdruck, den er gebraucht, das griechische τιμη hat überdies dem deutschen „Würde“ entsprechend, den Sinn Amt. Bei Homer bezeichnet es sogar die Herrscherwürde und die höchste Ehrenbezeugung ist immer und überall der Gehorsam. Diese Tatsachen und Erwägungen gestatten uns, den Widerspruch zwischen der Selbstcharakteristik des Peliden und der feindseligen Behauptung Agamemnons zu überbrücken. Weder Herrschsucht, noch Ehrgeiz, sondern ein nach jeder Richtung tätiges Geltenwollen betrachten wir als die sein ganzes Leben bewegende Triebkraft.^{9b} Wieviel er in der Richtung erreicht, bekundet Nestor, wenn er ihm

vor allen Achaeern zugesteht, daß er für sie im schlimmen Krieg ein mächtiger Hort sei (v. 283).

Dessenungeachtet hält er sich selbst nur mühsam aufrecht und die Anstrengung, die es ihn kostet, wird um so größer, je näher er seinem frühen Grab rückt. Will er nicht ganz zusammenbrechen, muß er immer höher, immer weiter streben¹⁰ und all das Große und Gewaltige, das er ohne Rast und Ruhe vollbringt¹¹, bedeutet für ihn im Grunde nicht mehr als eine Sicherung gegen das durchbohrende Gefühl der Nichtigkeit seiner Existenz¹². Überzeugt nach Schicksalsspruch eine traurige Ausnahme zu bilden, möchte er zum Ausgleich auch eine glänzende werden.

Darum verschmäht er, sich als dienendes Glied einem Ganzen anzuschließen, und wenn er auch am Feldzug gegen Troja teilnimmt, der Gedanke, daß er als Grieche verpflichtet sei, den Ehrenhandel eines griechischen Fürsten mit einem Trojaner wie seine eigene Sache zu betreiben, liegt ihm ganz fern. Nur aus persönlicher Gefälligkeit hat er sich entschlossen, dem Beleidigten Beistand zu leihen¹³. Eine so willkürlich übernommene Verbindlichkeit kann natürlich nur solange in Kraft bleiben, bis sie zur Fessel wird. Und daß der Augenblick nicht ausbleibt, dafür sorgt schon die Eigenart unseres Helden. Wie könnte er in einem Krieg, den zu überdauern ihm allein von Anbeginn versagt ist, immer nur mit den andern in Reih und Glied stehen als getreuer Vasall? Nein, er ist längst bereit, sich aufzulehnen¹⁴ und zeigt es durch sein selbstbewußtes Gebaren so deutlich, daß er dem Oberfeldherrn guten Grund gibt, seinerseits gegen ihn im Herzen Haß zu nähren (I, 176 ff.). Das Übrige tut die Gunst der Umstände. Daß Agamemnon durch Mißachtung eines Apollopriesters und die Lässigkeit, mit der er ihre verderblichen Folgen hinnimmt, die Interessen des Volkes gröblich

verletzt, bietet dem Peliden Gelegenheit, in die Befugnisse des pflichtvergessenen Kommandanten einzugreifen und ihn zu meistern.

Trotzdem mißlingt der Angriff, weil der Atride klug genug ist, die Sorge für die Rettung des Heeres wieder auf sich zu nehmen und seine ganze Widerstandskraft mehr und mehr gegen den einen Aufrührer zu sammeln. Dieser, von niemand unterstützt, erlebt statt des erhofften Triumphs die Schmach, sein überreichlich verdientes Ehrengeschenk einzubüßen. Die Kränkung trifft ihn so schwer und unerwartet, daß sie seiner düstern Grundstimmung neue Kraft gibt. Mehr denn je scheint er sich selbst zurückgesetzt und verkürzt und sein heroischer Stolz, dennoch der herrlichste zu sein von allen, bricht zusammen.

Da tritt das kindliche Wesen hervor, das er nie ganz abgelegt hat. Ist doch sich zurückgesetzt und verkürzt fühlen, ein ausgesprochen kindliches Erlebnis, das jeder hat, solange ihn die Welt der Erwachsenen mit ihrer Größe und Stärke niederdrückt^{14a}. Die selbstverständliche Gegenwirkung ist immer ein brennendes Verlangen, auf dasselbe Niveau zu kommen oder zu größerer Sicherheit ein noch höheres zu erklimmen^{14b}. Hingegen fehlt natürlich der warnende und ratende Zuspruch der Lebenserfahrung. Unmögliches wird daher versucht und versetzt das Selbstgefühl in stete Unruhe. Selige Zuversicht wechselt mit jammernder Verzweiflung wie bei unseren Kleinen so bei Thetis' großem Sohn. Schließlich ist er auch darin ihresgleichen, daß er, um nur seinen Willen zu bekommen, neben wilden Trotzgebärden den Ausdruck rührender Hilflosigkeit bereit hält.

Mit dem Hinweis auf all diese Übereinstimmungen glauben wir, klar genug gezeigt zu haben, in welchem Sinn sein Wesen kindlich ist. Trotzdem scheint es uns noch

geboten ausdrücklich festzustellen, daß unsere These nicht mit den landläufigen Anschauungen von Kindlichkeit oder Naivität übereinstimmt, sondern mit den neuen Einsichten, die der Begründer der „Individualpsychologie“, Dr. Alfred Adler, aus heilpädagogischer Praxis geschöpft hat.

Vergils Dido.

Die Liebestragödie, die Karthagos sagenhafte Gründerin mit dem römischen Stammheros erlebt, ist durch Schillers stilgetreue Vergil-Übersetzung zu einem Bestandteil unserer Nationalliteratur geworden. Von der Fabel brauchen wir daher nur eine knappe Übersicht zu geben. Belus, der König von Tyrus, hat seine Tochter Dido dem größten Grundbesitzer des Landes, Sichaeus, vermählt. Die Herrschaft hinterläßt er seinem Sohn Pygmalion. Aus Habsucht erschlägt dieser den reichen Schwager. Erst nach langem bangen Warten erfährt Dido im Traum die bittere Wahrheit. Sie sieht den Gemahl als blutigen Schatten, vernimmt aus seinem Munde, daß und wie er starb, erfährt auch, wo er seine Schätze versteckt hat, und empfängt die Weisung, sie zu heben und mit ihrer Hilfe eine neue Heimat zu suchen. Von den Gegnern der grausamen Tyrannei Pygmalions begleitet, entflieht sie, landet an der Nordküste Afrikas und erbaut Burg und Stadt Karthago auf dem Boden, den sie dem Landeskönig Jarbas abkauft. Seine Gattin zu werden verschmäht sie, weist auch alle anderen Freier ab und verharrt im Witwenstand, nur mit der Regierung ihres hoffnungsvoll erblühenden Staates beschäftigt.

Da kommt, vom Sturm verschlagen, der Trojaner Äneas und weckt in ihrem Herzen neue Liebe. Wohl steigen ihr auch schwere Bedenken auf. Doch die besiegt ihre Schwester Anna. Eine lockende Gelegenheit tut das übrige. Auf einer Jagd, die durch ein heftiges Ungewitter jäh unterbrochen wird, trifft sie in einer Grotte, wo sie Zuflucht sucht,

unvermutet ihren Gast. Da schenkt sie ihm zum ersten Male die höchste Liebeshuld. Fortan betrachtet sie Äneas als ihren rechtmäßigen Gemahl. Ihn aber reißt die Pflicht, den Seinen ein neues Troja zu schaffen, aus ihren Armen, und alle Bitten und Vorwürfe, mit denen sie ihn überhäuft, bewegen ihn nicht einmal zu einem Aufschub seiner Abfahrt. Er wartet bloß, bis seine Gefährten die Schiffe wieder instand gesetzt haben. Unterdessen tut Dido, als hoffe sie, ihren Kummer durch Zauber loszuwerden, und läßt unter dem Vorwand, für ein magisches Opfer zu rüsten, in ihrem Palast einen hohen Scheiterhaufen errichten. Den besteigt sie angesichts der schon enteilenden Trojanerflotte und durchbohrt sich mit dem Schwert, das ihr Äneas in den Tagen gemeinsamen Glückes auf ihre Bitte geschenkt hat.

Ein Wort Schillers, den wir schon als feinsinnigen Nachdichter Vergils kennen, soll uns auch den Weg zum Verständnis Didos bahnen. „Der Freund der Wahrheit“, heißt es in der Vorrede zur Erzählung: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“, „sucht die Quellen einer moralischen Erscheinung in der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmen“¹⁵.

In unserm Falle ist zunächst der Anteil des zweiten der beiden Faktoren unverkennbar. Durch die Ermordung ihres Gemahls reizt Pygmalion seine Schwester zu versuchen, was sie feindlichen Gewalten zum Trotz aus eigener Kraft vermag. So wird sein Verbrechen der Anfang ihres Aufstiegs zur Gründerin und Herrscherin Karthagos. Gleichzeitig zwingt er sie, in einem unlösbaren Widerstreit zweier gewaltiger Lebensmächte Partei zu nehmen.

Auf der einen Seite steht die herrschende Sitte. Sie will, daß die Frau für immer einem einzigen Manne gehöre. Demgemäß verwehrt sie auch Dido, ihrem ersten Gatten

einen Nachfolger zu geben. Auf der anderen Seite erhebt sich das Naturgebot und drängt die Jugend zur Liebe und Fruchtbarkeit. Wieder ist Dido mit betroffen. Denn in der Ehe hat sie mädchenhafte Frische bewahrt (I, 498 ff.), aber Kindersegen nicht gewonnen. Trotzdem entscheidet sie sich für die Sitte.

Da naht ihr ein „allzu schöner Gast“. Durch den Mund des Königs Jarbas erinnert uns der Dichter, daß eine ähnliche Versuchung einst über Helena kam (IV, 215 ff.). Der Unterschied, den wir auch nicht übersehen dürfen, liegt vor allem darin, daß die Griechin einen blühenden Gemahl besaß und eine Tochter, die sie ihm geboren hatte, während die Karthagerin als kinderlose Witwe dasteht. Hieraus ergibt sich, wie viel stärker Didos Hingabe an den minnigen Fremdling durch die Verhältnisse bedingt ist.

Doch ist ihr Liebesglück auch diesmal nur knapp bemessen. Bald zieht Äneas weiter und seine Abreise bedeutet für sie nicht bloß, daß ihr wieder ein Mann, an dem ihr Herz hängt, verloren geht. Noch schlimmer ist die Kränkung, von dem verlassen zu werden, den sie selbst erwählt hat. Und wären ihr aus seiner Umarmung wenigstens Mutterfreuden erwachsen (IV, 327)! Dann hätte sie im Leben neuen Halt gewonnen und die Kraft, den andringenden Selbstmordgedanken zu widerstehen. Damit soll aber nicht gesagt sein, ihr Dasein wäre in dem Augenblicke, wo sie es von sich wirft, tatsächlich leer und zwecklos. Ist ihr auch der Buhle entschwunden, bleibt ihr doch das zärtlichste Schwesterherz und die große Aufgabe, ihr junges Reich vor nahen und fernen Gegnern zu schützen¹⁶. Und wenn ihr dennoch nichts dergleichen einfällt, während sie mit vollem Bewußtsein von der Welt Abschied nimmt (IV, 651 ff.), unterliegt sie keiner jener „veränderlichen Bedingungen, welche die Seele von außen bestimmen“. Hier zeigt sich bereits etwas davon, was

Schiller im Zuge seiner naturwissenschaftlich orientierten Erörterung als „die unveränderliche Struktur der Seele“ bezeichnet, während der herrschende Sprachgebrauch ein Bild der Technik heranzieht und von „Gepräge“ oder Charakter spricht. Mögen wir uns nun für die oder jene Benennung entscheiden, die Sache müssen wir jedenfalls weiter verfolgen.

Auffällig ist es ja schon, daß Dido beim Austritt aus dem Leben an ihrer Schwester und ihren Untertanen mit vollständiger Nichtachtung vorbeigeht. Nehmen wir hinzu, daß gleich im nächsten Augenblick Anna sich geradezu vernichtet fühlt und von Karthagos Senat und Volk dasselbe behauptet (IV, 682 f.), dann erscheint in rückschauender Betrachtung Didos Verhalten noch befremdender und wir möchten meinen, sie sei bei Beantwortung der Frage: „Sein oder Nichtsein“ noch stärker, als es der Situation entspricht, auf sich selber konzentriert¹⁷.

Dem läßt sich freilich entgegenhalten: Sie will das Nichtsein wählen, und das ist Grund genug, alle Verpflichtungen, die dieser Absicht entgegenstehen, unbeachtet zu lassen und ausschließlich, was für sie spricht, in Rechnung zu stellen. Bedeutet aber die ichsüchtige Härte, die in ihrer Vorbereitung zum Selbstmord fühlbar wird, nur ein notwendiges Mittel zum Zweck, so ist es immerhin für Dido charakteristisch, solche Mittel nicht zu verschmähen.

Die positive Ergänzung dieser Negation ist bald gefunden. Auch sie steckt in der Erwägung, mit der sich Dido zum Selbstmord rüstet. Von einem Rückblick auf ihr Leben geht sie aus. Es erscheint ihr unter dem Bild einer Rennbahn (IV, 653). Hineingestellt hat sie das Schicksal. Aber die stolze Freude, mit der sie der Gedanke, bis ans Ziel gelangt zu sein, erfüllt, ist Beweis genug, daß sie nicht gezwungen, sondern kraft innerer Bestimmung vorwärts ging. Mit anderen Worten, soweit sie kam,

wollte sie auch kommen. Demnach ist es keine unbeabsichtigte Wirkung, sondern der gesuchte Erfolg ihrer Taten, daß sie zu einer überragenden Persönlichkeit wurde, die sicher ist, im Andenken der Nachwelt fortzudauern (654). Lief aber ihr Streben dahin, dann war es gleichbedeutend mit Sorge um das eigene Selbst¹⁸. Die beherrschte also nicht bloß ihre Todesstunde, sondern auch ihr Leben. Allerdings galt sie nur dem heroischen Ich, das sein soll. Dem menschlichen, das wirklich ist, macht Dido freiwillig ein Ende, sobald es durch die Leidenschaft für Äneas ins Allzumenschliche herabsinkt. Solche Kraft hat bei ihr der Wille zu gelten.

Betätigt hat sie ihn schon bei der Gründung des zukunftsreichen Karthago und bei der Rache, die sie für den ermordeten Gatten an dem mörderischen Bruder nahm, zwei Leistungen, die man weit eher von einem Mann erwartet hätte. Daß sie dennoch einem schwachen Weib^{18a} gelangen, kennzeichnet schon die Erzählung, mit der Venus Didos Auftreten vorbereitet, als merkwürdige Ausnahme (I, 364, *dux femina facta*). Verbinden wir diesen Prolog mit der Abschiedsrede der Sterbenden, so gewinnt es den Anschein, Dido habe vor allem dafür gelebt, jenseits der beschämend engen Schranken, die das Herkommen ihrem Geschlecht setzt (Cicero, *de consolat.* § 26; Livius XXXIV. c. 2, 3, 7), im Ruhmesglanz eines echt männlichen Heroismus zu prangen¹⁹.

Der Eindruck wird noch stärker, wenn wir auch an das Schwert denken, mit dem sie sich durchbohrt. Das hat sie nämlich in besseren Tagen von Äneas als Liebespfand erbeten (IV, 646 f.). Von weiblichem Geschmack war die Wahl dieses Andenkens offenbar nicht geleitet. Hingegen entspricht sie jener Begeisterung, die Äneas' Heldentaten bei Dido schon erregten, bevor er Gelegenheit bekam, persönlich auf sie einzuwirken. Sein Lob hatte sie nämlich

bereits als Mädchen²⁰ vernommen, und daß es von einem der Zerstörer Trojas, ja sogar von einem ihrer Besten, dem berühmten Bogenschützen Teukros, verkündet wurde, mehrte noch sein Gewicht (I, 619 ff.). Sie hatte aber auch rechte Lust, dergleichen aufzunehmen, daher war ihr, als sie Karthago erbaute, der Eindruck jenes Kriegsberichtes noch so lebendig, daß sie den Tempel der Stadtgöttin Juno mit Bildern aus den trojanischen Kämpfen schmücken ließ (I, 456 ff.). Deutlich genug spricht aus all dem eine männlich-kriegerische Gesinnung.

Die äußert sich auch darin, daß Dido reitet und jagt. Sie ist sogar eine echte Jägerin. Denn sobald sie den Liebesbund mit Äneas als Preisgabe ihrer Freiheit, Reinheit und Gemütsruhe empfindet, erinnert sie sich an das Tier der Wildnis und bedauert, daß nach seiner Art ledig, schuldlos und unbekümmert dahin zu leben, ihr selber nicht vergönnt ist (IV, 5, 50)²¹. Demnach hat sie den Geschöpfen, denen sie feindlich nachstellt, zugleich teilnahmsvoll nachgeföhlt und das heißt, dem Waidwerk waidgerecht obliegen²².

Indes diene diese Tätigkeit nicht ausschließlich ihrem Vergnügen. Als Königin muß sie repräsentieren, und dazu gehört, daß sie mit den Großen des Reiches nicht bloß den Tafelfreuden huldigt (I, 637 ff., 707 ff., 737), sondern auch der Jagdlust²³. Der Landesbrauch gestattet aber nur Jungfrauen mit Pfeil und Bogen bewehrt die Wälder zu durchstreifen (I, 336)²⁴. Die verwitwete Fürstin bringt er in eine Pflichtenkollision und derlei Gegensätze gestatten keine objektive Schlichtung²⁵. Wenn also Dido die weibliche Sitte hintansetzt, um den Anforderungen ihres Berufes zu genügen, ist das ein charakteristischer Ausdruck ihrer subjektiven Neigung zu männlichem Gebaren.

Selbstverständlich braucht sie sich deshalb von den zu ihrer Zeit dem Weibe vorgeschriebenen Anstandsregeln

nicht grundsätzlich zu emanzipieren^{24a}. In der Tat liegt es ihr so fern, daß sie sich gerade der schwersten Beschränkung ihrer Freiheit, dem Verbot, mehr als einmal zu lieben, die längste Zeit vollständig fügt. Dennoch steckt auch in diesem Gehorsam etwas von Auflehnung. Denn während die Frau, wie sie sein soll, im vollsten Gegensatz zur Art des Mannes, nicht bloß den Tadel, sondern auch das Lob der Öffentlichkeit geflissentlich meidet²⁶, ist Dido stolz, daß der Ruf ihrer weiblichen Tugend hinter dem Ruhm ihrer männlichen Großtaten nicht zurücksteht, sondern für sich allein ausreicht, ihren Namen bis zu den Sternen zu erheben (IV, 322 f., *qua sola sidera adibam, fama prior*). Darin steckt eine Verneinung des Eigenwertes der Weiblichkeit. Sie gilt hier bloß in dem Maße, als sie dem männlich-heroischen Ideal näherzukommen ermöglicht.

Es bleibt nur zu prüfen, ob sich die gleichen Beobachtungen auch aus Didos Liebesleben ergeben. Zur Klarheit über das Gefühl, das sich in ihrem Herzen für Äneas regt, gelangt sie erst, sobald ihr einfällt, es sei dasselbe, das einst Sichaeus bei ihr weckte (IV, 20 ff.). Anschaulicher als das ausdrückliche Zeugnis des Vorberichtes (I, 344, 350, 352) lehrt diese Erinnerung, daß Dido schon ihren ersten Mann von Herzen geliebt hat. Aber sich ihm zu beugen hatte sie keinen Grund. Denn obgleich er in Tyrus über den größten Grundbesitz gebot (I, 343), an Vornehmheit stand sie als Tochter seines Königs ihm doch voran²⁷. Daher war es ihrem Stolz und Selbstständigkeitsdrang kein allzu schweres Opfer, sich in diese Ehe einzufügen^{27a}.

Nicht minder oder noch besser gelang ihr die Anpassung an den Witwenstand. Denn der gab ihr Gelegenheit, zwischen ihrer Frauenpflicht und ihrem Willen zur Männlichkeit den schönsten Einklang herzustellen. Während sie nämlich im Gedanken an ihren verstorbenen Gatten

ihre Freier abweist und die gefährlichen Aufträge, die sie im Traum von ihm empfängt, sorgsam ausführt, betätigt sie den Ehrgeiz, auf sich allein zu stehen und sich zu rächen, als wäre sie ein Mann. So gelangt sie auf den Höhepunkt ihres Lebens. Sie wird ein Musterbild weiblicher Tugend und zugleich mehr als ein Weib.

Aber kann sie diese Doppelrolle dauernd bewahren? Allenthalben lauern an den Grenzen ihres Reiches kriegslustige Feinde²⁸ und von jedem droht ihr, wenn er siegt, ein Weiberschicksal, vor allem von den Fürsten, die fruchtlos um sie warben, und zu denen gehört auch der Landeskönig von Libyen, der mächtige Jarbas (IV, 213 f., 325)²⁹.

Demnach hat sie wenig Aussicht, sich ihrer Ausnahmstellung neben und zwischen den Geschlechtern lange zu erfreuen, ja sie muß fürchten, mit roher Gewalt zur Sklavin männlicher Lust erniedrigt zu werden.

In dieser kritischen Zeit³⁰ naht ihr Äneas, ein Held, der mit den Kriegern, die er befehligt, wohl imstande wäre, ihren Feinden die Spitze zu bieten. Sogleich verliebt sie sich in ihn, scheint aber nicht zu bemerken, wie gut das den Schwierigkeiten ihrer Lage Rechnung trägt. Davon spricht erst ihre Schwester, der sie sich anvertraut (IV, 39 ff.). Doch besagt Annas Hinweis auf den Machtgewinn, den Karthago aus der Vereinigung mit seinen wehrhaften Gästen davontrüge, für Dido gar nichts Neues. Denn als die Trojaner, welche der Sturm von Äneas getrennt hatte, um Erlaubnis zur Landung baten, stellte ihnen die Königin aus eigenem Antriebe frei, sich als Vollbürger niederzulassen (I, 572 ff.). Daß sie damit zur freiwilligen Unterordnung unter ihr Zepter einlädt, entspricht den Verhältnissen der führerlosen Schar, mit der sie zu tun hat. Auf die Rechte des verschollenen Herrschers nimmt ihr Antrag keine Rücksicht. Darum ist er auch ohne weiteres erledigt, sobald sich Äneas meldet und in Didos Unterredung mit den Gesandten eingreift (I, 595 ff.). In dem

Augenblick betrachtet sie ihn aber schon mit den Augen der Liebe (I, 613 f., vgl. 589 ff.), und wenn die bis zur Ehe gedeiht, führt sie gleichfalls zur Vereinigung der beiden Völker. Das Ziel der diplomatischen Verhandlung bleibt demnach aufrecht, während an ihre Stelle die Herzenssache tritt. Der Wechsel betrifft nur die Mittel, und als ein Mittel, in bedrängter Lage wertvolle Bundesgenossen zu gewinnen, dient eben auch die Liebe.

Dasselbe Ziel wäre freilich mit einer Vernunftehe ebensogut erreichbar. Allein, ihre Witwenpflicht bei ruhiger Überlegung zu verletzen, wie dürfte das Dido wagen? Tut sie es aber aus Leidenschaft — nun, dann unterliegt sie einem unwiderstehlichen Zwang³¹. Unter der nämlichen Voraussetzung ließe sich freilich auch behaupten, nicht des Lebens bedingender Drang, sondern ein ganz persönliches Belieben führe sie zu Äneas³². Diese Folgerung mag der andern widersprechen, für Dido ist sie ebenso wertvoll. Denn einen Mann heiraten, weil sie seines Schutzes bedarf³³, trifft ihre Empfindlichkeit viel härter, als wenn sie ihn nur nimmt, weil er ihr gefällt³⁴. Und an Äneas Gefallen zu finden ist für sie nicht schwer.

Vor allem sieht sie in ihm so etwas wie ein Jugendideal. Als einen der tapfersten unter den tapferen Verteidigern Trojas lernte sie ihn ja schon schätzen, als Teukros ihrem Vater Belus von dem Riesenkampf, der dort ausgefochten wurde, erzählte und damit ihrer Neigung für das Heroische kräftige Nahrung bot. Den zweiten, gewichtigeren Teil seiner Lebensgeschichte, den Bericht über all das Schwere, das er beim Fall seiner Vaterstadt und auf der Suche nach einer neuen Heimat standhaft litt und mutig wagte, hört sie jetzt aus seinem eigenen Munde und darum mit jener bezaubernden Frische, die nur in der Wiedergabe eigener Abenteuer erreichbar ist. Zugleich entzückt sie der Anblick seiner männlichen Kraft und Schönheit.

All das vereinigt sich zu dem Gesamteindruck: ein echter Göttersohn (IV, 10 ff.), und darum erscheint er ihr als der rechte Bräutigam. Denn in dem Widerwillen, den sie vordem gegen eine zweite Heirat hegte, wirkte auch der Stolz, der den Grundzug ihres Wesens bildet³⁵. Für sie, die große Dido, die selbst Mannestaten verrichtet hatte, schien ihr kein Mann gut genug. Von diesem Standpunkt betrachtet, mußte einer, um dennoch wert zu sein, daß sie sich mit ihm verbinde, wie ein Gott unter Menschen wandeln³⁶. Und diese Bedingung erfüllt, kraft seines Ursprungs, der Venussohn Äneas.

Trotzdem wäre sie nicht so rasch oder gar nicht für ihn eingenommen, wenn er nach Art des Barbaren Jarbas versuchte, den siegesgewissen Freier (IV, 338 ff.) zu spielen. Das liegt ihm aber ganz fern. Denn wie sie durch den Tod des Sichaeus, ist er durch den Verlust Creusas der Liebe entwöhnt, und daß ihm die tiefbetrauerte Gattin den kleinen Ascanius hinterließ (II, 789), macht ihn in Herzenssachen erst recht zurückhaltend.

Geradezu entgegengesetzt wirkt aber dieses Kind auf Dido. Indem es in ihrer Seele durch seine Schönheit das mütterliche Gefühl weckt, entfremdet es sie dem verstorbenen Gemahl, der ihr keinerlei Mutterfreuden verschafft hat (I, 712 ff.). Zugleich und im selben Maße lenkt der Knabe ihre Neigung auf seinen Vater, von dem ihn selbst nichts als seine Jugend unterscheidet (IV, 84 ff.).

Überblicken wir nun, was sie zu Äneas hinzieht, so ergibt sich: Zu schwach, auf die Dauer männlicher Hilfe entraten zu können, zu heikel, einen Mann zu nehmen, bloß weil sie ihn braucht, entscheidet sie sich für den, der Kraft genug hat, sie zu beschützen, und den zu lieben ihrem Selbstgefühl zumindest keinen Abbruch tut. Daß er es sogar verstärkt, zeigt eine Prüfung der Umstände, unter denen sein Lebensweg den ihren kreuzt.

Er war von Sizilien abgesegelt (I, 34 ff.) und steuerte zum Endziel seiner Irrfahrt nach Latium, als ihn ein Sturm erfaßte und an die Küste Afrikas trieb. Da seine Flotte zersprengt ist (I, 170) und auch die Schiffe, die ihm blieben, nicht unbeschädigt sind (I, 120 ff., 383), sucht er im nächsten Hafen Zuflucht (I, 157 ff.). Alles übrige erhofft er von der Barmherzigkeit der Landesfürstin (I, 387 ff., 451 ff.), die er am nächsten Tag aufsucht. Zwischen ihr und ihm sind demnach von vornherein die Rollen derart verteilt, daß die „schöne“ ihr zufällt. Sie darf ihm Teilnahme schenken und Beistand gewähren³⁷. Er hingegen leidet nicht bloß unter den Wirkungen der kaum überstandenen Seenot. Denn dieses Mißgeschick ist ja, so schwer es auf ihm lastet, doch nur die Folge eines viel größeren Unheils, das mit der Zerstörung Trojas begann. Seither irrt nämlich Äneas beständig umher und kann nirgends einen dauernden Wohnsitz gewinnen. Darum kommt er nach Karthago als heimatloser Abenteurer und muß zur Königin mit wehmütiger Bewunderung emporschauen (I, 437 ff.).

Nicht anders stand einmal sie selbst Jarbas, dem großmächtigen Herrscher Libyens, gegenüber (IV, 211 ff.)³⁸. Nun aber ist die Überlegenheit des männlichen Partners ihr zugefallen³⁹ und zugleich eine gute Gelegenheit, diesen Vorzug noch zu vergrößern und sich seiner für immer zu versichern. Erreicht sie nämlich bei ihrem Gast, daß er, statt unter tausend Mühen und Gefahren ein neues Troja zu gründen, in der Stadt, die ihre Tatkraft schuf, sein Leben als Prinzgemahl genießt⁴⁰, dann ist er nicht mehr der Träger einer göttlichen Mission, sondern, mit den Worten seines Warners Mercur zu reden (IV, 266), ein „uxorius“, ein Zubehör seiner Gattin, sie aber wird erst recht zur Hauptperson und Herrin⁴¹. Von dem Punkt aus betrachtet, wird es vollends begreiflich, daß eine Frau von ihrem Ehrgeiz sich leidenschaftlich in Äneas verliebt⁴².

Außerdem machen wir noch folgende Beobachtung: Mit ihrer Liebe gerät Dido in den typischen Fehler tragischer Helden, die Überhebung. Als Weib überspringt sie die Schranken der Sitte^{42a}, die ihrem Geschlecht die „Belohnungen der Venus“ (*Veneris praemia*)⁴³ nur in der Ehe und die nur einmal zubilligt, als Mensch stellt sie den persönlichen Anspruch, den sie auf ihren Erwählten erhebt, über die objektive Forderung, die seine Familie⁴⁴, sein Volk (IV, 350 ff., 295) und die Welt an ihn richtet⁴⁵.

So entspinnt sich ein schwerer Kampf. In drei einander übergreifenden Formen organisiert, steht auf der einen Seite die Gemeinschaft⁴⁶; unfähig, sich in sie einzufügen⁴⁷, tritt ihr Dido eigenmächtig entgegen. Demgemäß endet ihre Auflehnung mit einer schmähhlichen Niederlage. Vergeblich räumt sie Äneas sogar Gattenrechte ein^{47a}, ihn festzuhalten gelingt ihr doch nicht.

Schwer ist natürlich auch seine Schuld, und er fühlt sie schmerzlich (V, 5 f.). Nichtsdestoweniger wird die Wesensverschiedenheit der beiden Liebenden jetzt erst recht offenkundig. Er findet in erneuter Hingabe an seine große Aufgabe⁴⁸ die Kraft, sich aus seinem Fall zu erheben (IV, 576 f.)⁴⁹. Sie aber geht nur scheinbar über ihr Ich hinaus, wenn sie jetzt an Nachkommenschaft denkt (IV, 327 ff.). Denn was fällt ihr dabei ein? Daß sie die Trennung vom Geliebten besser ertragen könnte, wenn ihr wenigstens sein verjüngtes Ebenbild, ein kleiner Äneas, bliebe. Und das soll doch offenbar heißen, Äneas selbst dürfe sie erst verlassen, nachdem er ihr den gewünschten Trost geschenkt hat. Wie es dann weiterginge, wenn sie von Feinden rings umstellt, nicht nur für sich, sondern auch für ihren Knaben zu fürchten hätte, kommt ihr gar nicht in den Sinn, ein sicherer Beweis, daß ihr dringendes Verlangen nach Kindersegen nur ein letztes, verzweifeltes Mittel ist, den Liebeskampf zu gewinnen.

Und die Landeskinder? Obgleich sie keine Wunschgeschöpfe sind, sondern wirkliche Menschen und demgemäß ihnen sicherlich gebührt, als Selbstzweck genommen zu werden⁵⁰, behandelt Dido auch sie als Werkzeuge im Dienste ihrer Person. Den treulosen Buhlen sollen sie ihr strafen, indem sie sein Geschlecht unversöhnlich hassen und sogar mit Krieg heimsuchen (IV, 622 ff.). An dergleichen überseeischen Unternehmungen können sie aber nicht einmal denken, so lange sie noch um den Besitz der eigenen Stadt bangen. Ihnen über diese Schwierigkeit hinwegzuhelfen, müßte daher Dido schon im Interesse ihrer Rache versuchen. Und moralisch wäre es erst recht erforderlich. Denn mit der Liebesgunst, die sie dem fahrenden Trojaner schenkte, hat sie die Angriffslust der umwohnenden Fürsten erschreckend gesteigert (IV, 320 ff.). Nichtsdestoweniger fühlt sie gar keine Verpflichtung, die Gefahr, an der zum guten Teil sie selber Schuld trägt, aus eigener Kraft abzuwehren, vielmehr überläßt sie dies ganz und gar ihrem Volke und entzieht sich gerade jetzt für immer den Regierungsgeschäften, indem sie freiwillig in den Tod geht.

Und den Schritt tut sie nicht bloß, um der Schande zu entrinnen, die verdientermaßen über sie hereinbrach und im weiteren Verlauf der Dinge noch ärger zu werden droht (vgl. IV, 547 mit 320, 434) — auch einen positiven Gewinn an Selbstgefühl findet sie im Selbstmord. Vor allem wandelt er ihre Niederlage (434) in einen Triumph über den treulosen Geliebten⁵¹. Denn drückend fällt auf ihn die Verantwortung für ihr blutiges Ende (308, 382 ff., 660 f.). Außerdem beweist sie mit dem Schwertstreich, den sie gegen die eigene Brust führt, echt männlichen Mut⁵² und gibt damit ihrem Leben den stilgemäßen Abschluß (IV, 653).

Zum Schluß noch einen Blick auf die übernatürliche Begründung der Didotragödie! Er zeigt uns, daß der Ver-

such, den die Heldin unternimmt, Äneas zum Karthager zu machen und damit von der Ansiedlung in Italien abziehen, nicht bloß ihrem eigenen Wunsch entspricht. Gleichzeitig erfüllt er den Willen einer höheren Macht. Aber auch die ist in ihrem Wesen, ihrem Beweggrund, ihren Mitteln weiblich, ja sie ist es zu allermeist. Denn ihr Name lautet Juno und Juno, des Götter- und Menschenvaters Schwester und Gattin, darf man wohl das „Urweib“ nennen.

In der Feindschaft, die sie dem Trojanerfürsten zu fühlen gibt, tobt der Zorn fort, mit dem sie schon seine Vaterstadt bis zur Vernichtung verfolgte, weil ihr einst der Trojaner Paris beim Schönheitswettkampf den Preis versagt hat (I, 26 f.). Und diese Verletzung ihrer weiblichen Eitelkeit wirkt auch dann noch weiter, wenn sich Äneas nach langer Irrfahrt dem Lande der Verheißung — Latium — nähert. Deshalb möchte sie ihn eben jetzt zum Scheitern bringen. Weil das aber nur mit Hilfe des Windgottes Äolus erreichbar ist, verspricht sie ihm für seine Hilfe eine ihrer Nymphen als rechtmäßige Gattin (I, 71 ff.). Diesem Versuch, das echt weibliche Geschäft der Ehestiftung in den Dienst ihrer Rache zu stellen, läßt sie als zweiten seiner Art die Verkuppelung Didos an Äneas folgen. Verwandt sind die beiden Intriguen auch in dem Punkt, daß sie bei Mann und Weib den Willen zur Ehe gegen Recht oder Sitte in Bewegung setzen.

Sucht aber einmal Juno eine Ehe zu verhindern, ist es gerade eine „Vernunftete“ im besten Sinne des Wortes. Denn was wäre vernünftiger als zwei urverwandte, aber längst getrennte Völker auf dem alten Mutterboden durch Verschwägerung ihrer Herrscherhäuser neu und dauernd zu verknüpfen? Zu dem Zwecke soll der Trojanerfürst Äneas Lavinia heimführen, die Tochter des Königs von Latium, Latinus. Allein, was hilft das wohlbedachte Treu-

wort, das die Männer einander geben? Zwischen Eingeborenen und Einwanderern erwächst doch statt segensreicher Eintracht verderbliche Fehde. Und warum? Gegen die Entscheidung, die der Vater betreffs der Zukunft Lavinias traf, erhebt sich, von der Göttin⁵³ angetrieben, die Brautmutter Amata (VII, 341 ff.)⁵⁴.

Ihre Empörung gegen die unbeschränkte Verfügungsgewalt des Hausherrn über seine Familie (vgl. VII, 402) steht aber keineswegs vereinzelt da. Dergleichen Aufruhr haben die Trojaner zum Schaden ihrer guten Sache schon im eigenen Lager erlebt. Der endlosen Seereise müde, legten nach einer Landung in Sizilien die Troerinnen Feuer an die Schiffe, damit das neue Troja nicht erst jenseits des Meeres, auf dem Boden Italiens, sondern gleich an Ort und Stelle errichtet werde. Auch dieser gefährliche Ausbruch weiblichen Eigenwillens stammt von der Schutzpatronin der Frauen, Juno (V, 604 ff.).

Nehmen wir noch hinzu, daß sie mit einem Gegner zu tun hat, der im vollsten Sinne des Wortes ein „Mann“ ist, dann erscheint sie erst recht als Personifikation der Weiblichkeit^{54a}. Ihre Niederlage belastet daher ihr Geschlecht⁵⁵, während mit Äneas die Männlichkeit triumphiert, und die bedeutet für den Römer soviel wie Tugend schlechthin⁵⁶. In diese Auffassung der ganzen Äneis als eines großen Sinnbildes für den Kampf der Geschlechter⁵⁷ fügt sich unsere Auffassung der Didoepisode aufs beste. Denn in Dido fanden wir das Weib, das mit männlichen ebenso wie mit weiblichen Mitteln dem Mann gleichzukommen, ihn zu übertreffen, ja sogar zu beherrschen sucht und diese Überschreitung geheiligter Grenzen mit dem Leben büßt.

Othello.

Ein Beitrag zur vergleichenden Psychologie Shakespearescher Gestalten.

I. Der Kern der Tragödie — ein soziales Problem.

Lange bevor der Othello entstand, war „Titus Andronikus“ über die englische Bühne gegangen⁵⁸.

Ob diese „schreckliche“ Tragödie das Erstlingswerk des jungen Shakespeare ist oder von einem Zeitgenossen seiner literarischen Anfänge herrührt, läßt sich bis heute nicht mit Sicherheit entscheiden. Da sie aber gerade wegen ihrer gesuchten Grausamkeit lange Jahre dem Publikum gefiel, kann sie einem Theatermann, wie Shakespeare, keinesfalls unbekannt geblieben sein. Und mehr braucht es gar nicht, um ihr für das Studium seines Othello große Bedeutung zu verleihen.

Denn neben den Titelhelden, den edlen Römer Titus Andronikus, stellt sie als feindlichen Gegenspieler den Mohren Aaron, der die Liebe der Kaiserin Tamora gewinnt und damit beweist, daß er ebenso wie Othello trotz seiner schwarzen Haut eine weiße Frau erobern kann.

Was bedeutet nun für diesen Vorläufer des „Mohren von Venedig“, ein Mohr zu sein? Darüber gibt die feierliche Rede Aufschluß, mit der Aaron die verliebte Tamora in seine boshafte Pläne einweihet (II, 3, v. 32 ff.); statt ihre Reize zu genießen, will er der unstillbaren Mordlust fröhnen, die ihm schon ins Gesicht geschrieben sei. Als „Kennzeichen seiner tödlichen Leidenschaft“ nennt er das wollige Hauptvließ, das sich entrollt, recht wie die Natter, wenn sie aus dem Knäuel sich aufrollt zum giftigen Todesbiß. Demnach

gehört zu seiner Seele die Blutgier genau so wie das Kraushaar zu seinem Leib. Auch sie ist nur ein Merkmal der schwarzen Rasse, aus der er stammt. Wenn er sich aber später zur Ausführung seines schlimmsten Frevels mit den Worten anspornt: „Ein weißer Narr mag üben fromme Pflicht, mir sei die Seele schwarz wie mein Gesicht“ (III, 1, v. 204 f.), so gilt ihm diese Übereinstimmung zwischen Körper und Geist nicht mehr als Zustand, der von Geburt naturnotwendig gegeben ist, sondern als eine Aufgabe, die er freiwillig wählt und selbsttätig löst. Wie der häßliche Richard Gloster (K. H. VI, 3 T., III. 2) strebt hier der schwarze Aaron durch Selbsterziehung zum Einklang des innern mit dem äußern Ich. Warum? Weil es ihm so vernünftig scheint. Mehr sagt er darüber nicht. Tieferen Einblick gewinnen wir erst dort, wo die Kaiserin Tamora ihrem Buhlen das Ansinnen stellt, ihr neugeborenes Knäblein, das ihm verräterisch ähnelt, sofort zu töten. Da entrüstet sich Aaron über die Zumutung, seinen eigenen Sohn bloß deshalb, weil er auch ein Schwarzer sei, umzubringen, und offenbart in dem erbitterten Kampf, den er für die Daseinsberechtigung des kleinen Mohren führt, den wilden Ingrimmeiner verachteten, in ihrem Anspruch auf Menschenwürde tief verletzten Rasse (IV, 2).

Hier dämmert dem Dichter die Einsicht, daß der Schwarze von Natur nicht jener Popanz ist, für den ihn der naive Rassenglaube des Volkes hält, sondern ein Wesen menschlicher Art und daher erst dann wahrhaft furchtbar, wenn ihn die Weißen durch Mißtrauen und Mißachtung verleitet haben, ihr ungerechtes Vorurteil nachträglich zu verdienen.

Demnach entbehrt die Charakteristik Aarons der einheitlichen Auffassung. Mit der althergebrachten Ansicht, daß der Charakter im Blute liegt, streitet ein noch unsicher tastendes Verständnis für die Bildnerkraft, die sich in der

Wechselwirkung von Gesellschaft und Individuum regt. Die Aufgabe, einen Mohren ganz aus dem einen Punkt zu erklären, blieb noch zu lösen. Und nun schrieb Shakespeare den Othello. Wollte er damit die „Lösung“ bringen?

Einen Wink für die Beantwortung dieser Frage bietet schon der Titel der Tragödie. Er fügt zum Namen ihres Helden die nähere Bezeichnung: „Der Mohr von Venedig“ und lenkt damit unsere Aufmerksamkeit von vornherein in eine ganz bestimmte Richtung. Wir erwarten keinen Mohren, der nur Mohr ist, d. h. nichts als ein Exemplar einer exotischen Rasse, durch deren körperliche und geistige Besonderheiten seine an sich gleichgültige Existenz eine Art naturwissenschaftlichen Interesses gewinnt. Nein, der Mohr, der vor uns erscheinen soll, hat ein individuelles Schicksal und rührt damit an ein menschliches Problem von allgemeiner Bedeutung. Denn statt im Mohrenland mit seinesgleichen zu hausen, gerät er nach Venedig unter die Weißen und muß hier erfahren, welchen Einfluß Rassenverschiedenheit auf das gesellschaftliche Zusammenleben ausübt.

Es ist dieselbe Frage, die noch deutlicher im „Kaufmann von Venedig“ aufgeworfen wird, auch dort von einem Mohren, der als Prinz von Marokko sogar Othellos Standesgenosse und Landsmann ist und ihm überdies durch Geistesart und Schicksal ähnelt. Denn mit kriegerischer Tüchtigkeit verbindet auch er leidenschaftliche Neigung zu einer Venezianerin von hoher Schönheit und edler Abkunft. Wenn nun „Marokko“ um Portias Liebe werbend (II, 1) seine dunkle Haut die schattige Livree der Sonne nennt, von seinem Blute aber rühmt, es sei nicht schlechter als das des besten Mannes der kalten Zone, so bezeichnet er Rassenunterschiede als ein Etwas, das zwar so unwesentlich, ja fast so äußerlich ist, wie Kleider, jedoch nach Art der Kleider gesellschaftliche Schranken zieht⁵⁹.

Auch in der Komödie „Ende gut, alles gut“, wo wieder Menschen verschiedenen Ursprunges einander gegenüberstehen, diesmal ein hochadeliger Junker und ein Bürgermädchen, taucht der Gedanke auf, Blut mit Blut zu vergleichen. Und da nach allen Kennzeichen das eine genau so ist wie das andere, werden die Unterschiede der Geburt als wesenslose Äußerlichkeit und willkürliches Erzeugnis der Gesellschaft hingestellt (II, 3, v. 125 ff.).

All das, ernstlich erwogen, führt uns zur Überzeugung, daß wir unsere Charakterstudie am zweckmäßigsten beginnen, wenn wir zunächst Othellos gesellschaftliche Stellung prüfen.

II. Der Mohr unter den Weißen.

Als tüchtiger Soldat hat er es in der Republik Venedig bis zum General gebracht. Demnach gehört seine beste Kraft einem Staatswesen, wo er nicht bodenständig, sondern, mit Jago zu reden, ein Fremdling ist (I, 1, v. 137. II, 1, v. 338 ff.). Fremd zu sein in einer neuen Welt, was das bedeutet, sagt in „Troilus und Cressida“ (III, 3, v. 5 ff.), der Seher Kalchas, der auch entwurzelt ist, seit er von seinen Landsleuten, den Trojanern, zu den Griechen übergang. Othello schweigt von dieser Not. Aber zu fühlen bekam sie auch Othello und nicht einmal sein glänzender Aufstieg machte ihr ein Ende. Noch als General muß er hören, wie sein Fähnrich Jago vor ihm mit der untrüglichen Lokalkenntnis des gebürtigen Venetianers großtut (III, 3, v. 201 ff.). Und warum denn nicht? Wenn Heinrichs VIII. Gattin Katharina, die aus Spanien stammt, in England niemals Wurzel fassen kann, obgleich sie doch auch dort unter Europäern lebt (II, 4, v. 13 ff.), wie soll Othello im Abendland heimisch werden, wo er als Mohr nicht bloß völlig fremd, sondern auch tief verachtet ist?

So schwer bemakelt durch seine Rasse ist ja außer ihm

nur der Jude Shylock. Und wie bei dem von vornherein die schlimmsten Absichten vorausgesetzt werden⁶⁰, und Mißhandlungen schon deshalb auf ihn niedergehen, weil er Jude ist⁶¹ und Jude sein als Schmach gilt⁶², so bietet Othellos Mohrentum eine bequeme Handhabe, ihn zu verdächtigen und mit Ausdrücken wie dummer, lüsterner, grausamer Mohr, Barbar und Sklave⁶³ zu verunglimpfen. Die Schicksalsgemeinschaft mit Shylock geht soweit, daß auch er mitunter nicht einmal als Mensch anerkannt, sondern zum Tier herabgewürdigt wird. Gilt Shylock, der Jude, in den Augen Antonios nicht mehr als ein Hund⁶⁴, so ist Othello, der Mohr, für Jago ein schwarzer Bock, für Rodrigo ein Berberhengst⁶⁵.

Die volle Wucht des Vorurteils, unter dem er leidet, können wir aber erst ermessen, wenn wir auch noch in Rücksicht ziehen, daß im Englischen „black“ (schwarz) schon so viel wie häßlich bedeutet⁶⁶. Auffällige Häßlichkeit weckt aber, wie das Beispiel des krüppelhaften Richard III. zeigt, nicht bloß heftige Abneigung, sondern auch den bestimmten Verdacht, daß in dem mißratenen Leibe statt einer menschlichen Seele ein Teufel haust⁶⁷. Und bei einem Mohren, dessen Häßlichkeit vor allem auf seiner Schwärze beruht, liegt dieser Schluß besonders nahe. Da nämlich Schwarz Livree der Hölle ist, (vgl. Verlorene Liebesmüh, IV, 3, 253), sind die Seelen der Verdammten schwarz (K. H. V, II, 3, v. 42 f.) und die Schwarzen Verdammte oder Höllegeister. Daß ein Landsmann Othellos, der Prinz von Marokko, die Hautfarbe eines Teufels und doch die Seele eines Heiligen haben könnte, die Möglichkeit sieht nur eine Portia (Ven. I, 2, v. 138 ff.), deren überragender Geist hoch erhaben ist über die gemeine Furcht vor den „Gezeichneten“⁶⁸. Wo sie aber herrscht — und sie herrscht eben allgemein —, gilt jeder Mohr von vornherein als höllisches Wesen.

Das zeigt sich auch bei Othello. Kaum hat er Desdemona entführt, so meldet Jago ihrem Vater, sein weißes Lamm sei durch die Lüsternheit eines alten schwarzen Bockes gefährdet (I, 1, v. 88). Und nachdem er seine Phantasie mit diesem greulichen Bild erfüllt hat, kann er ihm Desdemona auch schon als Teufelsliebchen vorführen. In dem schwarzen Bock steckt eben der leibhaftige Satan. Da ist es kein Wunder, daß der verzweifelte Vater, ohne auch nur die Spur eines Beweises zu besitzen, gegen den verhaßten Eidam die Anklage erhebt, ihm sein Kind durch die Praktiken der schlaun Hölle betört zu haben (I, 3, v. 102). Noch Schlimmeres bekommt Othello zu hören, nachdem er Desdemona ermordet hat. Da wagt ihre Kammerzofe Emilie, ihm ins Gesicht zu sagen, daß er im Vergleiche zu seiner Gattin, die ein Engel war an Schönheit und Unschuld, nichts Besseres sei als ein schwarzer Teufel (V, 2, v. 129). Vgl. Jago zu Rodrigo II, 1, v. 224: Welche Wonne kann es ihr (D.) bereiten, den Teufel anzugucken?

Somit bedeutet für Othello sein Mohrentum, daß er in Venedig als Ausländer den Bürgerstolz, als Schwarzer Rassendünkel und Teufelsglauben gegen sich hat und da schon jeder einzelne dieser drei Feinde mächtig genug ist, die Stellung eines Menschen in seinem Lebenskreis bedenklich zu erschweren, so müssen sie vereinigt erst recht gefährlich werden.

Selbstverständlich wäre unter den Weißen jeder beliebige Stammesgenosse Othellos in dieselben Schwierigkeiten geraten. Nun wollen wir aber wissen, wieviel sie gerade ihm zu schaffen gaben. Deshalb müssen wir auch seine persönliche Eigenart in Rechnung stellen und die läßt sich wieder nur aus seinem Vorleben begreifen.

Darüber bekommen wir freilich nicht viel zu hören, aber das Wenige ist sehr charakteristisch.

Exkurs 1 zu Kap. II:

Heiraten will Portia freilich auch einen Heiligen nicht, wenn er ein Schwarzer ist, sondern möchte von ihm „lieber geweiht als gefreit werden“ (I, 2). Aber das bedeutet nur, daß sie mit derselben Natürlichkeit, mit der sie die Ehe ersehnt, von ihrem Zukünftigen auch Eigenschaften verlangt, die ihr sinnliches Wohlgefallen erregen. Während sie also mit dem Verstande zwischen dem Gesicht und der Seele eines Mohren ebensogut zu unterscheiden weiß wie Desdemona, steht sie zu ihr, wo das Gefühl spricht, im schärfsten Gegensatz. Denn Desdemona ist so sinnenfeindlich, daß sie zunächst von gar keinem Freier wissen will und wenn sie schließlich doch wählt, „die schöngelockten, jungen Herren Venedigs“ (I, 2, v. 67), mögen es nun Gecken wie Rodrigo oder echte Kavaliere wie Ludovico (IV, 3, v. 34 f.) sein, immer noch grundsätzlich verschmählt und einen Mohren vorzieht, bei dem sie das Antlitz in der Seele erblicken, d. h. über dem Innern das Äußere vergessen muß (I, 3, v. 254).

Desto besser stimmt mit Portias Geschmacksrichtung die ihres geliebten Bassanio überein: Vor die Aufgabe gestellt, aus drei Metallkästchen dasjenige herauszufinden, worin das Bildnis der Braut liegt und damit diese in Person zu gewinnen, wendet er sich sofort vom Golde ab, weil es einem kostbaren Schleier gleiche, hinter dem eine indische Schönheit, d. h. eine rothäutige Indianerin steckt (III, 2, v. 97 f., vgl. Furnes, Komm. zur Stelle). Das ist nun freilich kein wirkliches Erlebnis, wie es Portia mit dem schwarzen Prinzen von Marokko hat, sondern nur ein Symbol. Aber es besagt doch deutlich, daß sich Bassanio ganz wie seine Erwählte nicht vom Exotischen reizen läßt, sondern im Verhältnis der Geschlechter die „Nächstenliebe“ der „Fernstenliebe“ vorzieht. Solche Unterschiede zu machen, liegt natürlich einem derben Burschen wie Lancelot Gobbo völlig fern und daher läßt er sich mit dem gesunden Appetit, den er auch beim Essen bewährt (II, 5, 6) gelegentlich sogar eine Mohrin gefallen (III, 5, v. 40 ff.).

Fällt aber auch Lorenzos Liebe zur Jüdin Jessica unter denselben Gesichtspunkt? Die Frage ist zu verneinen. Denn im christlichen Lager wird Jessica nur zum Scherz bekrittelt und selbst gegen solche Angriffe, natürlich in der gleichen Tonart, verteidigt (III, 5). Ihre Verbindung mit Lorenzo ist also im Grunde einwandfrei. Mithin bedeutet hier jüdische Abkunft kein Hindernis für den Abschluß einer ebenbürtigen Ehe, jedenfalls in dem Fall, daß ein junger Christ eine schöne Jüdin erobert.

Dagegen können Mohren zwar sittlich, aber nicht ästhetisch vollwertig sein, so daß mit ihnen Liebesbeziehungen einzugehen unserem Dichter nicht geraten scheint.

III. Othello unter den Mohren ein Prinz — in Venedig nur ein Mohr.

Othello wurde in Marokko als Mitglied einer Königsfamilie geboren. Er lebte auch noch daheim, als seine Mutter starb und ihm auf dem Totenbette ein kostbares Taschentuch übergab, das sie einst von seinem Vater bekommen hatte (V, 2, v. 213). Da sie ihm zugleich auftrug, dieses Erbstück, solange er ledig bleibe, sorglich zu verwahren, dann aber dem Weibe seiner Wahl als Liebespfand zu widmen (III, 6, v. 64 ff.), muß sie wohl gewußt haben, daß er den Aufgaben des Lebens nicht mehr kindlich ahnungslos gegenüberstehe. An Jahren mochte er ja dessenungeachtet noch recht jung sein. War er doch sicher ungewöhnlich frühreif. Denn seinen ersten Feldzug machte er bereits als 7 jähriger Knabe (I, 3, v. 83 f.).

So auffällig diese Tatsache ist, ihre Erklärung liegt nahe genug. Offenbar war die Begeisterung, mit der er seither das Soldatenhandwerk trieb, schon damals so übermächtig, daß sie den Mangel äußerer Mittel aufwog und einen verfrühten Eintritt in den Berufsberuf erzwang. In einer solchen Kraftleistung entlädt sich aber seelische Spannung erst dann, wenn sie zuvor im Innern mächtig gearbeitet hat. Demnach reicht Othellos kriegerischer Ehrgeiz weit zurück bis in die früheste Kindheit⁶⁹, die er zu Hause in denselben Verhältnissen verbrachte, die Portias schwarzen Freier, den Prinzen von Marokko, umgeben. Wenn wir nun nach diesem Vertreter seines Stammes und Standes schließen, der sicher typisch ist, da er nicht einmal einen Eigennamen führt, dann sind die Prinzen Marokkos gewaltige Krieger, die ihre Mannes-

kraft in kühnen Taten bewähren und auch ein entsprechendes Selbstgefühl zur Schau tragen (Kaufmann v. V. II, 3, 24 f.). Daß in einem solchen Kreise ein Knabe seine Schwäche und Hilflosigkeit besonders schwer und unwillig empfindet und sie deshalb so schnell als möglich abzutun sucht, zeigt Marcius, das Söhnchen Coriolans, das keine Schläge dulden, sondern lieber fliehen will, bis es groß genug ist, um zu kämpfen (V, 3, 127), ferner der kleine York, der jüngere Sohn Eduards IV., der von seinem Vetter Gloster erst einen Dolch erbettelt, dann, durch den Erfolg ermutigt, auch das Schwert verlangt, ohne sich durch den Hinweis auf dessen übermäßige Schwere abschrecken zu lassen (Richard III., III, 1, 110)⁷⁰.

In derselben Weise wird auch Othello als Kind zu den Großen und Starken, die ihn umgaben, emporgeschaut, den Abstand zwischen sich und ihnen peinlich gefühlt und deshalb versucht haben, ihn schnellstens zu überwinden. Mit diesem aufgepeitschten Streben, sich zur Geltung zu bringen, kam er, wir wissen nicht wie, wahrscheinlich als Kriegsgefangener, ins Abendland und sah sich mit einem Schläge hinter die Anfänge seines Aufstiegs zurückgeworfen. Daheim stand er, ehe er auch nur die Fähigkeit besaß, sich persönlich auszuzeichnen, allein kraft seiner Geburt auf den Höhen der Gesellschaft. Unter den Weißen gilt er als ein „Abenteurer von überall und nirgends“ (I, 1, 137), an extravagant and wheeling stranger of here and every where. Und da er nicht bloß aus der Fremde kommt, sondern auch einer fremden und überdies ganz besonders verachteten Rasse angehört, verliert er zugleich mit dem Vorrecht seines fürstlichen Geblüts die bürgerliche, ja selbst die menschliche Gleichberechtigung. Kurz, er ist so tief gesunken, daß selbst der Bastard Edmund gesellschaftlich höher steht. Zwar liegt auch über dessen Ursprung ein peinliches Dunkel. Aber seine äußere Erscheinung

bezeugt ihm doch, daß er von guten Eltern stammt. (Lear I, 1, 17; I, 2, 6 ff.). Hingegen ist dem Mohren Othello ins Gesicht geschrieben, daß seine Erzeuger jedenfalls auch nichts Besseres waren als eben Mohren.

Derlei läßt sich wohl in sinngemäßer Anwendung auch von dem Juden Shylock behaupten. Aber dem bleibt wenigstens erspart, erst durch eine Degradierung den tiefen Rang zu bekommen, den er in der Gesellschaft einnimmt. Im Gegensatz zu dem Königssohn aus Mohrenland weiß es der Mann aus dem venezianischen Judenviertel gar nicht anders, als daß „Dulden das Erbteil seines Stammes ist“ (I, 3, v. 111). Und wenn er auch außerhalb des christlichen Lebenskreises steht, so umschließt ihn doch der festgefügte Verband der Judenschaft (III, 2, 84, 137). Hingegen ist Othello, seit er die Heimat verloren hat, niemals bei seinesgleichen, sondern ständig bei Menschen, die nicht bloß von ihm deutlich verschieden, sondern auch nur zu sehr geneigt sind, sich deshalb für höhere Wesen zu halten.

Dadurch erinnert sein Schicksal an das Los Richards III., der so außerordentlich häßlich ist, daß er unter seinen Volksgenossen fast ebenso vereinzelt dasteht, wie der Mohr von Venedig unter den bodenständigen Venezianern. Richard aber treibt zeitlebens nichts anderes als Empörung. Solange er Knabe ist, quält er die Mutter durch wilden Trotz. (R. III., IV, 4, v. 169.) Zum Mann reift er im blutigen Aufbruch gegen König Heinrich VI. Schließlich tritt er auch der höchsten aller Autoritäten, der Gottheit, vermessen entgegen, indem er ihr zum Hohn seine Seele dem Einfluß der Hölle überläßt. Auf diesem schroffen Gipfel der Widerspenstigkeit verstiegen, sieht er klar, daß er sich bloß darum hinaufgewagt hat, weil ihm der Weg vorgeschrieben war, seit er mit dem Fluch abstoßender Mißgestalt beladen zur Welt kam (K.H. 3.T., III, 2, 146 ff. V, 6, 78 f. K.R. I, 1, 14 ff. I, 2, 252. V, 6).

Eine ähnliche Entwicklung durchläuft auch Edmund, der Bastard des Grafen Gloster. Wohl ist er im Gegensatz zu Richard von der Natur aufs beste ausgestattet (I, 1). Nichtsdestoweniger droht ihm sowohl wie seinem Vater der Makel, den die menschliche Sitte an uneheliche Zeugung heftet (a. a. O.). Und wenn sich wenigstens Gloster Mühe gäbe, seinem Sohn die Last der Mißachtung, die ihn ohne eigenes Verschulden trifft, nach Kräften zu erleichtern. Statt dessen ist er eigennützig genug, das Kind seiner Sünde, damit es ihm nur ja nicht zur Schande werde, 9 Jahre lang im Ausland zu verstecken. Erst als Jüngling darf Edmund heimkehren und nicht einmal dann zu dauerndem Aufenthalt (a.a.O. v.33). Mittlerweile aber konnte der Groll über die schwere Unbill, die er so früh zu fühlen bekam, im tiefsten Grund seiner jungen Seele Wurzel fassen und sie völlig verderben. Er unterscheidet nicht mehr Gut und Böse und beschließt im rücksichtslosen Ansturm gegen alles Herkommen sein Glück zu verbessern⁷¹. Vgl. Exkurs 2.

Exkurs 2 zu Kap. III:

Auf den untersten Stufen der Gesellschaftspyramide steht auch Othellos Gegenspieler Jago. Denn er ist arm und da ihm seine Mittellosigkeit verwehrte, höhere Bildung zu erwerben (I, 1, 19 f., II, 1, v. 165 f.), sieht er sich nicht bloß zur Dienstbarkeit gezwungen, sondern auch festgehalten in einer untergeordneten Stellung, wo er bloß das tägliche Brot und selbst das nur so lang erwirbt, als er arbeitsfähig bleibt (I, 1, v. 44 ff.). Mit erstaunlicher Klarheit erkennt der Kluge das Überpersönliche, sozial Bedingte in seinen Verhältnissen. Daß aber die Gesellschaftsordnung, die ausgebeutete Diener der Macht ausbeutender Herren unterwirft, geändert werden müßte, davon wissen wohl zu seiner Zeit feingebildete Edelleute, wie Gonzalo, der Berater Fernandos von Neapel, utopisch zu träumen und in England kann sogar ein Mann aus dem Volk, der Tuchmacherssohn Cade die schwache Regierung Heinrichs VI. (K. H. VI, 2. T. IV, 2 ff.) mit kommunistischem Umsturz bedrohen. In Venedig, wo die Signoria mit argwöhnischer Strenge waltet,

fällt dergleichen keinem ein, und Jago, der Cades Haß gegen die feinen Leute teilt und ihre Bildung, den Adel ihrer äußeren Erscheinung, den Schliff ihrer Manieren mit grimmem Neid betrachtet (vgl. K. H. a. O. IV, 2, v. 96 ff., 7, 26 ff.), bekennt doch willig, nicht jedermann könne Herr sein (I, 1). Aber während er die gegebene Form der menschlichen Gemeinschaft gelten läßt, verneint er ihr Wesen, indem er nur zum Schein einem anderen, in Wahrheit bloß sich selber dient (I, 1, v. 43). Das gesteht er schon in der ersten Unterredung mit Rodrigo. In der nächsten (I, 3, v. 313 ff.) erklärt er dem albernen Junker, der aus unglücklicher Liebe zu Desdemona sein Leben wegwerfen will, der Wert eines Menschen beruhe einzig und allein auf seiner Fähigkeit, sich selber wohl zu tun. Hier verleiht er also seinem Egoismus die Würde eines allgemein gültigen Prinzips, das über dem Gegensatz der Klassen steht und daher auch einem Angehörigen der Oberschicht als Wegweiser dienen kann. Er selber aber folgt ihm schon, seit er Wohltat und Unbill zu scheiden weiß. Das bedeutet nun offenbar mehr als eine blumige Umschreibung für früheste Jugend. Darin liegt auch ein Hinweis, daß er damals Wohltaten brauchte, aber Unbilden erlitt und sich eben deshalb von den Nebenmenschen auf das eigene Ich zurückzog. Mag er also die Selbstliebe als absoluten Wert verkünden, dem Prediger merkt man trotzdem an, daß er mit seinem Ideal nur den Ausweg aus der Armenleutestube sucht, wo er daheim ist.

Aber selbst die Fügsamkeit, mit der ein Shylock nach dem Beispiel seiner Ahnen bis ins Greisenalter⁷² die ungeheure Schmach trägt (I, 3), die ihm die christliche Gesellschaft aufhalsst, ist im Grunde nur eine andere Art von Widersetzlichkeit. Seinen Bedrängern gibt nämlich sogar ein Wehrloser zu schaffen, wenn er ihrer Bosheit unerschütterliche Ruhe entgegenstellt⁷³. Doch läßt der Schwächste diese passive Taktik in dem Augenblick fallen, wo ihm die Umstände gestatten, seine Verteidigung aktiv zu führen. Daher wird gelegentlich auch Shylock aus einem Duldner zum Verfolger, ohne sein eigentliches Wesen zu ändern. Innerlich ist er eben längst ein entschlossener Kämpfer. Vgl. Exkurs 3.

Exkurs 3 zu Kap. III:

Die Beziehungen der Drei zu einander und zu Othello werden noch enger, wenn man außer den obengenannten Hauptpunkten noch folgende Umstände in Rücksicht zieht: Shylock ist schon äußerlich das Widerspiel seiner Tochter Jessica. Sie prangt in reinstem Weiß (Salarino III, 1, 42, vgl. 22, vgl. II, 4, v. 13 ff.), er ist abstoßend schwarz. Dennoch leugnet unter ihren christlichen Freunden nicht einmal der, dem die Versuchung am nächsten läge, ihr Liebhaber Lorenzo, daß der Jude ihr rechter Vater ist und der Diener Lanzelot Gobbo, der es gern in Zweifel zieht (II, 3, v. 9 ff., III, 5, v. 1 ff.), kennzeichnet damit bloß sich selbst als berufsmäßigen Lustigmacher. Stammt aber Jessica aus Shylocks Blut und hat die widerwärtige Schwärze doch nicht von ihm geerbt, dann ist diese kein Merkmal seiner Rasse, sondern gehört bloß zu seiner Person. Nun hat wohl für ihn die Häßlichkeit, obgleich sie, wie gesagt, individuell ist, nicht annähernd die Bedeutung, die ihr bei Richard III. zukommt. Immerhin reicht die Übereinstimmung soweit, daß auch Shylocks Leib zum Spott herausfordert. Erinnern wir uns aber, welcher Fehler an ihm verhöhnt wird, dann tritt wieder der „schwarze“ Shylock neben den Mohren Othello. Gemeinsam ist den beiden überdies der Glaube, von Geburt viel vornehmer zu sein als Venedigs Herrenklasse, die so hochmütig auf Mohr und Juden herabschaut. Othello betrachtet sich ja als Sprößling königlicher Ahnen, Shylock als Sohn des heiligen Volkes (I, 3, v. 49). Seinen Adel öffentlich zu rühmen, meidet jener geflissentlich. Dieser übt die gleiche Vorsicht und wagt nur, seinen Verfolgern klar zu machen, daß die organisch begründete Wesensgleichheit aller Menschen in eine Tiefe hinabreicht, wo der Unterschied zwischen Jude und Christ zu nichts wird (III, 1, v. 55 ff.).

Einen ähnlichen Kampf um Gleichberechtigung eröffnet der Bastard Edmund für seine Leidensgefährten, die natürlichen Söhne, meint aber, und das verstärkt noch die Beziehung zu Shylock, seinesgleichen wäre nicht bloß ebensogut, sondern weit besser, als das Heer von Tröpfen, das nicht „im wollustvollen Diebstahl der Natur, sondern in der trägen Gewohnheit ehelichen Verkehrs erzeugt sind“ (I, 2, v. 11 ff.). Zu derselben Bewertung seines Ursprunges bekennt sich bei Shakespeare noch ein zweiter Bastard, Philipp Faulconbridge, der witzige Palladin König Johanns. Aber die Übereinstimmung ist oberflächlich und deckt einen scharfen

Gegensatz. Wohl erklärt auch Faulconbridge, seine illegitime Herkunft der legitimen vorzuziehen. (König Johann I, 1, 173 ff.) Doch mit der Gesellschaft setzt ihn dieses Bekenntnis keineswegs in Widerspruch. Denn gerade die berufensten Hüter der geltenden Ordnung, die Königinmutter und der König selbst, pflichten ihm bei, ja ermuntern ihn eifrig, sich lieber den natürlichen Sohn des Heldenkönigs Richard Löwenherz, als den rechtmäßigen Nachkommen des einfachen Ritters Faulconbridge zu nennen (a. a. O., v. 134 ff.).

Dementsprechend bildet auch sein Verhalten gegen seinen Bruder Robert das reine Widerspiel zu Edmunds Vorgehen gegen Edgar. Den echtbürtigen Erstgeborenen durch List und Verleumdung um sein Erbe zu prellen versucht Edmund. Hingegen entsagt Philipp freiwillig zugunsten des jüngeren Robert (v. 163 ff.), obgleich dessen Anspruch, zum Universalerben vorzurücken, durch einen Urteilspruch König Johanns rechtskräftig verworfen ist (v. 115 ff.). Aber so glücklich entwickelt sich eben ein Bastard nur dann, wenn er seine Geburt nicht als Schande zu fühlen bekommt und das ist naturgemäß ein Ausnahmefall. Die böse Regel zeigt Edmund und außer ihm in „Viel Lärm um Nichts“ der boshafte Don Juan, der uneheliche Halbbruder des Prinzen von Arragonien (V, 1, 197). Mit diesen beiden innerlich verwandt ist auch Hamlets Oheim, der listige Verführer und Brudermörder Claudio. Zwar haftet an seiner Geburt kein Makel, aber der Nachteil, ein Jüngerer zu sein, drückt auch ihn, und der Ältere, Hamlet, trägt nicht nur die Krone, sondern ist überdies von Natur so reich ausgestattet, daß er ihm wie der Sonnengott einem Satyr gegenübersteht (I, 3, 139, 187 f.; I, 5, 51 ff.; III, 4, 53 ff., 97 f.).

IV. Othellos Kampf gegen die Verachtung seiner Farbe.

Wir kennen nun die Menschen der Shakespeareschen Welt, die in ihren Kreisen auf gleichartige und höchstens gleichgroße Schwierigkeiten stoßen wie Othello. In allen dreien lebt das Gefühl, zurückgesetzt und verkürzt zu sein, ja es beherrscht sie dermaßen, daß sie um seinetwillen mit allen Mitteln nur das eine Ziel erstreben, ihre bedrohte Selbstachtung zu heben und zu sichern. Folglich haben

wir von Othello dasselbe zu erwarten. Und wenn er auch schon vor dem Eintritt in die Welt der hochmütigen Weißen leidenschaftlich nach Anerkennung strebte und deshalb mit 7 Jahren zum ersten Mal ins Feld zog, ihn auf der einmal betretenen Bahn hastig und rastlos vorwärts zu treiben, dazu war die Erniedrigung, die dem schwarzen Prinzen der Verlust des Vaterhauses und der Heimat brachte, mehr als geeignet.

Zur Zeit, da die Leidenschaft für Desdemona dem Schicksal Othellos eine neue Wendung gibt, hat er die Kammhöhe des Lebens bereits überschritten (III, 3, v. 65 ff.) und ist zu einer in ihrer Art vollentwickelten Persönlichkeit gereift. Dieser Othello zeigt gleich bei seinem ersten Auftreten und dann immer wieder, daß ihn nichts so sehr beschäftigt, wie die Sorge, was er wert sei, und wieviel er gelte. Darum findet er es schon unbegreiflich, wenn sich der treffliche Montano hinreißen läßt, wohlervornenes Ansehen in einem nächtlichen Raufhandel leichtsinnig aufs Spiel zu setzen (II, 3, v. 195 ff.). Vollends undenkbar ist es ihm, daß sein eigenes Tun und Lassen einem Gegner, und wäre es der niedrigste, Anlaß geben könnte, sich gegen seinen Ruf zu erheben (I, 3, v. 275 f.)⁷⁴.

Dahin soll ihn nicht einmal der Liebreiz Desdemonas bringen. Und doch wird er gerade an ihr — so herb spielt die tragische Ironie — zum todeswürdigen Verbrecher. Nun aber gähnt eine solche Kluft zwischen dem Ideal, das er sich von seiner Person geschaffen hat, und seinem wirklichen Ich, daß beides in eins zu setzen auch ihm unmöglich wird. Also zieht er vor, reinlich zu scheiden. Der echte Othello soll seine Größe behalten und mit dem überwiesenen Mörder bloß die Außenseite gemein haben. Demgemäß meldet sich der tiefgesunkene Held in der Schlußszene bei Venedigs Gesandtem Ludovico folgendermaßen: „Dies ist der, welcher einst Othello war“ (V, 2, v. 282, vgl. Lucretia 1881).

Der Form nach eine streng sachliche Auskunft, wie sie ein kundiger Berichterstatter einem teilnehmenden Frager⁷⁵ über eine dritte Person erteilt. So rückt Othello gewissermaßen von sich selber ab, weckt nicht bloß durch den Inhalt, sondern auch durch die Form seiner Rede den Eindruck, er bilde ein Doppelwesen, dessen edlere Hälfte zwar zerstört, jedoch nicht entartet sei⁷⁶.

Aber statt seinen innern Menschen derart in zwei Individuen zu spalten und damit höchstens eines zu retten, kann er ja den anderen, der „schuld ist“, in der Außenwelt suchen und daß er ihn zu finden weiß, zeigt seine Abwehr des sanften Vorwurfs, den er von dem überlebenden Opfer seiner Mordpläne, dem Leutnant Cassio zu hören bekommt. Kurz und bündig verweist er da auf Jago, den „Halbteufel, der ihm Leib und Seele umgarnt hat“ (v. 300 f.). Einen Augenblick früher suchte er die Zweiheit, die er braucht, um seine Verantwortung zu verringern, in einer scharfen Scheidung zwischen der Tat und ihrem Motiv. Jene sei wohl Mord, dieses aber nicht Haß, sondern Ehre. Darum dürfe er ein ehrenwerter Mörder heißen (v. 292 f.). Besser wußte er um sein Ich, als ihn Montano verhaften und entwaffnen ließ. In dem Moment war ihm nämlich klar, daß Ehre die Ehrenhaftigkeit nicht überleben könne (v. 243). Doch, mag er sie zunächst ganz verloren geben, dann wieder durch den oder jenen advokatorischen Kunstgriff, schließlich durch die entscheidende Tat, den Selbstmord, zu retten suchen, bis zum letzten Augenblick steht sie immer, alles beherrschend, im Mittelpunkt seines Daseins. Selbst in seinem Lebensberuf, dem Krieg, sieht er lediglich ein Mittel, Ehre zu gewinnen. Denn sobald ihm das Ziel nicht mehr erreichbar scheint, weil er sich durch Desdemonas vermeintliche Untreue unheilbar entehrt glaubt, fesselt ihn auch das Waffenhandwerk nicht mehr. Und all dessen Reize, die er in den höchsten Tönen zu rühmen weiß, hindern nicht, daß er ihm in aller Form entsagt (III, 3, 350 ff.).

Schlaff wird demnach Othello, wenn ihn nicht der Ehrgeiz treibt. Dafür ist er gegen den leisesten Ansporn, den diese Leidenschaft ihm gibt, mehr als empfindlich. Eine Verdächtigung der Treue Desdemonas, die Jago vorbringt, eingeständenermaßen, ohne etwas zu beweisen, ist für den Mohren schon Grund genug, seinen Namen zu bejammern, der nicht mehr rein sei „wie Dianens Antlitz“, sondern schwarz wie sein Gesicht (III, 4, v. 387, vgl. Exkurs 4). Ein so verfeinertes Vorfühlen und maßloses Übersteigern der eigenen Schande zeigt, wie schrecklich reizbar er in dem Punkt ist.

Fragen wir aber nach dem Warum, dann belehrt uns vielleicht die Form, in der seine Stimmung zum Ausdruck kommt. Jedenfalls scheint es beachtenswert, daß er sein Gesicht nicht bloß „schwarz“ nennt, sondern neben die sachgemäße Bezeichnung als Synonym das Schmähwort „besudelt“ (begrimed) stellt. Und das ähnelt wieder sehr auffällig dem Epitheton „rußig“⁷⁷, mit dem seine Brust von Brabantio bedacht wurde (I, 2, v. 70). Genug, wir sehen: Othello unterwirft sich willig dem Vorurteil, ein jeder Mohr sei ein unsauberer Gesell. Doch läßt er es nur soweit gelten, als es gegen seine Farbe zielt. Und dieses Zugeständnis ist zwar an sich beschämend, bildet aber den Auftakt zu einem trotzigem „Und dennoch“. Mag die Natur sein Gesicht besudelt haben, seinem Namen will er aus eigener Kraft himmlischen Glanz verleihen. Mit diesem Streben fügt sich aber der Mohr ganz trefflich in jene Reihe schicksalsverwandter Gestalten, der wir ihn vorläufig nur versuchsweise zugewiesen haben. Auch sein Charakter erwächst im steten Kampf gegen das drückende Gefühl, in seiner Umwelt für ein Geschöpf niederer Art zu gelten. Klar zu Tage liegt freilich nur die mächtige Wirkung, die Ursache selbst hält er, da sie allzu beschämend ist, fast ganz verborgen. Dennoch können wir außer jenem klagenden

Ausruf, der uns so tief blicken ließ, noch andere Beweismöglichkeiten heranziehen.

Von Othellos erstem Selbstgespräch müssen wir hier freilich absehen, obwohl es ausdrücklich der Möglichkeit Raum gibt, sein schwarzes Gesicht könnte für Desdemona Grund zur Untreue sein (III, 3, v. 263). An Deutlichkeit läßt ja dieser Hinweis auf die Rassenfrage sicher nichts zu wünschen übrig. Da aber unmittelbar vorher Jago im selben Sinne gesprochen hat, vermögen wir von hier aus nicht sicher zu entscheiden, ob der Mohr auch schon früher und ganz aus Eigenem auf derlei Gedanken kam.

Exkurs 4 zu Kap. IV.

Daß diese Stelle, wenn man die Lesart „my name“ annimmt und nur dann den tiefsten Einblick in Othellos Charakter gibt, hat bereits Knight richtig erkannt und überzeugend dargelegt (Furnes: A new variorum edition VI, S. 205). Die Variante „my name“ hat übrigens vor „her name“ schon den Vorzug, *lectio difficilior* zu sein. Das bezeugt unabsichtlich Dyce, der sie bekämpft, weil er ihren Sinn nicht recht erfaßt. Othello, meint er, könne doch nicht sagen: „Mein Namen ist so schwarz, wie mein eigenes Gesicht“. Indes betont Othello deshalb: mein eigenes Gesicht, weil ihm, während er davon spricht, immer noch dessen Widerspiel, Dianas fleckenlos weißes Antlitz vorschwebt und traurig mahnt, daß sein Name nicht mehr solchem Götterglanz vergleichbar sei, sondern nur mehr mit der Mohrenschwärze des eigenen Leibes.

Um aber die Frage restlos zu lösen, müssen wir auch den in Furners Noten gar nicht berücksichtigten Zusammenhang mit dem Folgenden erörtern. Da heißt es: „Wenn es Stricke gibt, oder Messer, Gift oder Feuer oder ertränkende Ströme, werde ich es nicht dulden. O, daß ich Gewißheit hätte!“ (389 ff.) Klar ist zunächst, daß Othello die Mordmittel, die er hier aufzählt, nicht gegen Jago zu gebrauchen denkt, den er doch auf keinen Fall vergiften oder ersäufen würde, sondern gegen Desdemona, die er später tatsächlich durch Gift zu beseitigen beschließt. Jetzt hat demnach in seinen Augen der Ankläger Recht, die Angeklagte Unrecht. Aber, was ist das, wogegen er mit tödlicher Wut ankämpfen, das er unter keiner Bedingung dulden will? Die Schwärze ihres Namens? Aber der wäre doch erst recht und für alle Zeit beschmutzt, wenn sie des

Ehebruchs überwiesen und dafür getötet würde (vgl. V. 2, 127 ff., 208 f.). Ganz anders liegt die Sache, wenn es um seinen Namen geht. Den kann er nach den Anschauungen seiner Zeit wirklich reinigen, wenn er an seiner Gattin, soferne sie ihn durch eheliche Untreue zu bemakeln wagt, ein mörderisches Strafgericht vollzieht (vgl. Lucretia: v. 820 ff. bes. 829: reproach is stamped in Collatinus face).

Desto belehrender ist eine Anspielung, die ihm entschlüpft, bevor Jagos Verleumdungen seine Sicherheit zerstört haben. Aus der Brautkammer durch nächtlichen Tumult auf der Schloßwache aufgestört, noch mehr gereizt durch unzulängliche Auskünfte über den schuldigen Urheber, bekennt Othello, daß ihm die Leidenschaft bereits das Urteil „schwärze wie mit Kohle“ (II, 3, 207 ff.). Das Ungewöhnliche des bildlichen Ausdruckes, für manche Herausgeber ein Grund, an der Richtigkeit des überlieferten Textes zu zweifeln, hat vielmehr als Beweis zu gelten, daß das Wort „collied“ mit besonderer Absicht gewählt ist. Es verrät Othellos Widerstreben gegen die Anpassung seines innern Menschen an den äußern. Wenn schon seine Brust so aussieht, als sei sie rußig, soll auch noch sein Geist so schwarz werden wie Kohle?

In denselben Gedankenkreis gehört schließlich die rühmende Charakteristik, durch die er im Streit mit Emilie dem Zeugnis Jagos gegen Desdemona größeres Gewicht zu geben sucht. „Er ist ein Ehrenmann und haßt den Schlamm, der an schmutzigen Taten klebt“ (V, 2, v. 46 ff.). Wenn wir von dem schweren Irrtum absehen, den Othello mit dieser Beurteilung seines Gewährsmannes begeht, bleibt die Tatsache, daß er einen Menschen, bei dem er einen starken Zug zur sittlichen Reinheit findet, ebendeshalb hoch schätzt. Offenbar liegt darin ein gutes Stück Selbstbekenntnis. In seiner Seele lebt wirklich das Gefühl, das er Jago fälschlich zuschreibt und auch, woher es ihm kommt, glauben wir zu erkennen.

Klar ist zunächst, daß er die Abneigung gegen das Unsittliche als Abscheu vor schmieriger Unsauberkeit empfindet. Auch liegt es nahe, nochmals zu erwägen, daß er von Brabantio mit dem Beiwort „rußig“ verhöhnt wurde. Aber vor allem sind die Schmähungen zu beachten, die ihm an der von uns genannten Stelle Emilie entgegen schleudert. Tief empört über sein sinnlos grausames Verbrechen, die Ermordung ihrer edlen Herrin, schilt sie ihn „dumm wie Kot“ und bedauert Desdemona auch deshalb, weil sie in ihren schmutzigen Kauf nur allzu verliebt war. (V. 2, 161, 155.) So nahe legt die Schwärze seiner Haut den Vorwurf, er sei ein unsauberes Geschöpf. Daß er derlei schon oft gehört, scheint uns demnach nur selbstverständlich. Hieraus fließt aber in weiterer Folge die Erwartung, er müsse doch irgend etwas vorgesehen haben zum Schutz vor solcher Verkennung. Und in der Tat sichert er sich gegen sie so zweckmäßig als nur möglich. Er entwickelt nämlich jenen ungeheuern Eifer für leibliche und seelische Reinheit, den er an Jago zu Unrecht rühmt, und für die eigene Person auch dort bekundet, wo er mit starken Worten eine Trübung seines klaren Urteils oder eine Befleckung seines glänzenden Namens abwehrt.

Nach all dem dürfen wir wohl behaupten, daß der Mohr von Venedig in der Stille dieselbe Sorge hegt, die der Prinz von Marokko, als Freier der schönen Portia, ohne Rückhalt ausspricht: Verachtet mich um meiner Farbe nicht. Der Unterschied liegt nur darin, daß dieser Schwarze, der so offenherzig ist, bloß vorübergehend als Gast im Abendland weilt und ausschließlich mit der Dame, um die er sich bemüht, zu tun hat, während Othello als heimatloser Fremdling dauernd unter den Weißen lebt und sich ganz auf sie angewiesen sieht. Deshalb hat der Kampf um die Gleichberechtigung bei ihm nicht weniger Wichtigkeit,

als bei dem Bastard Edmund, dem Juden Shylock und dem Krüppel Richard.

Wie ein solcher Kampf verläuft, soll die folgende Betrachtung lehren.

V. Überspanntes Geltungsstreben, tugendhafter Ehrgeiz, christlicher Eifer.

Beginnen wir mit Edmund. Ist er zufrieden, das Erbrecht des echtbürtigen Sohnes Eduard erschlichen zu haben? (II, 1, v. 86.) Keineswegs. Kaum hat er es gewonnen, greift er schon nach dem Erbe selbst, indem er seinen Vater verräterisch ins Verderben stürzt (III, 3). Und heißt er endlich Graf von Gloster (III, 5, v. 18), dann möchte er schon Herzog, vielleicht sogar König sein (IV, 2, 20 f., V, 2, 55 ff.). Oder betrachten wir Shylock. Als Jude muß er viele Kränkungen und Unbilden erdulden. Trotzdem wird er ein mächtiger Finanzmann. Aber er findet keine Ruhe, bevor der königliche Kaufmann Antonio nicht bloß gefallen, sondern zu seinem wehrlosen Schlachtopfer erniedrigt ist (IV, 1, v. 28 ff.). Demnach verfolgt er in seiner Weise dasselbe Ziel, dem auf andere Art Richard Gloster nachstrebt. Der Wucherer und der Politiker, beide wollen Menschen, die von Geburt vor ihnen bevorzugt sind, beherrschen, züchtigen, unterjochen (K. H. VI, 3. T, III, 2, 168). Auch sie trifft daher das Sprichwort, das Richards Vater gegen Margarete, die grausam stolze Tochter des verarmten Königs von Neapel, kehrt: „Ein Bettler, welcher hoch zu Pferde sitzt, jagt seinen Gaul zu Tod“ (K. H. VI, 3. T, I, 4 127). Der Dichter, durch alte Volksweisheit⁷⁸ geleitet, oder doch gefördert, weiß eben, daß Menschen, die sich tief herabgewürdigt fühlen, für ihre bedrohte Selbstachtung einen verstärkten Schutz verlangen und deswegen nicht eben-

soviel, sondern weit mehr sein und gelten wollen als andere⁷⁹, ja daß sie sich mitunter geflissentlich für gar nichts⁸⁰ achten, solange sie noch nicht alles können⁸¹. (K. H. II, 3. T, V, 6, v. 191.)

Exkurs 5 zu Anmerkung 79:

Der kleine Talbot erscheint wie ein Vorläufer zweier kleingewachsener Größen der neuern Kriegsgeschichte, des Prinzen Eugen, den Ludwig XIV. den kleinen Abbé nannte, und Napoleons „des kleinen Korporals“. Aber auch einen gewaltigen Vorgänger hat Englands berühmter Feldherr — den Frankenkönig Pipin, der wegen seiner Kleinheit verhöhnt wurde, bis er sich durch eine Probe seines Mutes, einen Doppelkampf gegen Löwe und Stier, Respekt schaffte. Den Recken kannte Shakespeare und stellt sogar seine Kleinheit der Größe seines Sohnes Karl des Großen, scherzhaft gegenüber (Ende gut, alles gut, II, 1, v. 79). Doch ist er nicht der erste Dichter, der den inneren Zusammenhang zwischen zwerghafter Gestalt und heroischem Mut herausfand. Mit heiterem Behagen besangen schon die altdeutschen Spielleute den Grafen Kuno vom Niederlahngau, einen Gefolgsmann des Kaisers Otto des Großen, der als ein zweiter David einen Riesen im Zweikampf bezwang, obgleich oder besser gesagt, weil ihm sein niederer Wuchs den Namen „Kurzibold“ eingetragen hatte (Scherer: Deutsche Literaturgeschichte 7. S. 62). Genau so wird aber bereits im homerischen Epos einer der Sieben, die gegen Theben zogen, Thydeus, des Diomedes Vater, gekennzeichnet (II. V, 801). Nach all dem brauchen wir uns nicht zu wundern, daß Shakespeare dem berühmten Franzosenschreck Talbot ein Aussehen zuschreibt, das an sich gar nicht furchtbar und heldenhaft, sondern eher kindlich und komisch wirkt (K. H. VI, I. T. II. 3, 22). Aber völlig verständlich wird uns dieser „Riesenzwerg“ (Verlorene Liebesmüh', III, 1, 190) erst als Sinnbild seines Vaterlandes England, von dem der Chorus in König Heinrich V. sagt (II, 6) „O, England! Vorbild Deiner inneren Größe gleich einem kleinen Leib mit mächtigem Herzen.“

Dem Talbot nah verwandt ist noch Shakespeares Julius Caesar, „ein Mann von schwächerer Natur“, der trotzdem „wie ein Kolossus die enge Welt beschreitet“ (I, 2, 134). Sein Feind Cassius findet darin einen unsinnigen Widerspruch, zeigt jedoch mit der Unbefangenheit des Ahnungslosen selbst den Weg zur Lösung. Er

berichtet nämlich, wie er einst mit Cäsar über den winterlich geschwollenen Tiber schwamm und sich bei der Gelegenheit als der Tüchtigere bewährte, indem er nicht bloß ans andere Ufer kam, sondern auch den Kameraden, der, von Schwäche übermannt, um Hilfe rief, auf seinen Schultern in Sicherheit brachte. Allein der Gedanke, das Wagstück zu versuchen, kam von Cäsar und Cassius tat nur mit, weil er von ihm herausgefordert wurde. Demnach hatte der Schwächere das Bedürfnis gefühlt, mit dem Stärkeren wetteifernd, sich ihm ebenbürtig oder gar überlegen zu erweisen. Nun faßt aber Cassius am Schlusse seiner Rede Cäsars ganzes Leben als einen Wettkampf auf, bei dem er „der stolzen Welt den Vorsprung abgewann und die Palme allein nahm“ (a. a. O. 100 ff.). Der Geist, der aus dem Abenteuer auf dem Tiber spricht, ist daher Cäsars eigenster Geist und der verlangt den allerreichsten Ersatz für die Benachteiligung, die er durch die angeborene Schwäche seines Körpers erlitten hat.

Diese Einsicht hat Shakespeare auch in der Charakteristik Othellos bewährt. Dem Bedürfnis des Mohren, sich vor der Mißachtung zu schützen, die ihm wegen seiner Farbe droht, kann nur die reinste und glänzendste Ehre genügen.

Aber warum sucht er gerade diesen Schutz? Berechtigt ist die Frage schon deshalb, weil sein Stammesgenosse Aaron genau entgegengesetzt verfährt. Seine Seele soll nicht durch Reinheit zum Widerspiel des dunkeln Leibes werden, sondern ihm gleichen durch die Schwärze der Frevel, die sie auf sich läßt (vgl. S. 43)⁸². Hätte nicht auch Othello auf diesen Irrweg geraten können? Gewiß, wenn er nur ein Mohr wäre wie jeder andere. Aber er ist ja ein Fürstenson, den es bereits mit 7 Jahren drängte, hinaus ins Feld zu ziehen. Schon damals kannte er also die Verpflichtung, die der Adel auferlegt⁸³. Daß er ihr erst recht treu blieb, als er in der Fremde gegen die Deklassierung kämpfte, verbindet ihn mit Orlando, dem jungen Helden aus „Wie es Euch gefällt“, den der neidische Haß seines älteren Bruders ins Elend jagt, aber die Erinnerung an den

väterlichen Adel davor schützt, zum Bettler oder Straßenräuber herabzusinken. (Wie es Euch gef. II. 3, 31 ff.).

Der Wert dieser Parallele wird freilich wieder zweifelhaft, wenn wir an Richard III. denken. Der wurde doch auch ins Rittertum hineingeboren. Trotzdem beschließt er im Gegensatz zu Othello, mit Aaron aber völlig übereinstimmend, ein Bösewicht zu werden und seinen Geist, dem Leib entsprechend, zu verunstalten. Allein gerade das ist sehr geeignet, die eben aufgetauchte Schwierigkeit gleich wieder zu beseitigen. Richard war von Geburt verkrüppelt und wuchs unter wohlgeformten Brüdern auf (K. R. III, II, 2, 49 ff.). Demgemäß zeigt er schon als Kind durch maßlosen Trotz, wie sehr er sich benachteiligt fühlt und tritt ins Leben mit feindseligem Pessimismus. Dagegen bestand allem Anschein nach für Othello in seinen ersten Jahren der schönste Einklang zwischen der Welt, die ihm den bevorzugten Platz eines königlichen Prinzen bot, und seinem Ich, dem glücklichen Nutznießer solcher Begünstigung. So erwuchs bei ihm, ähnlich wie bei Orlando, dessen erste Jugend von einem liebevollen Vater betreut wurde (Wie es Euch gefällt I, 1, 1 ff.), aus heitern Kindheitseindrücken eine optimistische Grundstimmung, die den Wechsel der äußeren Umstände überdauert.

Seiner Heimat entrissen und aus dem Orient ins Abendland verschlagen, wo ihm die Menschen bis zur Feindseligkeit fremd gegenüberstehen, behält Othello nichtsdestoweniger die Neigung, ihnen zu vertrauen (Jago: II. 1, 405 f., vgl. III. 3, 200). Und der Glaube an sein eigenes Selbst wird zwar beunruhigt, doch nicht vernichtet. Infolgedessen bleibt er wenigstens soweit im Einklang mit der Gesellschaft, daß er nicht in Versuchung kommt, sich abzusondern in trotziger Wut wie Aaron, Richard, Edmund, Shylock oder in trotziger Untätigkeit wie Timon und Achilles, sondern mit Ulysses, dem Berater

dieses Griechenhelden, „den tugendhaften Ehrgeiz“ wählt (vgl. Othello III, 3, 351), der zum Wohle der anderen wirkt und in ihrem Beifall seinen Triumph genießt (Troilus und Cressida III, 3, 114 ff.)⁸⁴.

Auf dem Weg zum Diener der Republik erringt Othello durch seine kriegerische Tüchtigkeit Erfolg über Erfolg und gewinnt damit einen festen Halt in den Wechselfällen des Lebens. Gerät er z. B. in die Gefahr, einen Schritt vor dem Gipfel seines Glücks jäh zu stürzen, weil Desdemonas hingebende Liebe die wütende Feindschaft ihres mächtigen Vaters weckt, dann erfüllt ihn ruhige Zuversicht beim Gedanken, welche Anerkennung seinen Verdiensten um den Staat gebührt (I, 2, 18). Auf die blickt er auch, nachdem er zum geständigen Mörder herabgesunken ist, und schöpft aus ihnen innere Erhebung (V, 2, 338 ff.).

Indessen dürfen wir uns nicht begnügen, Othellos tugendhaften Ehrgeiz im Genuß seiner Errungenschaften zu beobachten, vielmehr müssen wir ihn, damit unser Urteil sachgemäß werde, auch mitten in seinem Ringen sehen.

Nach der Richtung, die er grundsätzlich verfolgt, liegen seine dankbarsten Aufgaben da, wo ein gebieterisches Interesse seines eigenen Ich mit den Forderungen der Gemeinschaft in Widerstreit gerät und deshalb preisgegeben werden soll. Opfer dieser Art bringt Othello mit wahrer Leidenschaft. Zum Beweis erinnern wir zunächst an sein Abenteuer mit jenem Türken, der den christlichen Glauben und die Republik Venedig bitter schmähete und in der Person eines venezianischen Christen auch tötlich kränkte (V, 2, 351 ff.). Für Othello war das Grund genug, den Mann im Turban auf der Stelle umzubringen, wiewohl hinter dem einen Gegner die ganze Türkenstadt Aleppo schützend stand. Ein ander Mal verzichtet er, um Cypern rechtzeitig gegen die Türken zu verteidigen, mit größter

Bereitwilligkeit auf die Freuden der Hochzeit und geht beinahe vom Traualtar aufs Schiff, obwohl sich der Doge selbst nicht leicht entschlossen hat, dem Neuvermählten ein solches Ansinnen zu stellen (I, 3, 228). Der Bitte Desdemonas, die Fahrt mitmachen zu dürfen, leiht wohl Othello seine Fürsprache, betont aber sehr entschieden, er tue es nicht sich selber, sondern ausschließlich ihr zu Gefallen (263 ff.).

Seine eigene Aufgabe erscheint ihm sogar erschwert, wenn er mitten im Kampf gegen die drohende Übermacht des Feindes auch dem lockenden Reiz der Geliebten widerstehen soll. Doch ist ihm darum keineswegs bange. Ein unerschütterlich pflichttreuer Soldat will er unter allen Umständen bleiben⁸⁵. Diesem Vorsatze gemäß erklärt er nach Schluß der Senatssitzung seiner bräutlichen Gattin, daß er vor der Ausfahrt für Liebe und persönliche Sorgen nur eine Stunde übrig habe, und fordert auch von ihr Fügsamkeit gegen den Zwang der Umstände (300 f.). Noch mehr Gelegenheit, die Strenge seines Pflichtgefühls zu bekunden, bekommt er als Kommandant auf Cypern. Sobald er hier endlich so weit ist, mit Desdemona zum ersten Mal das Ehegemach betreten zu können, gibt er seinem Stellvertreter Cassio nicht bloß für die Nacht Weisungen betreffs der Ruhe und Sicherheit der Festung, sondern befiehlt ihm überdies, gleich am nächsten Morgen und zwar mit dem frühesten in Angelegenheiten des Dienstes bei ihm vorzusprechen (II, 3, 1 ff.). Und wenn das alles noch als sachlich begründeter Eifer gelten kann, eines erinnert schon bedenklich an die Art des Moralphilisters: Die Mahnung, der Lust ein Maß zu setzen, gibt Othello in der „Wir“-Form, so daß sie nicht bloß seinen Stellvertreter, sondern ihn selber trifft, den Neuvermählten, dessen Aufgabe am Hochzeitsabend für ein natürliches Gefühl eher in der Richtung zur unbegrenzten Lust zu liegen scheint.

Nun wird er aber auch beim Wort genommen und erhält unversehens Gelegenheit zu zeigen, wie er sich in eine neuerliche Beschränkung seines knapp bemessenen Liebesglücks zu schicken weiß. Während er nämlich an Desdemonas Seite ruht, bricht durch Jagos boshafte Zettelung auf der Schloßwache ein wildtobender Tumult aus. Und Othello ist wirklich sofort zur Stelle, um Ordnung zu schaffen, und zürnt nicht wegen der ihm selbst zur ungelegensten Stunde widerfahrenen Störung, sondern bloß deshalb, weil im Wachdienst aus einem privaten Streit ein nächtlicher Alarm entstehen konnte, der die friedliche Bevölkerung Cyperns, ehe sie sich von der Kriegsfurcht recht erholt hat, gleich wieder in Angst stürzt (II. 3, 171 ff., 215 ff., 257 f.). Für Desdemona, die ihm von Sorge getrieben nach-eilt, hat er keinen mildern Trost, als daß kriegerisches Getümmel zu nachtschlafender Zeit im Soldatenleben ganz gewöhnlich sei (259). Auch findet er noch immer keine Muße, ins Ehegemach zurückzukehren. Zwar ist bei der Wache und in der Stadt die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und Leutnant Cassio als der Schuldige bestraft. Aber nun gilt es, für das Opfer der nächtlichen Rauferei, den verwundeten Montano, zu sorgen, und da macht Othello selbst den Arzt (II, 3, 256). Am Morgen nach dieser unter mancherlei Aufregung durchwachten Nacht (III, 2, 285), benimmt er sich doch so, als wenn nichts geschehen wäre, und tut, was er vor dem Zubettgehen angekündigt hat. Er versieht gleich wieder seinen Dienst daheim am Schreibtisch, wo er die Post an den Senat erledigt, und draußen auf einem Rundgang um die Festungswerke (III. 21 ff.).

Besonders belehrend ist aber eine Prüfung seines Verfahrens gegen den vermeintlichen Urheber der nächtlichen Ruhestörung, den Leutnant Cassio. Indem er ihm auf der Stelle den Offiziersrang abspricht, will er ihn nicht bloß strafen, die Strafe soll auch so hart sein, daß sie als

abschreckendes Beispiel wirkt. Indes mindert die gesteigerte Strenge, die er gegen Cassio übt, nicht im geringsten die Neigung, die er für ihn hegt und mit den Worten „Ich liebe Dich“ gerade jetzt offen bekennt. So scharf spitzt Othello den Gegensatz zwischen persönlichen und dienstlichen Beziehungen und so nachdrücklich betont er ihn. Noch deutlicher als in den Leistungen, die wir bisher in Betracht zogen, erkennen wir hier ein Virtuositum der Pflichterfüllung, das sich seine Aufgabe nach Möglichkeit erschwert, um mit Stolz zu zeigen, wie präzise⁸⁶ es sie trotzdem zu lösen weiß.

Allein, bevor der Mohr Gelegenheit erhält, sich an solchen Aufgaben neu zu versuchen, mußte er erst die Isolierung durchbrechen, in die er beim Eintritt in die Welt der Weißen notwendig geriet. Auf Befreiung aus diesem unsichtbaren Gefängnis durfte er aber nur hoffen, wenn er von der Religion seiner Heimat, dem Islam, zum Christentum überging. Denn, wo die abendländische Gesellschaft als Kirche auftritt, kommt sie selbst dem Schwarzen, der sich bekehren läßt, freundlich entgegen. Nun war wohl die Geltung, die Othello auf dem Weg gewann, äußerlich immer noch sehr beschränkt. Innerlich konnte er aber die Schranke in dem Maß überwinden, als es ihm gelang, Glaubens- und Lebensgemeinschaft einander gleichzusetzen, d. h. im neuen Glauben ein neues Leben zu gewinnen. Und wirklich bekennt er sich zum Christentum nicht nur dem Namen nach, mit dem Gedanken, daß der Aufstieg zum Erfolg beim Taufstein anhebt, sondern so aufrichtig, daß Jago bei sich selber überzeugt ist, des Mohren Anhänglichkeit an den Kult des Erlösers werde nur von der unterwürfigen Liebe übertroffen, die er zu seinem schönen Weibe hege (II, 3, 351 ff.). Bestätigt und ergänzt wird das Urteil dieses aufmerksamen Beobachters durch Othellos eigene Aussprüche, die, richtig verwertet, seinen

religiösen Standpunkt klar und vollständig umschreiben. Er glaubt an einen Gott, der als liebevoller Erzieher die Menschen durch Leiden teils züchtigt, teils in christlicher Geduld übt (IV, 2, 46 ff.), im Jenseits als Richter über ihre Sünden urteilt und schwere Schuld durch zeitlichen Tod oder gar mit ewiger Verdammnis ahndet (V, 2, 32).

Mit dem Gedanken an die Flammenpein der Hölle schreckt er warnend (III, 3, 90, 135) und rügend sich selber (V, 2, 276), aber auch Jago (III, 3, 369 ff.), und ganz besonders Desdemona (IV, 2, 35 ff.). Folgerichtig gesellt sich bei ihm zur Höllenangst eine echt christliche Sündenfurcht. Er ist überzeugt, daß der Teufel den Menschen zum Bösen verleitet, indem er einmal in Gestalt eines schönen Weibes (III, 3, 479, IV, 1, 5 ff.), dann wieder als Biedermann verkleidet (V, 2, 300 f., 285 f.)⁸⁷ seinem Opfer naht, oder ihm unsichtbar ins Ohr raunt (IV, 1, 7), mitunter sogar von seinem ganzen Leibe Besitz nimmt (III, 4, 43 f.). Aber auch von Sünden des Blutes weiß er zu sagen (I, 3). Demnach hält er wohl schon den Leib an sich für sündig (I, 3, 123 f.). Als Mittel zur Rettung des vielfach gefährdeten Seelenheils schätzt er die reuige Umkehr, aufrichtiges Schuldbekenntnis, Gebet, Fasten, Klausur, kurz Andachtsübungen und Kasteiungen (III, 4, 39 ff.)⁸⁸.

Überblicken wir nun die ganze Reihe gewichtiger Äußerungen einer dem Überirdischen bis zur Askese sinnenfeindlichen Stimmung, dann haben wir für Othellos echt christliche Frömmigkeit nicht bloß den bündigsten Beweis, sondern auch ein gutes Stück Erklärung. Das Christentum setzt den Körper gegen den Geist herab, verringert durch diesen Dualismus die Bedeutung des Unterschieds zwischen Menschen verschiedener Hautfarbe und erleichtert eben damit dem gläubigen Mohren (vgl. den bekehrten Äthiopen in der Apostelgeschichte c. VIII, 27 ff.), sich den Weißen gleichzuachten. Soviel hätte ihm ein kühl berechneter Übertritt kaum eingebracht. Und doch ist selbst

das nur ein Teil des Gewinnes, den er einheimst, wenn er ein guter Christ wird. Dann reiht sich nämlich an das Frohgefühl wahrhafter Zusammengehörigkeit mit den neuen Glaubensgenossen auch die stolze Zuversicht, den alten weit überlegen zu sein. Als Heiden, Barbaren, beschnittene Hunde kann er sie nun getrost verhöhnen (II, 13, 172 f., V, 2, 354 f.), ja er darf ihnen seinen Vorrang sogar mit dem Schwert zu spüren geben. Nach all dem können wir kaum mehr zweifeln, daß Othello, obgleich er nicht wenig ans Jenseits denkt, die Religion doch in erster Linie für das Diesseits wechselt und dem Christentum besonders deshalb so eifrig anhängt, weil es ihm hilft, sich unter den geborenen Christen zu behaupten oder allgemeiner gesagt, sein Ich vor dem Druck der überwältigenden Mehrheit zu schützen.

Das ist aber dasselbe Ziel, dem auch Shylock nachjagt. Entgegengesetzt ist bloß die Methode und die wird vor allem durch die Umstände bestimmt, unter denen sie zur Anwendung gelangt. Der Mohr, der ganz allein die Feindschaft einer fremden Welt ertragen muß, erfüllt mit gewissenhaftem Gehorsam die Forderungen der christlichen Gesellschaft, während der Jude, dem eine Gemeinde von Stammes- und Glaubensgenossen Rückhalt gibt, trotzigen Widerstand leistet. Demnach scheint Othellos soziale Einstellung mit der Shylocks nur einen relativen Gegensatz zu bilden. Ob sie auch der grundsätzlich antisozialen Lebensauffassung eines Aaron, Richard, Edmund näher steht, als der erste Blick vermuten läßt?

Die Frage selbst warnt bereits vor hastigen Lösungsversuchen. Daher begnügen wir uns zunächst festzustellen, wie der um göttliches und menschliches Gesetz mehr als besorgte Mohr zum Gattenmörder wird. Ja, nicht einmal diese Aufgabe getrauen wir uns mit einem Schlag zu lösen, sondern verweisen den Hauptpunkt, die Entstehung des Mordgedankens, in eine spätere Erörterung und beachten jetzt nichts als den Weg, der vom Plan zur Tat führt.

VI. Heimliche und offene Auflehnung gegen das Gesetz der Gemeinschaft im Dienst der Selbsterhöhung.

Solange Othello bloß an die persönliche Unbill denkt, die er durch Desdemonas vermutliche Buhlschaft erlitten hat, tobt er zwar gegen sie in grimmigen Rachephantasien (III, 3, 446 ff., IV, 1, 91), kann aber, von süßen Erinnerungen an ihre unvergleichliche Vollkommenheit übermannt, zu keinem festen Entschluß gelangen (186 f.). Mit Jagos Hilfe sie vergiften, das ist das Äußerste, was er sich zutraut. Denn wäre er auch schon bereit, offene Gewalt zu üben, vor dem unwiderstehlichen Liebreiz seines Opfers müßte er doch wieder zurückweichen. Allein Jago weiß besser, was ihn hemmt, und rät ihm deshalb, die Ehebrecherin auf dem Lager zu erwürgen, das ihre Untreue entweiht hat. Jetzt sieht Othello ein überpersönliches, rein sachliches Moment, die unbestreitbare Gerechtigkeit einer Vergeltung, bei der die Strafe ein deutliches Abbild der Schuld ist. Das gibt den Ausschlag. Nur die Nacht wartet er noch ab (IV, 3, 5). Dann tritt er entschlossen an das Bett der schlafenden Desdemona.

Sein leidenschaftliches Selbstgespräch (V, 2, 1 ff.) vermag wohl in dem Augenblick dem reißenden Wirbel der Gedanken kaum zu folgen, sagt aber trotzdem klar genug, daß ihn wiederum, ja jetzt erst recht, die Erwägung treibt, hier habe er nicht nach freier Laune Privatrache zu üben, hier gelte es vielmehr, ein Urteil zu vollstrecken, das aus der Natur des enthüllten Verbrechens mit innerer Notwendigkeit erwächst. Aber da rechnet ja Othello mit einer grundsätzlichen Verpflichtung zu strafen und Jago wies ihm doch nur das Mittel, das er gebrauchen solle, falls Desdemonas Bestrafung sein Ziel sei (IV, 2, 208). Der Unterschied ist augenfällig und lehrreich. Um sich über die bescheidene Anregung seines Gehilfen dermaßen zu erheben, muß wohl der Mohr

von starkem moralischen Pathos getragen sein. Im selben Zusammenhang zeigt er das noch deutlicher durch die Behauptung, seine Sache sei es, die Männerwelt vor der schönen Ungetreuen zu schützen. Unterlasse er nämlich, gegen sie einzuschreiten, so werde sie auch andere betrügen. Seine Selbstentäußerung soll aber sogar ihr zugute kommen. Denn nicht bloß für gerecht, sondern auch für liebevoll hält er, was er gegen die Arme plant. Wie das Urbild der Liebe, der Vater im Himmel, der voll Erbarmen auf die Schmerzen seiner Geschöpfe blickt und ihnen dennoch schwere Bußen auferlegt, um sie vor ewigem Verderben zu bewahren, will Othello, bis zu Tränen gerührt, die Geliebte bemitleiden, aber zur Rettung ihrer unsterblichen Seele den vergänglichen Leib standhaft opfern (20 ff., 31 ff., 63 ff.).

Wie weit entfernt sind solche der Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Frömmigkeit zugekehrte Gedanken von der schauerlichen Beschwörung (III, 3, 448 f.) „Auf, schwarze Rache aus der hohlen Hölle! Gib hin, oh Liebe, Kron' und Herzensthron entmenschem Haß!“ und wie scharf ist der Gegensatz zu dem häßlichen Fluch (IV, 1, 189) „Verfaulen, verderben, zur Hölle fahren soll sie noch diese Nacht“. Und wenn Othello bei solchen Reden die Brust von „Natterzungen geschwellt und zu Stein erstarrt fühlte“, jetzt zuckt sie in schmerzlichem Erbarmen.

Leider beherrschen ihn aber all die schönen Erwägungen und Gefühle nur so lange, als er braucht, den ersten entscheidenden Schritt zum Morde zu machen. Und der liegt hinter ihm, nachdem er Desdemona befohlen hat, sich durch Gebet und Sündenbekenntnis zu einem gottgefälligen Ende zu rüsten. Den zweiten Schritt, die Ausführung der Todesdrohung, sucht die Ärmste nur durch verzweifelte Unschuldsbeteuerungen zu hindern und schon wird sein Herz wieder zu Stein und der feierliche Opfermut zur wilden Mordlust (63).

Somit steht diesseits und jenseits der Grenze des Verbrechens grausame Härte, auf der Grenze selbst unpersönliche Sachlichkeit, tatkräftiger Gemeinsinn, fromme Rührung, mit einem Wort, „die Theologie der Hölle“: „Der Teufel setzt ins Werk die schwärzeste der Sünden, doch versuchend schmückt er sie mit Himmelsschein.“ Jago, der diese Worte sagt (II, 3, 359), denkt dabei freilich nicht an Othello, sondern charakterisiert seine eigene Art. Er sieht klar, daß er einen Menschen am sichersten ins Verderben lockt, wenn er ihm den Schein des Guten vortäuscht. Hingegen begeht Othello diesen Betrug ausschließlich an sich selbst und deshalb immer nur unbewußt⁸⁹, aber dafür und eben darum nicht minder skrupellos als jener Missetäter. Im Kampf gegen eine vermeintliche Herabsetzung seines Ich mißbraucht er das moralische Gefühl⁹⁰, zugleich mit dem religiösen, von dem wir ja schon wissen, wie geschickt er es verwertet, um vor dem eigenen und dem allgemeinen Urteil Geltung zu gewinnen. Demnach scheinen die Forderungen der Gemeinschaft, die in Religion und Sittlichkeit ihren Ausdruck finden, bei Othello weniger den Gemeinsinn als den Ehrgeiz anzuspornen. Der Eindruck wird noch klarer, wenn wir unseren Helden nicht bloß auf seinem stolzen Gipfel betrachten, sondern schon während er aufsteigt.

Zu der Zeit lebt er beständig im Feldlager (I, 3, 83 ff), wo es keine anderen als kriegerische Erfolge gibt, aber die für jedermann, der stark und kühn genug ist, sie zu gewinnen. Zwischen Othello und Venedigs Bürgerschaft bestand damals das schönste Einvernehmen. Der Senat nannte ihn sein Ein und Alles (IV, 1, 275) und die öffentliche Meinung gewann jenes unbegrenzte Vertrauen auf seine Tüchtigkeit, das ihm beim Ausbruch eines neuen Türkenkrieges die Ernennung zum Befehlshaber des bedrohten Cypern eintrug (I, 3, 221).

Unterdessen hat er aber ein paar Monate eines vorübergehenden Friedens in Venedig zugebracht und ist dadurch in Verhältnisse geraten, die an die Lage Richard III. am Ende der Rosenkriege erinnern. Als Vorkämpfer seines Hauses im Streit um den Thron Englands, ist dieser tapfere Krüppel zu großem Ansehen gelangt. „Im faulen Frieden“, wo nur Anmut und gesellige Künste Erfolg versprechen, fürchtet er kläglich zurückzustehen (Richard III., I, 1, 14 ff.). Ganz ähnlich geht es dem Mohren von Venedig. Seelenruhe und Zufriedenheit genoß er, als es „ruhmreichen Krieg zu führen gab“. Während der kurzen Waffenruhe bekommt er sein schlichtes Soldatentum (I, 3, 81 ff.) und seine Rasse bitter zu fühlen, weil er sich vermißt, in der vornehmen Gesellschaft als Freier aufzutreten⁹¹.

Und wenn Richard aus seiner Bedrängnis nur den Ausweg findet, ein Bösewicht zu werden, bleibt Othello wohl weit entfernt von einem so prinzipiell und bewußt gefaßten Vorsatz, scheut sich aber nicht, einem der großen Herren Venedigs, der keinen Mohren zum Eidam haben will, seine Tochter kurzerhand zu entführen und schon damit zu beweisen, daß er für sein Geltungsstreben in einer gesetzlich geordneten Gesellschaft zu wenig Befriedigung findet als daß er gewaltsame Auflehnung grundsätzlich vermeiden könnte. Nach alle dem ist sein Verhältnis zu den Mitmenschen, wenn auch nicht frei von Wandlungen und Widersprüchen, immer bestimmt durch den unerschütterlichen Willen, sich, obgleich oder vielmehr gerade weil er ein Mohr ist, eine überragende Stellung zu erringen. Hier liegt der einigende Mittelpunkt seines Wesens, hier stoßen die Gegensätze zusammen, die einander fordern, die bittere Kränkung, nur als Exemplar einer zur Sklaverei geborenen Rasse zu gelten (I, 2, 99) und das Hochgefühl des Mannes, der sich ebenso der vollkommensten Freiheit⁹² wie der vornehmsten Abkunft rühmen darf,

aber auch guten Grund hat, den Wert seiner persönlichen Eigenart zu betonen⁹³.

Denn er ist seit frühen Jahren ganz auf sich gewiesen⁹⁴, nirgends völlig heimisch, doch weit gereist⁹⁵ und selbst in unbekanntem Wunderländern viel bewandert (I, 3, 143 ff.), durch tausendfältige Mühsal und Gefahr nicht erschüttert sondern gestählt⁹⁶, von der Laune des Schicksals kreuz und quer, auf und ab getrieben, und dennoch durch die Kraft des eigenen Willens in stetem Aufstieg⁹⁷, so daß er den erlauchten Vorfahren nah und näher rückt (I, 2, 21 ff.) und von den Adelligen Venedigs schon jetzt gesellschaftlich die volle Gleichberechtigung fordert⁹⁸; auf seinem eigenen Gebiete, dem militärischen, sogar die Anerkennung seiner Überlegenheit⁹⁹.

Exkurs 6 zu Kap. VI.

Auch der Kardinal Wolsey, der Kanzler Heinrichs VIII., ist eine Persönlichkeit, die ihren Aufstieg nicht dem Zufall der Geburt verdankt. Sein Vater war nämlich nur ein Metzger (I, 1, 120, vgl. IV, 2, 49), saß also selber fest in den dunkeln Tiefen der Gesellschaft. Daher bekam Wolsey Macht und Größe erst zu verkosten, als er sie durch harte Arbeit errang, während Othello, der gleichfalls ein Mann aus eigener Webe ist (König Heinrich VIII., I, 1, 63), in der Kindheit das sonnige Leben eines königlichen Prinzen genoß. Aus dem Punkt erklärt sich zum guten Teil, warum Wolsey moralisch so weit unter dem Mohren steht. Dieser wird von seinem besten Hasser Jago als freie, offene Natur gerühmt (I, 3, 301) und dient dem Gemeinwesen, das ihm zur zweiten Heimat wurde, mit aufopfernder Treue (V, 2, 338 ff.). Jener ist „zweideutig stets in Wort und Sinn“ (König Heinrich VIII., IV, 2, 38, vgl. III, 2, 26, sein Doppelspiel) und zeigt schon durch die Formel, die er an die Spitze seiner diplomatischen Briefe setzt: „Ego et rex meus“, daß er den König zum Werkzeug seiner eigenen Herrschsucht herabdrückt (III, 2, 315). Aber gerade damit erinnert er an Jago, der unter dem Deckmantel der Heuchelei über die angestammte Niedrigkeit hinausstrebt (vgl. Othello I, 1, 44 ff.) und seinen General recht als Esel an der Nase führen möchte (I, 3, 407 ff.).

Nach den Ereignissen der venetianischen Geschichte, die in sein

Schicksal hineinspielen, den Kämpfen um Cypern, lebt er in der Renaissance, ist demnach Wolseys Zeitgenosse. Man könnte glauben, diese Beziehung verstärke noch die Verwandtschaft, in Wahrheit übt sie die entgegengesetzte Wirkung. Die Epoche, der die beiden angehören, fordert nämlich eine geistige Wiedergeburt der Menschheit und schätzt deshalb, unbekümmert um den giftigen Hohn der rettungslos absterbenden, mittelalterlich feudalen Gesellschaft „den Bücherkram des Bettlers höher als Adelsblut“ (K. H. VIII., I, 1, 122 f.). So kommt Wolsey zur Geltung. Er, dem ins Grab nachgerühmt wird, zwei „Zwillingskinder“ der Gelehrsamkeit, die Hochschulen Ipswich und Oxford in die Welt gesetzt und mit fürstlicher Freigebigkeit ausgestattet zu haben, hat nicht bloß seinen Ruhm (IV, 2, 56 ff.) sondern auch seine Macht auf die Wissenschaft gegründet und war deshalb in früher Jugend ein „leicht fassender und schnell gereifter Schüler“ (IV, 2, 51). Dagegen ging Jagos scharfer Verstand durch keine andere Schule als die des Lebens. Daß „Büchertheorie“ dem Soldaten nützlich sei, will er nicht gelten lassen (I, 1, 24 ff., vgl. II, 1 Cassio über Jago). Und doch ist das die neue Auffassung. Darum wird er von Cassio überholt. Der florentinische Kavalier (III, 1, 42), in dessen Vaterstadt die moderne Bildung nicht bloß bodenständig, sondern auch schon standesgemäß geworden ist, gilt, obgleich er weniger Dienstjahre zählt, durch sein höheres Wissen für besser qualifiziert als der ungebildete Proletarier. Jago ist hoffnungslos rückständig und findet keine andere Erhebung über das Gefühl der Ohnmacht als die kritische Verneinung, welche die geltenden Werte stürzt und anerkannte Leistungen zu nichts macht (II, 1, 119). Um aber die Reihe der Kontrastfiguren zu vervollständigen, werfen wir auch noch einen Blick auf Horatio.

Mit Jago verbindet ihn, daß er arm ist, sich daher selbst erhalten muß und für sein Fortkommen die Kraft seines „munteren Geistes“ verwertet (III, 2, 63 f.). Daß er diesen mit der Weisheit der hohen Schule Wittenbergs erfüllt hat (I, 2, 168, 177), während Jago nur über die Lebensklugheit des erfahrenen Weltmannes verfügt, macht wohl einen Unterschied, aber noch nicht den größten. Viel wichtiger ist es, daß er im Gegensatz zu dem geldgierigen und ehr-süchtigen Jago wirklich bloß die Deckung seines Lebensbedarfs erstrebt. Denn von der neubelebten Wissenschaft des Altertums hat ihn gerade die Philosophie gefesselt und darüber ist er zum Stoiker geworden, der Reichtum und Ehre gering schätzt (vgl. III, 2, 63 ff. mit V, 2, 355). Darum kann er, und so verschärft sich

noch der Gegensatz zu Jago, nicht bloß äußerlich, sondern vom Herzen mit einem Großen der Erde, dem Prinzen Hamlet, Freundschaft halten. Freilich wird ihm das von seinem Partner sehr erleichtert. Dieser Fürstenson will nämlich mit dem alten Adel der Geburt den neuen des Geistes verbinden. Er erwirbt ihn auch tatsächlich durch ernstes Studium und kann daher den philosophischen Horatio im Gefühl innerer Verwandtschaft Freund und Mitbruder nennen (III, 2, 68, I, 2, 177).

Dadurch wird auch die eifersüchtige Sorge begreiflich, mit der er die von seinen Vätern ererbte und doch so schwer erworbene Würde hütet. Ja, Eifersucht kommt hier ins Spiel und der Zusammenhang zwischen dieser — ich möchte sagen — sozialen Spielart und der andern, der erotischen, ist unverkennbar. Man beachte nur, worin der Mohr eine besondere Erschwerung der vermeintlichen Untreue Desdemonas findet. Er, dem ein Soldat wie Montano nachrühmt, er verstehe das Kommandieren (II, 1, 35), zeigt durch den Ausruf: „Mich mit meinem Untergebenen zu betrügen!“ (IV, 1, 212)¹⁰⁰, daß er sich auch im Privatleben als Kommandant fühlt und demgemäß beachtet werden will. Ein andermal behauptet er, von ihren Frauen hintergangen zu werden, sei die Plage der Großen, die in dem Punkt weniger Vorrecht hätten als die Geringen (III, 3, 273 ff.). Wieder ein Beweis, daß er sich zu den Großen der Erde zählt und demgemäß Privilegien zu genießen als sein unantastbares Recht betrachtet. Aber die Ansprüche, die er stellt, gehen noch viel weiter.

VII. Das Verlangen nach Gottähnlichkeit.

Er träumt von einer Größe, die er nicht einmal dem eigenen Bewußtsein zu zeigen wagt. Dennoch erkennt der aufmerksame Beobachter bald, wohin Othello zielt. Sehr bezeichnend ist ja schon, in welcher Weise er der aufkeimenden Eifersucht Herr zu werden sucht. Er bekämpft sie mit dem verstiegenen Einfall, das Ende seiner Liebe würde die Welt nicht bloß erschüttern, sondern zerstören

und ins Chaos zurückstoßen (III, 3, 90 f.). Allein die wütende Leidenschaft trotzten allen Einwänden und ruht nicht, bevor sie ihn zum Gattenmörder gemacht hat. Dann kommt wohl die Reue, gibt ihm aber unverzüglich einen neuen Ansporn, kosmische Gewalten seinem kleinen Menschenschicksal unterzuordnen. Sonnen- und Mondesfinsternis und Erduntergang ruft er jetzt herbei (V, 2, 97 ff.) und verfällt so nochmals in jene Art von Großsprecherei, die Hamlet am Grab Ophelias aus der pathetischen Klage ihres Bruders heraushört und mit ironischem Wetteifer karrikiert (V, 1, 302 f., vgl. 273 ff. und 276 ff.)¹⁰¹. Doch läßt Othello sein Ich nicht bloß weit über die irdische Sphäre greifen, sondern auch mitten hinein in die göttliche: Den fleckenlosen Glanz seines Namens sieht er wie Dianens Antlitz leuchten (vgl. Exkurs 4), von der Göttin der Gerechtigkeit, die das Richtschwert führt, wähnt er sich beseelt, wenn er mit Mordgedanken an Desdemonas Lager tritt (V, 2, 16) und den Schmerz, der in dem Augenblick sein Herz zerreißt, nennt er göttlich, „da er als guter Christ überzeugt ist, daß der Himmel dort schlägt, wo er liebt“ (21 ff.). Göttlich scheint ihm aber auch die unbeirrbar festigkeithaft, mit der er das Strafgericht an Desdemona vollzieht, und diese Wertung teilt er mit einem alten Römerhelden, dem Diktator Julius Cäsar, der die Begnadigung eines Verbannten den demütigen Fürbitten des Senats verweigert und stolz auf sein starres „Nein“ kein Bedenken trägt, sich selber mit dem unwandelbaren Polarstern und mit dem unerschütterlichen Götterberg zu vergleichen (III, 1, 58 ff.)¹⁰².

Was der römische Welteroberer durch derlei Bilder mehr offenbart als verhüllt, das Verlangen nach himmelhoher Erhabenheit über alle anderen Menschen¹⁰³, muß Othello, dessen Selbstentfaltung durch die rauhe Wirklichkeit in viel engere Schranken gebannt ist, sogar dem eigenen Blick entziehen.

Nur dort, wo er vom Waffenhandwerk wehmütig

Abschied nimmt und noch einmal den Pomp des „ruhreichen“ Krieges an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt, gewinnt sein Selbstgefühl freiere Bahn. Nun gibt er dem Panier das Beiwort „königlich“, nennt die Kanonen „todbringende Maschinen“, „die Jupiters Donnerstimmen nachahmen“ und kennzeichnet mit diesen Ausdrücken (III, 3, 350 ff.) nicht bloß die „Herrlichkeiten“, über die er bisher gebot, sondern auch das Herrengefühl, das sie ihm gaben. Er, der so gut zu kommandieren weiß, stellt sich in dem Augenblick kraft seiner Feldherrenwürde nicht bloß einem König gleich, sondern betrachtet sein Ich als irdisches Abbild des himmlischen Donnerers¹⁰⁴. Mit einem Worte, gottähnlich zu sein, hofft im Grunde auch er¹⁰⁵. Uns mag das bis zur Unwahrscheinlichkeit paradox erscheinen. Desdemona, die sich liebevoll in ihn eingelebt hat, bekennt doch, seiner Ehre und seinem Heldensinn ihre Seele und ihr Glück „geheiligt“ zu haben und verlangt, die Gefahren des Krieges mit ihm zu teilen, weil diese Art Gemeinschaft der „Ritus“ sei (I, 3, 257 ff.), nach dem sie ihn liebe. Und wenn sie unter dem Eindruck eines ersten Ausbruchs seiner eifersüchtigen Wut erklärt: „Männer sind keine Götter“, so zeigen die einleitenden Worte: „Wir müssen denken“, daß sie bloß notgedrungen verneint, was sie bisher von Herzen bejaht hat (III, 4, 147 f.). Hätte ihr nicht die Gewalt harter Tatsachen den Widerruf erpreßt, sie würde ruhig glauben, daß Othellos Manneswürde ans Götterhohe heranreicht. Natürlich war der Glaube schon damals, als sie ihn noch besaß, nichts anderes als eine schöne Phantasie. Dessenungeachtet bietet er uns einen weitvollen Behelf zum Verständnis des wirklichen Othello.

VIII. Mann sein — nicht Kind, nicht Weib!

Wir sehen den nahen Zusammenhang zwischen seinem Streben nach Gottähnlichkeit und dem Mannesstolz, den er

in seinem ganzen Gehaben zeigt und in der tiefsten Erniedrigung auch mit Worten bekundet. Ruft er doch, nachdem ihn Montano als überführten Gattenmörder verhaftet und entwaffnet hat: „Ich bin kein Starker mehr, jedes kleine Bürschchen bekommt mein Schwert“ (V, 2, 241 f). Hier wird die Kraft, über die er bisher gebot, durch ihren Gegensatz zur Ohnmacht eines unreifen Jungen als Manneskraft gekennzeichnet und was er so sehr bedauert, ist eben der Verlust seiner Männlichkeit¹⁰⁶. Diese Selbstquälerei bildet gewissermaßen die Fortsetzung der Sticheleien Jagos, der ihn mahnte, ein Mann zu sein, zweifelnd fragte, ob er es noch sei, und dies sogar rundweg zu leugnen droht (III, 3, 375, IV, 1, 62, 66, 78)^{106a}.

Aber Othellos Trauer über den Zusammenbruch seiner Mannestugend hat noch eine Beziehung und die führt bis an den Anfang seiner kriegerischen Laufbahn. Das Gefühl kindlicher Ohnmacht quälte ihn nämlich auch in der Zeit, wo er wirklich nicht mehr als ein Kind war. Fern lag ihm nur der Gedanke, die Kränkung ohne Widerstand hinzunehmen. Statt dessen zog er es vor, mit sieben Jahren Soldat zu werden und im Kampf zu zeigen, er sei doch schon Mann¹⁰⁷. Denn daß er aus keinem anderen Grunde gar sobald zum Schwert griff, hat uns bereits der Vergleich mit dem Söhnchen Coriolans und dem kleinen Prinzen York gelehrt. Eine klare Bestätigung liefert das Gebahren jener glattwangigen Jungen, die ihrem Äußeren zum Trotz Männlichkeit bekunden¹⁰⁸, indem sie unter Malcolms Führung gegen den Usurpator Macbeth marschieren (V, 2, 9 f.). Noch einen Beweis und dazu ein neues Moment bieten die jugendlichen Anhänger des Prätendenten Heinrich Bolinbroke. Für seine Ansprüche streiten nämlich wider den rechtmäßigen Herrscher, Richard II., auch Knaben mit Weiberstimmen, die sich bemühen, rauh zu sprechen und ihre weibisch zarten Glieder in steife Rüstungen zu schnüren

(K. R. II., III, 2, 113 f.)¹⁰⁹. An ihnen wird uns klar, daß all die frühen Helden, die ihre schwache Jugend krampfhaft verleugnen, zugleich leidenschaftlich bemüht sind, dem schwachen Geschlecht möglichst unähnlich zu werden. Nach diesem doppelten Ziel muß demnach auch der kleine Othello gestrebt haben. Daß der große daran festhielt, brauchen wir nicht mehr zu erschließen, sondern nur zu beobachten.

Wie er als Kind bedacht war, sich mit Kriegskameraden statt mit Gespielen zu umgeben^{109a}, ist er im späten Mannesalter auf der Hut (I, 3, 270 ff.), damit ihn nicht der Knabe Cupido mit seinem leichtbeschwingten Spielzeug (toy) blende und in ernstesten Geschäften störe¹¹⁹. Sonst würde er ja selber wieder zum Kinde und müßte von jedem niedern Widersacher (all base adversary) Spottreden über sich ergehen lassen, wie sie in der Komödie „Verlorne Liebesmüh“ der scharfzüngige Biron über den verliebten König von Navarra und dessen gleichgestimmte Ritter losläßt (IV, 3, 151 ff.). Der große Herkules, der Kreisel treibt, Nestor, der unter Buben Seifenblasen bläst, der Kritiker Timon, der über nichtigen Tand lacht (toy), solche Vergleiche wären nicht minder gut auf Othello anzuwenden, wenn er wirklich in verliebte Tändelei verfiel. Auch dürfte er sich nicht mehr weigern und das bekennt er ausdrücklich, die männliche Zierde seines Hauptes, seinen Helm, einer Dirne als Kochtopf zu überlassen (I, 3, 274).

Offenbar hätte das genau so viel zu bedeuten, wie wenn Herkules bei der zänkischen Beatrice aus „Viel Lärm um Nichts“ den Braten drehen und seine Keule zu Brennholz zerhacken müßte (II, 1, 245 ff.)¹¹⁰. Symbolhandlungen von solcher Klarheit bedürfen kaum einer Erläuterung in Worten. Wer sie dennoch verlangt, findet den gewünschten Aufschluß in der Klage Romeos, er sei verweiblicht, seit Julius Schönheit in seinem Gemüt den

Stahl der Männlichkeit erweicht hat (III, 1, 119). Demnach hat Othello seine angespannte Männlichkeit als Widerspiel zu weiblicher und kindlicher Eigenart entwickelt¹¹¹. Klar ist außerdem, daß er diesen Gegensatz, der zunächst nur Wesensverschiedenheit bezeichnet, für ein Wertverhältnis ansieht und desto wertvoller zu werden glaubt, je mehr er zum „Anderssein“ gelangt. So blickt er unter der Bürde von Arbeit und Verantwortung, die er mit Manneskraft bewältigt, geringschätzig auf die Verspieltheit der Kinder (I, 3, 270). Nicht minder herb klingt sein Urteil über die Frauen. „Verzärtelte Geschöpfe“ (III, 3, 269) nennt er sie und die Verachtung, die das Wort ausdrückt, ist um so größer, als er selbst von Jugend an gewöhnt ist, das Schwerste zu tragen, das auf des Mannes mühseligem Leben lastet (Cymbelin III, 6, 1), die Beschwerden des Krieges.

IX. Heldentum.

Kriegertugend ist demnach, vergessen wir auch daran nicht, die Art von Männlichkeit, nach der Othello strebt.

Um dieses Ideal in seinem Ich zu verwirklichen, muß er natürlich nicht bloß den Leib abhärten, sondern auch die Seele, und geht es schon über Menschenkraft, den Geschossen des Schicksals auszuweichen, — zu tun, als könnten sie ihn nicht verletzen, verlangt seine Rolle¹¹². Als Held hat er sogar Beleidigungen hinzunehmen, wenn Genugtuung gar nicht oder nicht auf der Stelle erreichbar ist. Gelassen erträgt daher der Mohr Brabantios Schmähungen; statt dem schwachen Greis, der trotz allem seiner Gattin Vater ist, in Wort oder Tat zu nahe zu treten, wartet er, bis der Senat gegen ihn entscheidet (I, 2, 59 ff.).

Mit Geduld wappnet er sich sogar gegen Cassio, den vermeintlichen Verführer Desdemonas, um sicherer zu beobachten, wie er sich seines verbrecherischen Erfolges rühmt (IV, 1, 91, vgl. Troilus V, 2, 28, 40 ff., 44, 50 ff.,

60 ff., 67, 81). Schließlich bringt er es noch über sich, in derselben Nacht, in der er seine Gattin töten will, mit ihr gemeinsam den venezianischen Gesandten Ludovico geziemend zu bewirten. Ja, er gibt sich so ganz als höflichen Hausherrn, daß er nach der Tafel dem Gast seine Begleitung nicht nur anträgt, sondern geradezu aufnötigt und mit alledem selbst bei Emilie, die zuerst vor seiner Eifersucht bebte, frische Zuversicht erweckt (IV, 3, 11). In Wahrheit hat er aber bei den kleinen Pflichten der Geselligkeit seine große „Sache“ keineswegs vergessen und erteilt demgemäß, bevor er mit Ludovico weggeht, Desdemona Befehle, die nichts anderes sind, als wohlbedachte Anstalten zu ihrer Ermordung (IV, 3, 6 ff.).

Im Vergleich mit solchen Proben von Selbstbeherrschung scheint sein Benehmen beim Tumult auf der Schloßwache desto seltsamer (II, 3, 165 ff.). Obgleich er hier weder der Beschuldigte, noch der Beleidigte ist, sondern als Richter auftritt, droht er doch sehr bald, in blinde Wut auszubrechen. Aber freilich bangt er hier für den Ausgang. Seine ersten Fragen nach dem Ursprung des Streites haben nämlich keine Aufklärung gebracht und nun ist seine Autorität gefährdet. Überläßt er sich in dem Moment der dunkeln Leidenschaft, dann gerät er wohl in Gefahr, unliebsam an seine Herkunft zu erinnern und vor dem argwöhnischen Blick der Weißen wieder als der wilde Schwarze dazustehen. Und daß ihm derlei wirklich schwant, haben wir ja seinen Worten schon früher abgehört. Allein, wie bedenklich — von der Seite gesehen — sein grimmes Drohen sein mag, ihn unverzüglich zum Herrn der Lage zu machen, ist es dennoch sehr geeignet. So betrachtet wirkt es aber gar nicht mehr befremdend oder zumindest nicht dermaßen, daß man tatsächlich darin etwas „Äthiopisches“ finden müßte. Fehlt aber diese Voraussetzung, wo bleibt die seit Schlegel oft behauptete

Auflehnung des afrikanischen Naturmenschen gegen den Zwang zur europäischen Gesittung? Und ist denn der Gegensatz zwischen fessellosem Wüten und würdevoller Selbstbeherrschung tatsächlich ganz unauflösbar? Nein, er schwindet vor dem männlich-kriegerischen Ideal, das alle seine Verfechter im heißen Süden wie im kalten Norden streng verpflichtet, manchmal gewaltsam an sich zu halten, wenn es aber die Umstände gebieten, nicht minder gewaltsam loszufahren¹¹³. Daß im Gebahren unseres Mohren diese Extreme ganz besonders hervorstechen, wollen wir deshalb nicht bestreiten.

Aber wir beginnen es auch zu verstehen, wenn wir uns nur erinnern, wie heftig sich Othellos Entwicklung gegen kindliches und weibliches Wesen kehrt, seit er als kleiner Knabe begonnen hat, heldenhafte Männlichkeit zu erstreben. Überdies stellt er sich vom Augenblick, wo er ins Abendland kommt, die schwere Aufgabe, den Weißen gleichberechtigt zu werden und die Verachtung, die ihn als Schwarzen trifft, abzuwerfen. Kurz, er gerät schon in jungen Jahren unter den Einfluß schroffer Gegensätze, die seinem Lebensweg gebieterisch die Richtung weisen. Andere Kontraste von gleicher Schärfe greift er geflissentlich auf, um sie ebenfalls als Orientierungsmittel im Wirrsal der Welt zu verwerten. So erwächst ihm eine Art, die Dinge anzusehen, die man anschaulich und ihrem Ursprung entsprechend ein Schwarz-Weiß-Denken nennen kann¹¹⁴. In welchem Maß diese Betrachtungsweise seinen Geist beherrscht, zeigt vor allem seine Sprache durch ihre auffällige Vorliebe für zugespitzte Antithesen.

X. Gegensätze als Richtpunkte für Othellos Denken und Handeln.

Auf welche Weise kennzeichnet er z. B. die echt soldatische Abhärtung, deren er sich rühmt? Er malt neben

ein dreimal geschütteltes Daunenpflü das Stahl- und Steinlager, mit dem er vorliebnimmt (I, 3, 232 f.). Unter dem Bild einer klaren Quelle, die Leben spendet, schildert er ein treues Weib, ein ungetreues erscheint ihm als trübe Zisterne, in der Kröten hecken (IV, 2, 58 f.). Für die kupplerische Gelegenheitsmacherin gebraucht er den Spottnamen St. Peters Gegenteil, weil dieser den Himmel, jene die Hölle erschließt (a. a. O. 89). Seine Liebe läßt er im Herzen wie eine Gottheit thronen, den Haß in der Hölle lauern, bis er zur Herrschaft berufen wird (III, 3, 448 f.). Schönheit und Tugend erheben in Othellos Augen den Menschen unter die Engel, Häßlichkeit und Laster stoßen ihn unter die Teufel (IV, 2, 35 f.)¹¹⁵. Aber nicht nur Gegensätze geistiger Art, auch einen räumlichen, wie den vom Wellenberg und Tal veranschaulicht der Mohr durch den Abstand von Himmel und Hölle (II, 1, 190 f.). Fast scheint es, er könne sich auf Erden gar nicht zurecht finden, wenn er nicht in über- und unterirdischen Sphären polare Fixpunkte setzt. Nach dem nämlichen Prinzip ordnet er das Universum, das im Innern ist, das Reich des Ich. Wie er hier antithetische Gliederung durchführt, zeigt das Charakterbild, das er unmittelbar vor dem Selbstmord in rückschauender Betrachtung von sich entwirft (V, 2, 343 f.).

In der Liebe steht einem zu wenig an Besonnenheit ein Übermaß an Gefühl gegenüber¹¹⁶. Der Vorzug, nicht leicht eifersüchtig zu werden, wird durch den Fehler, über die einmal erregte Leidenschaft die Herrschaft völlig zu verlieren, aufgewogen¹¹⁷. Dasselbe gilt von der Trauer, die sich in Tränen äußert. Sonst pflegte er nicht zu weinen, jetzt will sein Auge gar nicht mehr trocknen¹¹⁸. Aus all dem ergibt sich klar: Othello hat wohl die ehrliche Absicht, sein wahres Bild zu zeichnen, und schaut deshalb zurück auf sein vergangenes Leben. Aber er blickt auch vorwärts auf sein freiwilliges Ende und sucht das Mitleid und die

Bewunderung, die er damit bei der Nachwelt zu gewinnen hofft, schon durch entsprechende Stilisierung des Selbstporträts zu erwecken.

Eine Gesamtauffassung seiner Abschiedsrede hätten wir uns nun gebildet. Damit besitzen wir aber ein neues Kriterium für die Beantwortung der vielerörterten Frage nach Wortlaut und Sinn der dunkeln Stelle von der Perle. Othello hat sich selbst des herrlichsten Weibes beraubt. Darum vergleicht er sich mit einem Mann, der eine Perle wegwarf, viel kostbarer als alle Reichtümer seines Stammes. Der Mann war nach der einen Lesart „the base Judean“, d. h. ein bekannter Jude, an dessen Namen sich zu erinnern, den Hörern überlassen bleibt, während seine Gesinnung durch das Beiwort „niedrig“ mit beleidigender Deutlichkeit bezeichnet wird. (Vgl. Furnes: *A new edition variorum* zu v. 346). Aber kann denn Othello, der eben jetzt seine Heroisierung vorbereitet, so scharf mit sich ins Gericht gehen? Nein, glaublich klingt nur die Selbstanklage, die ihm die andere Lesart zumutet. Er vergleicht sich mit dem Inder (the Indian), d. h. einem beliebigen Mitglied jenes wilden Stammes, der die berühmten „indischen Perlen“ zwar besitzt, jedoch dermaßen mißachtet, daß gelegentlich die wertvollste verworfen wird. Für solche Einfalt fühlt jeder Kulturmensch dieselbe Geringschätzung, mit der Othello als einer der Großen des Staates auf „die Niedrigen“ herabschaut (vgl. seine Gegenüberstellung von „the great“ und „the base“ III, 3, 273). In dem Sinn nennt er also den unwissenden Inder „base“. Ein moralischer Vorwurf ist damit selbstverständlich nicht verbunden. Der gebührt ja nur denen, die bösen Willens sind. Der Naturmensch steht noch auf der Stufe des Kindes, das irrt, ohne es zu ahnen, und daher gerechten Anspruch auf Nachsicht hat (vgl. Desdemonas Erörterung über Kinderzucht, IV, 2, 111).

Wir sehen: Während sich der Mohr am Anfang seiner

Selbstcharakteristik wenigstens die Fehler zuschreibt, die nur die Kehrseite von Vorzügen sind, wagt er am Schluß durch den Vergleich mit dem Inder seine moralische Verantwortlichkeit¹²⁰ grundsätzlich in Zweifel zu ziehen. Versucht hat er dergleichen ja schon dort, wo er Cassios sanften Vorwurf mit einem Hinweis auf Jagos teuflische Verführungskunst kurz abtat.

Die Methode, durch Gegensatzpaare zu charakterisieren, nach der er sein Selbstporträt malt, verwertet er auch für Desdemona. In seiner Eifersucht sieht er an ihr nur den Widerspruch zwischen der lichten Schönheit des Leibes und der abstoßenden Schwärze der Seele. Jene scheint ihm ein himmlisches Wesen anzukünden¹²¹, diese weist auf ein höllisches. Die Entscheidung fällt er mit dem Ausdruck „lichter Teufel“ (III, 3, 478) zugunsten des zweiten der beiden äußersten Grenzfälle. Das ganze Gebiet der Zwischenformen, auf dem sich die menschliche Eigenart in bunter Fülle entfaltet, das sie aber nie verlassen kann, ohne sich selber zu verlieren, ist für diesen Betrachter nicht einmal vorhanden. Er sucht die absolute Vollkommenheit, das reine Weiß, vor dessen Glanz alles andere unterschiedlos im Dunkel versinkt.

XI. Das antithetische Denken in Fragen der Menschenkenntnis.

Ein so wirklichkeitsfremdes Hantieren mit idealen Gegensätzen ist immer bedenklich. Wie erst, wenn es gilt, zwischen lebendigen Menschen, die ein realer Gegensatz trennt, zu entscheiden. Und das muß der Mohr, nachdem ihn Jago vor Desdemona gewarnt hat. Aber wäre er nicht an die Wippe des Entweder-Oder gebunden, könnte er leicht einen Ausweg finden. Sagt ihm doch Jago selbst, daß sich ein niedriger Gedanke auch in die Seele eines

anständigen Menschen schleicht und er für seinen Teil sogar grundsätzlich zum Mißtrauen neigt (III, 3, 146 ff., vgl. II, 1, 119). Überdies empfiehlt er dem Mohren, Desdemonas Zuverlässigkeit mit eigenen Augen zu prüfen (197, 246 ff.). Wie nahe läge es da, von dem guten Rat auch gegen den Ratgeber Gebrauch zu machen und ihn gleichfalls zu beobachten. Auf die Weise entstünde aus Jagos Verdacht zunächst nur eine Art Voruntersuchung. Sie hätte festzustellen, ob überhaupt eine Anklage zu erheben sei, hernach gegen wen und weswegen. Einerseits wäre nämlich zu prüfen, ob Jago die Wahrheit gesprochen, geirrt oder gelogen habe, andererseits, ob Desdemona untreu, unvorsichtig oder schlechthin schuldlos sei¹²². Auf die Weise könnte Othello wenigstens klarstellen, daß Jago nach dem flüchtigsten Schein eine edle Frau verdächtigt, sie aber, als Cassios übereifriger Anwalt, der immer lauerten Gefahr, mißdeutet und verkannt zu werden, allzukühn Trotz bietet. Damit bliebe wohl Othello noch weit entfernt von einer Entlarvung des boshafteu Intriganten und, statt ihn nach Verdienst zu strafen, könnte er ihn gerade nur verwarnen. Aber dafür hätte auch Desdemona nichts Schlimmeres zu ertragen als eine Zurechtweisung. Wie Ophelia von ihrem Bruder Laertes bekäme sie von ihrem Gatten zu hören, daß selbst Tugend den Streichen der Verleumdung nicht entgeht (Hamlet I, 3, 38).

Allein so einfach kann Othello die Sache nicht erledigen. Denn wenn wir vorläufig von allen anderen Schwierigkeiten absehen, bleibt doch die Forderung, Schuld und Unschuld zwischen zwei Parteien derart zu verteilen, daß an jede ein Stück von beiden kommt, und dazu ist das „Schwarz-Weiß-Denken“ des Mohren seinem Wesen nach ganz ungeeignet. Auch hat es wirklich schon versagt, als es vor der Aufgabe stand, sich über den Raufhandel auf der Schloßwache ein Urteil zu bilden (II, 3)¹²³. Damals

verlor Cassio, den Othello selbst ertappte, unverzüglich seine Charge, während sein Gegner, der bereits die Flucht ergriffen hatte, unbehelligt blieb. Und doch war dieser von Jago, dem Kronzeugen, nicht bloß als Mitschuldiger bezeichnet, sondern sogar verdächtigt worden, Cassio durch eine schwere Beleidigung zu einer gewaltsamen Abwehr herausgefordert zu haben (a. a. O. 246 f.). Einen so bedeutsamen Wink sorgfältig zu beachten, wäre Othello auf jeden Fall verpflichtet und daß er am Beginn der Untersuchung ausdrücklich nach dem Urheber des Unfuges fragte, bindet ihn noch stärker (212 ff.). Trotzdem läßt er sich nicht hindern, den einen Ruhestörer, der zweifellos schuldig ist, ohne weiteres zum einzig Schuldigen zu stempeln¹²⁴. Denn sein Geist unterliegt auch hier der tyrannischen Gewohnheit, nur mit absoluten Gegensätzen zu operieren.

Aus demselben Grunde ist er jetzt von vornherein überzeugt, daß alles Recht, das objektive wie das subjektive, entweder bei Desdemona oder bei Jago liege. Und obgleich dieser sich alle Mühe gibt, seine persönliche Gutgläubigkeit von der sachlichen Richtigkeit seiner Anklage zu sondern (III, 3, 193 ff., 252 f.), läßt Othello nach seiner Art wieder nur die zwei extremsten Möglichkeiten gelten. Entweder ist seine Frau so engelsrein wie ihre Schönheit (IV, 2, 35) und Jago ein rettungslos verdammter Verleumder (III, 3, 369 ff.) oder Jago ist sein wahrer Freund und ein ehrlicher Hasser moralischer Unreinheit (V, 2, 146, vgl. III, 3, 241, 257), sie hingegen eine höllisch-falsche und der Hölle verfallene Dirne (IV, 1, 189; V, 2, 128). Nun liegt die Aufgabe tatsächlich so, daß ihre Vereinfachung zu dieser scharf gespitzten Antithese nichts anderes bei Seite läßt als die kleinen Ungeschicklichkeiten, die Desdemona in bester Absicht aus kindlicher Unerfahrenheit begeht. Mit der Stilisierung, die er seinem Problem gibt, scheint sich

demnach Othello die richtige Lösung nur zu erleichtern. Warum er nichtsdestoweniger nach der falschen greift und dem tückischen Lügner Glauben schenkt, werden wir von Grund aus erst dann verstehen, bis uns sein Verhältnis zu Desdemona klar ist. Aber müßte er denn überhaupt dulden, daß ihre Tugend bezweifelt wird? Nein, Jagos unbewiesenen Verdacht schlankweg abzuweisen, böte sicher keine Schwierigkeit. Trotzdem bringt es der Mohr nicht zuwege und das ergibt für uns ein neues „Warum“.

XII. Die Flucht vor dem bösen Schein.

Wir sollen Othellos Wehrlosigkeit gegen Jagos Einflüsterungen verständlich machen. Für den Zweck dürfte es sich empfehlen, zunächst die Klagen zu beachten, mit denen er dem Ohrenbläser von dem Gelingen seiner List willkommene Kunde gibt. Da heißt es, daß sein Name, der bisher glänzend rein war wie Dianens Antlitz, jetzt schwarz sei wie sein eigenes Gesicht. Wer nichts weiter hört, möchte glauben, Desdemona wäre längst der Untreue überwiesen. Indes folgt erst diesem hoffnungslosen Wehruf der dringende Wunsch: „O wär' ich überzeugt!“ (III, 3, 391). Wie vertragen sich die beiden Gedanken? Auf den ersten Blick eben gar nicht. Erst bei näherer Prüfung wird ein ursächlicher Zusammenhang erkennbar. Um den Glanz seines Namens zu bangen, hat nämlich Othello wirklich Grund, sobald Jago auch nur mit ganz unbestimmten Bedenken heranrückt. Denn Desdemona mag in Wahrheit noch so rein sein und Jagos Mißtrauen noch so grundlos, den Makel, den ein Freund sieht, weil er ihn fürchtet¹²⁵, werden auch die erblicken, die dergleichen herbei sehnen, weil sie niedrige Widersacher sind und doch bisher nicht einmal einen Vorwand hatten, den reinen Ruf des verhaßten Schwarzen zu besudeln (vgl. I, 3, 275 ff.).

Daß aber der Mohr mit seiner Besorgnis gleich bis ans äußerste Ende geht und nach künftigen Kränkungen ängstlich tastend, das Urteil der bösen Welt restlos vorweg nimmt, erklärt sich aus der Art, wie ihn Jago seiner sichern Ruhe entriß. Auf die Täuschung verwies er, die Desdemona in jungen Jahren an ihrem Vater verübte und kennzeichnet sie damit als ein schlaues Weib, das ebensogut ihren Gatten hintergehen könnte (III, 3, 206 f.). Daß schon der betrogene Vater den Einfall hatte, dem verhaßten Schwiegersohn höhnisch scharfäugige Wachsamkeit zu empfehlen (I, 3, 294 f.), läßt er unerwähnt, wiewohl die Äußerung in seiner Gegenwart fiel. Aber Othello selbst muß die Übereinstimmung des boshaften mit dem teilnahmsvollen Warner bemerken und daraus schließen, daß Gegner und Anhänger gleichermaßen von seiner Ehe nichts Gutes erwarten und daher Desdemona unter allen Umständen eine schwere Gefährdung seiner Ehre bedeutet.

Allein, was hilft es, wenn er unter dem ersten Eindruck der aufreizenden Reden Jagos sich selber vorwurfsvoll fragt: „Wozu habe ich mich vermählt?“ (a. a. O. 242). Ein Held wie er weiß ebensogut wie der ritterliche Troilus, der die Frage grundsätzlich erörtert (II, 2, 61 ff.), daß ihm die Ehre nicht erlaubt, eine Frau, die er nach seinem Willen gewählt hat, bloß deshalb aufzugeben, weil eben dieser Wille nachträglich die eigene Wahl bereut. Demnach steckt er in einer Klemme, der zu entrinnen vom Ehrenstandpunkt zugleich geboten und verpönt ist. Nur eine Möglichkeit loszukommen bleibt ihm offen. Er muß den bösen Schein, der auf ihm lasten wird, solange ein Weib wie Desdemona an seiner Seite steht, einmal als Wirklichkeit behandeln, indem er seine Gattin für treulos erklärt. Fraglich ist bloß, ob er sich auf diese Weise befreien kann und will. Miteinander hängen die beiden Bedingungen offenbar so zusammen, daß in der zweiten die Voraussetzung liegt, unter der die

erste zur Erfüllung kommt. Geht nämlich Othello ernstlich darauf aus, Desdemona zu verdammen, so kann er es auch durchsetzen. Aber er würde in seinen eigenen Augen partiisch sein und daher keine feste Überzeugung von ihrer Schuld gewinnen, wenn er sich gestünde, er wolle überzeugt sein¹²⁶. Hingegen ist der Zweck mit einer unbewußten Voreingenommenheit¹²⁷ wohl erreichbar. Das also wäre die Form, die sein Willen annehmen müßte, damit die beabsichtigte Wirkung eintritt.

Zuviel Raffinement hätten wir damit dem Mohren nicht zugemutet, da er, um sich den letzten Schritt, den Übergang vom Mordplan zur Mordtat, abzuringen, eine noch viel feinere, ja geradezu „höllisch“ schlaue Selbsttäuschung zustandebringt. Was aber jene „unbewußte Voreingenommenheit“ betrifft, von der wir bisher nur hypothetisch sprachen, so dürfen wir immer noch unter demselben Vorbehalt behaupten, daß sie keinesfalls eine Abneigung gegen Desdemonas Person sein kann, an der ja Othello bis zum Ende leidenschaftlich hängt (V, 2, 18), sondern nur eine ihm selbst verborgene Entschlossenheit, den Glauben an ihre Treue aufzugeben. Und nun beachte man, wie gut dieser Begriff sein ganzes Benehmen gegen ihren Verleumder erklärt. Weit entfernt, dessen Anwürfe sei es unverschämt, sei es abgeschmackt zu finden oder durch Gegen Gründe zu entkräften¹²⁸, liefert er ihm selbst das Stichwort zu einem Verdachtsmoment¹²⁹, ja er befiehlt ihm, klare Schuldbeweise herbeizuschaffen, und gibt der Forderung, weil sie nicht rasch genug erfüllt wird, durch Drohworte und Tätlichkeiten solchen Nachdruck, daß Jagos entscheidende Aussagen erpreßten Geständnissen bedenklich ähneln.

All das zeigt wohl klar, daß hier in der Tat ein Tendenzprozeß geführt wird. Dessenungeachtet fällt es uns noch immer schwer zu glauben, Othello leugne geflissentlich

Desdemonas standhafte Liebe, weil einer so beglückend schönen Wirklichkeit der allerflüchtigste böse Schein widerspricht. Aber ist es weniger widersinnig, wenn er die schlimmste Wirklichkeit in Kauf nimmt, um dafür den schönen Schein einzutauschen. Und das tut er doch sicher da, wo er sich anschiekt, in der Rolle des himmlisch erhabenen Richters einen grausamen Mord zu begehen. Dient er nun in dem einen Fall dem Schein, so kann er es ebensogut in dem andern¹³⁰. Unmöglich wäre es ihm ja nur, wenn er an der Wahrheit, weil sie wahr ist, sein Genügen zu finden wüßte. Davon ist er aber so weit entfernt, daß er eingestandenermaßen das ruhige Dahindämmern in einer großen Täuschung für besser hält als das quälende Bemühen um die Ergänzung einer unvollständigen Erkenntnis (III, 3, 335 ff.). Und nicht bloß die Pein des Suchens, auch der Schmerz, den der Besitz der Wahrheit erregen kann, macht ihm bange und weckt ein Widerstreben, dessen Stärke er durch eine Art Gedankenexperiment bestimmt. Indem er nämlich den Fall setzt, sein Weib hätte mit dem ganzen Heer gebuhlt und er allein wüßte nichts von dieser Entweihung ihrer Schönheit, prüft er, ob ihm unter den Umständen eine Aufklärung erwünscht wäre und findet, selbst das Glück, das auf solcher Ahnungslosigkeit beruht, sei noch wert, von dem zerstörenden Zusammenstoß mit der harten Wirklichkeit geschützt zu werden (a. a. O. 338).

Demnach beherrscht ihn der Wille zum Schein so unbedingt, daß es ihm vollkommen genügt, wenn er nur vor sich selbst den Schein wahrte. Eben das muß aber in dem Augenblick aufhören, wo er merkt, daß Andere sein Ich anders sehen als er. Wenn also ein Verdacht gegen seine Hausehre, den schon sein Todfeind Brabantio geäußert hat, bei seinem Vertrauten Jago wieder auftaucht und damit zeigt, daß er nah genug liegt, sich allenthalben zu

regen und zu verbreiten, dann mag er noch so irrig, ja wesenlos sein — Othello, der sich auch über die schwerwiegendsten Tatsachen gerne hinwegtäuschen ließe, wird diesen Schatten nicht überspringen.

XIII. Mißtrauen gegen das eigene Urteil.

Damit er aber auf keinen Fall entkomme, stützt Jago, der schlaue Seelenfänger, die schrecklichen Befürchtungen für Desdemonas Treue, die er bei ihm weckt, auf kränkende Zweifel an seiner Urteilsfähigkeit und die wieder auf die beschämende Mahnung, daß er, ein Mann, der alles tat, um ein vollwertiger Bürger Venedigs zu werden, doch nur ein Fremder sei und daher der Verstellungskunst einer echten Venezianerin keineswegs gewachsen (III, 3, 201 ff.). Überdies fehle ihm nicht bloß das natürliche Verständnis für die Wesensart der Landeskinder, vielmehr leide er auch an jener Weltfremdheit, mit der unverdorbene Unschuld allenthalben ihresgleichen zu finden glaubt (a. a. O. 199 f.).

Das klingt nach Schmeichelei und hilft, wie wir später zeigen werden, dem Mohren wirklich, sein schwer bedrängtes Selbstgefühl zu heben. Zugleich trifft ihn aber doch wieder ein Stich, und auch der verwundet eine empfindliche Stelle: Gerade er, den schon seine schwarze Haut schlimmen Verkennungen aussetzt, begreift ja aus persönlichster Erfahrung die Wichtigkeit der Aufgabe, zwischen Außen- und Innenseite des Menschen scharf zu sondern und versucht demgemäß ernstlich, den echten Biedermann, dem sich eine schmerzliche Wahrheit schwer und langsam vom Herzen ringt und den schurkischen Heuchler, der ihm dieses Gebahren abguckt, richtig auseinanderzuhalten oder die harmlose Lebensfreude einer ehrbaren Frau von der Zügellosigkeit einer lasterhaften reinlich zu scheiden (III, 3, 118 ff., 183 ff.). Wenn ihm nun Jago zu verstehen

gibt, daß er solche Aufgaben nicht lösen könne, da ihm die rechte Weltläufigkeit versagt sei, so muß er wenigstens stillschweigend beipflichten. Hat er doch eben diesen Mangel schon an höchster Stelle, vor dem Senat Venedigs, und dort sogar freiwillig bekannt. Als er sich nämlich gegen Brabantios Klagen zu verteidigen hatte, verwies er in der Einleitung seiner Rede, um ihre Armut zu entschuldigen, auf seine Unerfahrenheit in allem, was nicht streng zum Kriegsdienst und Lagerleben gehöre (I, 3, 81 ff.).

Daß aber Othello innerlich keineswegs gleichgültig bleibt, während er sich ohne ein Wort der Widerrede die Menschenkenntnis absprechen läßt, dafür zeugt das unmittelbar folgende Selbstgespräch, worin er seinem Warner genau den Vorzug zuerkennt, den dieser bei ihm vermißt, nämlich die wissende Tugend, die selbst die rechte Bahn geht, aber auch die Irrwege kennt, auf denen das Laster wandelt (III, 3, 259, vgl. IV, 1, 75). Nach all der Demütigung ist natürlich der Mohr nur zu geneigt, in der Beurteilung von Menschen, besonders wenn sie aus Venedig stammen, dem eigenen Blick zu mißtrauen und Jago als Autorität anzuerkennen.

Trotzdem wird er keineswegs ein blindes Werkzeug in der Hand seines Vertrauten. Der würde ja, könnte er ganz nach Belieben schalten, Desdemona gar nicht töten, sondern zur Dienerin seiner eigenen Lust erniedrigen (II, 1, 303). Am wenigsten ließe er sie so rasch der Eifersucht ihres Gatten zum Opfer fallen. Hat nämlich diese Leidenschaft ihren Gegenstand vernichtet, dann ist sie selbst zu Ende. Soll sie sich auswirken, so muß sie länger dauern. Gilt sie ihm doch für ein brennendes Gift, das jeden, der arglos davon kostet, um den Schlaf bringt, auch wenn er sich mit den stärksten Schlummersäften zu betäuben sucht (IV, 1, 45, III, 3, 326 ff., 331 ff., vgl. II, 1, 323)¹³¹. Zielbewußter und sachlicher, als hier die

mähliche Vergiftung einer Seele betrieben wird, kann kein Giftmischer das leibliche Leben unterwühlen¹³². Nur Cymbelins zweite Frau, die „Königin“, ist ebenso wissenschaftlich bemüht um ihre tödlichen Arzneien (I, 6, 10 ff., V, 5, 49 ff.). Wenn nun Jagos Mittel bei Othello über alle Erwartung schnell und heftig wirkt, so liegt der Grund in der individuellen Eigenart seines Falles.

XIV. Kein unmännliches Schwanken!

Othello ist nicht der Mensch, der still hält, wenn man ihn quält, und werden ihm gar die Qualen des Zweifels zudedacht, dann verliert er vollends die Geduld.

Deshalb hat er ja schon das Strafverfahren gegen Cassio, das nicht einmal eine persönliche, sondern eine dienstliche Angelegenheit war, dermaßen beschleunigt, daß man schon von Übereilung sprechen muß. Denn mag auch die Unvollständigkeit seiner Untersuchung nur von dem Unverständnis herrühren, das er dem Begriff der „Mitschuld“ entgegenbringt, und dieser Mangel eine Folge der Gewohnheit sein, in absoluten Gegensätzen zu denken, dennoch bleibt der Eindruck, daß er vorschnelle Justiz übt, und leicht läßt er sich auch zur vollen Klarheit erheben. Man überlege nur, daß im Grunde alles, was der Augenblick verlangt, getan ist, sobald das scharfe Befehlswort des Generals dem Tumult auf der Schloßwache ein Ende gemacht hat (II, 3, 166 ff.). Warum muß überdies dem Leutnant Cassio, der von Wein, Zorn, Schreck betäubt, kaum seiner Sinne mächtig ist, auf der Stelle der Prozeß gemacht werden, statt daß er Zeit bekommt, soviel Sammlung zu gewinnen, bis er wieder für verhandlungsfähig gelten kann? (II, 3, 191, 280 ff.). Sachlich läßt sich wohl solche Hast nicht begründen. Othellos auffälliges Drängen muß daher einem persönlichen Motiv entstammen. Offenbar

betätigt er schon hier den Grundsatz, den er sich dann für die Behandlung seiner Familiensache ausdrücklich zur Richtschnur nimmt: „Einmal im Zweifel sein, heißt entschlossen sein, ein- für allemal“ (III, 3, 179). Rasche Entschlüsse zu fassen, gehört demnach zu seiner Art. Sie braucht das auch. Denn sie ist heldenhaft und das Heldentum verpflichtet, langes Überlegen als unmännliche Schwäche und Verzagtheit¹³³ abzulehnen.

Nun kann aber eine Frage nur dann für rasch entschieden gelten, wenn ihr kaum, daß sie auftaucht, auch schon die endgültige Lösung folgt¹³⁴. Demgemäß verwahrt sich Othello aufs schärfste gegen launisches Schwanken, genau gesagt, gegen die Zumutung „den Veränderungen (changes) des Mondes immer zu folgen“ (a. a. O. 178). Der Ausdruck wurzelt offenbar in derselben Anschauung, aus der Kleopatra redet, wenn sie ihre unerschütterliche Entschlossenheit zum Selbstmord als Befreiung vom planetarischen Einfluß des flüchtigen Mondes hinstellt (V, 1, 237, vgl. Rom. u. Jul. II, 2, 108). Daß sie aber zugleich nichts mehr vom Weibe in sich fühlt, sondern vom Kopf bis zum Fuß marmorfest zu sein glaubt, und damit vermännlicht, hat auf den ersten Blick gar keinen Bezug zu Othellos Worten¹³⁵. Allein wir brauchen uns nur zu erinnern, daß er sein höchstes Ideal, ein ganzer Mann zu sein, als Positivum zur negativ bewerteten Weiblichkeit konstruiert und mit dergleichen Gegensätzen allenthalben zurechtzukommen sucht, dann fügt sich der Gedanke, den Kleopatra ausspricht, organisch in sein Denkkonzept. Offenbar findet er, wo immer ihn das Leben vor eine Aufgabe stellt, keine anderen Möglichkeiten als unschlüssiges Zaudern oder rasch fertige Entschlossenheit und sieht diese Extreme genau so unvermittelt aneinanderstoßen, wie mondwendische Weibschwäche¹³⁶ und felsenfeste Manneskraft. Darum behandelt er den Prozeß des Cassio, eine Angelegenheit, bei der Ehre

und Zukunft eines hochverdienten Freundes auf dem Spiele stehen, in einer Art, wie wenn es nur darauf ankäme, sich selbst als tatfrohen Mann zu erweisen.

Indes sind nicht bei jedem Beschluß, den ein Held zu fassen hat, die Umstände derart, daß es genügt, dem Vorwurf der Unentschlossenheit vorzubeugen. Es kann auch Abwehr einer schon erlittenen Kränkung nötig werden. Tritt der Fall ein, für unseren Helden ist er durch Jago's peinliches Mißtrauen gegen die Treue seiner Gattin schon gegeben, dann heißt es nicht mehr frischweg mit freiem Schritt an die Entscheidung herangehen, sondern losbrechen zur rächenden Tat, unaufhaltsam wie die Flut des Pontus, die vorwärts und immer nur vorwärts in die Propontis stürmt (III, 3, 455 ff.). Durch einen bescheidenen Hinweis auf die Möglichkeit einer Sinnesänderung von Jago noch mehr gereizt, wagt Othello sogar, die Festigkeit seiner mörderischen Absicht durch einen feierlichen Racheschwur zu bekräftigen (461 ff.)¹³⁷. Nachher überkommt ihn freilich ein inneres Widerstreben. Aber er drosselt es so gewaltsam, daß es sich nur in halben Maßregeln äußert.

XV. Heimlicher Rückzug.

Zu einer regelrechten Verteidigung gibt er Desdemona keine Gelegenheit und vermeidet es ängstlich, sein vorschnell ohne Verhör gefälltes Urteil sachgemäß zu überprüfen. Nur die Exekution verzögert er, sucht inzwischen die fehlenden Schuldbeweise aufzutreiben und unternimmt schließlich einen schüchternen Versuch, Gnade für Recht walten zu lassen. Das Zaudern beginnt naturgemäß beim ersten Schritt, mit dem er an den Vollzug der Strafe herangeht. Zwar setzt er eine mit drei Tagen knapp genug bemessene Frist, aber bezeichnenderweise nur für die Justifizierung des vermeintlichen Ehebrechers Cassio, die er Jago über-

läßt (a. a. O. 473). Desdemonas Tod, der sein eigenes Werk sein soll, bindet er an keinen festen Termin, sondern an eine Bedingung, die zu erfüllen oder für erfüllt zu halten, nur bei ihm steht. Zunächst will er nämlich ein schnelles Todesmittel beschaffen (477). Mithin glaubt er, Desdemona nicht töten zu können, bevor er das gefunden hat. Um so mehr wäre er von seinem Standpunkte verpflichtet, es aufs eifrigste zu suchen. Und was tut er wirklich? Darüber belehrt uns die übernächste Szene. Hier fabelt Jago von einem Geständnis, das ihm Cassio gemacht habe. Sodann setzt er ein Gaukelspiel ins Werk, bei dem der Mohr aus Cassios eigenem Munde zu hören glaubt, Desdemona sei seine Buhle. Jetzt ist seine eifersüchtige Wut natürlich von neuem und in erhöhtem Maße gereizt. Die Rache gier treibt ihn ungestüm vorwärts. Augenblicklich spricht er wieder von dem Todesmittel, aber in einer Art, als wäre davon zwischen ihm und Jago noch gar nie die Rede gewesen. Demnach hat er diese Frage, die er am Eingang seines Weges zur Tat aufwarf, nicht bloß keinen Schritt weiter gebracht, sondern sogar völlig ruhen lassen (III, 4, 215).

Ein Zurückweichen vor dem Morde kommt hier deutlich genug zum Ausdruck. Jago hat das auch bemerkt und wußte demgemäß zu handeln. Statt mit Vorschlägen, auf welche Weise Othello seine Gattin töten solle, nahte er ihm mit neuen und entscheidenden Beweisen, daß sie des Todes schuldig sei. Und welche Wirkung übt das auf den Mohren? Ohne weitere Überlegung beschließt er jetzt, nur noch die Nacht abzuwarten und dann Desdemona umzubringen. Im Augenblicke, wo er dem Morde innerlich näher rückt, löst er also das „Wann?“ aus seiner hemmenden Abhängigkeit vom „Wie?“ und weist es an den frühesten Zeitpunkt, der dafür überhaupt in Betracht kommt. Um so klarer ist es, daß er bisher unter dem Vorwande, zur Exekution zu rüsten, den Zweck verfolgte, sie aufzuhalten.

Der Eindruck gewinnt noch an Bestimmtheit, wenn wir beachten, daß Othello die selbst geschaffene Verzögerung dazu verwendet, Jagos Anklage wenigstens in einem Hauptpunkte selbständig zu überprüfen. Er fragt nämlich seine Gattin um das Taschentuch, das sie Cassio angeblich geschenkt hat (III, 4). So notwendig diese Vorsicht vor der Urteilsfällung gewesen wäre, nachher hat sie keinen sachlichen Wert, sondern entspricht nur einem persönlichen Bedürfnis des Mohren, der sich offenbar vergewissern möchte, daß er auf dem rechten Wege sei. Dessen ist er also noch gar nicht so sicher. Der inneren Unsicherheit entspringt nun einerseits das verspätete Forschen, andererseits sein heimliches Zaudern.

Von den beiden Symptomen verschwindet das zweite, sobald sich Othello vornimmt, seine Gattin den nächsten Morgen nicht mehr erleben zu lassen. Immerhin trennen ihn auch in dem Moment von der Ausführung seines Beschlusses wenigstens ein paar Stunden, eine allerletzte Frist, über die er in irgendeiner Art hinwegkommen muß. Und was macht er? Erst unterwirft er Emilie, Desdemonas Kammerzofe, dann sie selbst einem scharfen Verhör, recht wie ein Untersuchungsrichter, der Verdachtsgründe sammelt und womöglich ein Geständnis zu erlangen sucht (IV, 2). Dabei hat er seinem Weibe schon zum zweitenmale das Todesurteil gesprochen, den Vollzug in allen Einzelheiten geregelt und sich bereit erklärt, selbst Hand an sie zu legen. Im Vergleich zu der Befragung Desdemonas über den Verbleib ihres Taschentuchs ist demnach dieses Verhör noch viel widersinniger. Daß er es trotzdem veranstaltet, zeigt, wie mit dem Näherrücken der Entscheidung auch seine Unsicherheit zunimmt und das Bedürfnis, ihrer Herr zu werden.

Zu demselben Schluß führt ein zweiter Widerspruch, in den er mit sich selbst gerät: Voll grimmen Eifers hat er

schon bei Desdemona die feste Überzeugung gewonnen, daß sie sein Brautgeschenk, das maurische Taschentuch, das Jago in Cassios Hand gesehen haben will, wirklich nicht mehr besitzt. Und wenn sie wenigstens den Mut hätte, den Verlust offen zu bekennen! Statt dessen leugnet sie hartnäckig, verrät sich aber beständig durch ihre Ängstlichkeit. Selbstverständlich verstärkt ein so widerspruchsvolles Gebahren Othellos Mißtrauen beträchtlich. Noch schlimmer wirkt ihre kindisch trotzige Ablehnung seiner stürmischen Mahnungen, ihm das Liebespfand, für das er fürchtet, doch endlich vorzuzeigen. Bei sich, entgegnet sie, trage sie es nicht, aber holen könnte sie es, wenn sie wollte, nur wolle sie eben nicht, denn jetzt habe sie mit ihm über Cassio zu reden. Mit diesem verzweifelten Versuch, dem Gespräch eine erwünschte Wendung zu geben, verdirbt sie ihre Sache vollends. Denn, daß sie vom Taschentuch auf Cassio zu sprechen kommt, klingt wohl in seinen Ohren wie eine ungewollte Andeutung, bei wem er finden würde, was er vergeblich bei ihr sucht. Aus all dem einen entscheidenden Schluß zu ziehen, läge nun nahe genug. Doch tut er nichts dergleichen, sondern überläßt es Jago, in der nächsten Unterredung, die er mit ihm hat, wiederum ein Wort und gleich noch eins über das „verschenkte Taschentuch“ hinzuwerfen (IV, 1, 10 ff., 18). Und nun gesteht Othello ganz offen: „Beim Himmel, gern, sehr gern hätt' ich's vergessen¹³⁸. Du sagst es. O, es kommt über mein Gedächtnis, wie Raben über ein verpestetes Haus kommen und es für alle bezeichnen. Er hat mein Taschentuch“ (19 ff.).

Wie verträgt sich der hier mächtig hervorbrechende Wunsch, das stärkste Anzeichen der Untreue Desdemonas in Vergessenheit ruhen zu lassen, mit der früher beobachteten Neigung, sie jedenfalls schuldig zu finden? Der Widerspruch ist zu offenkundig, als daß man auch nur versuchen könnte, ihn wegzuleugnen. Überraschen kann er

uns aber nicht, wenn wir uns erinnern, daß Othello schon unter dem ersten Eindruck der Verdächtigungen seiner Hausehre, die ihm Jago einblies, fast in einem Atem vollste Gewißheit dringend verlangte und die verlorene Arglosigkeit wehmütig zurückrief (III, 3, 338 ff. gegen 359 ff.). Jetzt hat sich dieser innere Widerstreit unvereinbarer Strebungen dermaßen verschärft, daß er ein- und dasselbe Beweismittel auf seine Zuverlässigkeit prüft und doch gleich darauf ins Dunkel des Unbewußten stößt¹³⁹. Da es ihm aber von Jago gegen seinen Willen ins Bewußtsein gehoben wird, und er überdies zu hören bekommt, Cassio rühme sich, Desdemona ganz besessen zu haben (IV, 1, 32 ff.), fällt er in Ohnmacht, setzt also an Stelle der wohltätigen Gedächtnisschwäche einen Zustand, der ihm ermöglicht, ein paar Augenblicke sich selbst und seine Not völlig zu vergessen¹⁴⁰.

XVI. Moralische und amoralische Bedenken.

Wir kennen jetzt die Hemmungen, die Othello auf dem Weg zur Tat sich selber schafft. Wie er dann zum endgültigen Entschluß und zu dessen Durchführung gelangt, wissen wir auch schon. Er bedarf dafür der Fiktion, nicht nach persönlichem Belieben, sondern von rein sachlicher Notwendigkeit geleitet zu handeln. Daß er mit all dem einen aufrichtigen Abscheu vor seinem grausam willkürlichen Verbrechen bekundet, ist klar und kommt uns gar nicht überraschend. Auch hat er die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung bisher nur einmal, und selbst da nur mit sanfter Gewalt durchbrochen. Denn, daß er Brabantio seiner Tochter beraubte, ist wohl unleugbar (I, 3, 44). Aber, daß sie ihm willig und gern zum Traualtar folgte, läßt sich ebensowenig bestreiten. Im übrigen setzte er sogar seinen Stolz darein, die Grenzen des Erlaubten nicht zu überschreiten und verpönt insbesondere eigenmächtige

Selbsthilfe. Greift dennoch einer seiner Untergebenen, wie Montano oder Cassio, für sich zum Schwert, dann rügt oder straft er ihn (II, 3, 171 ff.) und ziehen seine Leute seinetwegen blank, um ihn gegen Brabantios Anhang zu schirmen, so weist er sie mit gemessenem Befehl zur Ruhe (I, 2, 59).

In dem Falle könnte man freilich glauben, es gäbe für ihn keine andere Wahl, da er unter der strengen Kontrolle der Öffentlichkeit stehe. Indes folgt er hier mit seiner Entscheidung demselben Prinzip, zu dem er sich knapp vorher unter Umständen bekannt hat, in denen zweifellos eine schwere Versuchung lag, anders zu urteilen. Da erfuhr er nämlich von Jago im vertraulichen Zwiegespräch, wie hinter seinem Rücken von Brabantio oder Rodrigo, den Namen bekommen wir nicht zu hören, in gemeinen Ausdrücken über ihn geschimpft wurde (I, 2, 1 ff.). Der boshafte Zwischenträger tut sehr entrüstet und versichert heuchlerisch, neun- oder zehnmal sei ihm der Gedanke gekommen, den unverschämten Lästler mit einem wohlgezielten Stoß zwischen die Rippen abzutun. Daß er trotzdem an ihm nicht zum vorsätzlichen Mörder (contrived murder) wurde, erklärt er, ohne es deshalb gutzuheißen, aus der Überempfindlichkeit seines Gewissens, das ihm leider nur im Krieg gestatte, Menschen umzubringen. Aber, wenn er hoffte, seinem Zuhörer eine Äußerung der Zustimmung zu diesem greulichen Bedauern abzulocken, so sieht er sich getäuscht. Denn er bekommt die Antwort: „Es ist besser so.“ Daß diese knappe Abfertigung zugleich Othellos erstes Wort ist, erhöht natürlich ihr Gewicht. Am Beginn der Tragödie verwirft also „der Held“ grundsätzlich gerade das Verbrechen, das er im Zuge der tragischen Verwicklung, sogar zweifach, an seinem besten Freunde und an der eigenen Gattin, verüben wird.

Aber vielleicht liegt der schneidend scharfe Widerspruch

zwischen jenem Ende und diesem Anfang bloß an der Oberfläche, so daß er bei tieferer Betrachtung schwindet. Und in der Tat bezeugt schon Othellos „Es ist besser so“ im Grunde nur folgsame Unterordnung unter eine allgemein anerkannte Norm. Ein selbständiges sittliches Urteil könnte eine solche Kernfrage, wie die Heilighaltung des Menschenlebens, nicht mit der Sonderung des „Besseren“ vom Schlechten abtun, sondern würde geradewegs und bedingungslos „Gut“ und „Böse“ scheiden.

Noch dringender warnt uns aber vor einer Überschätzung seiner moralischen Bedenken gegen den Mord der auffällige Umstand, daß er die eine Hälfte seines Rachewerks, die Beseitigung eines bisher geliebten Freundes, ohne zu überlegen, ja ohne das geringste Bedauern anordnet (III, 3, 443, 473) und diesen Blutbefehl abzuändern nicht einen Augenblick in Erwägung zieht. Schwer fällt ihm nur aufs Herz, daß er Desdemona töten soll. Nur dies? Dann sieht er auch in ihr keineswegs den Nebenmenschen, der, mag er auch noch so wenig bedeuten, ein heiliges Recht auf sein Leben hat¹⁴¹, vielmehr betrachtet er sein Weib als köstliches Kleinod, dessen er sich nicht selbst berauben will, weil er stolz ist, es zu besitzen. Allein davon wird noch mehr zu reden sein, sobald der Ursprung seiner Liebe zu Desdemona in den Kreis unserer Betrachtung tritt. Jetzt wollen wir vorerst versuchen, zusammenzufassen und abzurunden, was an unserem Helden und seiner Eifersucht bereits verständlich ist.

XVII. Ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Othello, der Mohr, der unter den Weißen seiner Abkunft wegen Mißachtung zu befürchten hat, aber gerade deshalb ebensoviel, ja noch mehr gelten will, wie einer der Ihren, richtet sein ganzes Leben nach dem einen Ziel, seinen

Namen mit dem höchsten Glanz zu umgeben. So wird ihm neben allem anderen auch sein Eheglück zur Prestigefrage. Es kann daher nicht länger dauern, als er Desdemonas Treue für unbestritten hält, und das ist vorbei, sobald er bei Freund Jago denselben Argwohn findet, den schon der feindselige Brabantio aussprach. Angesichts dieser früh beginnenden Verschlechterung ihres Rufes, die bei Anhängern und Gegnern weiterzugreifen droht, wünscht Othello, ohne es zu wissen, seine Gattin möge einen bessern Ruf gar nicht verdienen. Denn nur in dem Fall darf er sie für die Schande, die ihr böser Leumund auch über ihn bringt, verantwortlich machen und durch die Strafe, die er an ihr vollzieht, sich selber reinigen. Doch braucht er; um ihr die Verantwortung aufzubinden, Beweise, daß sie ihn betrügt, und die suchen, heißt für ihn, einen Weg einschlagen, wo Selbstbeschmutzung unvermeidlich ist. Daher scheut er, ihn zu betreten¹⁴², obgleich am Ziele volle Wiederherstellung seiner früher makellosen Ehre lockend winkt. Demgemäß strebt er zwar vorwärts zum festen Glauben an Desdemonas Schuld, aber zugleich auch rückwärts zur ursprünglichen Ahnungslosigkeit. So gerät sein hochgespanntes Ehrgefühl mit sich selbst in einen Zwiespalt von ausgesuchter Schärfe.

Aber zu schaffen geben ihm auch andere Widersprüche derselben Art. Wenn er gleich bei seinem ersten Auftreten Jago anvertraut, daß er einem Königsgeschlecht entstamme, aber von seinen erlauchten Ahnen in der Öffentlichkeit nichts verlauten lasse, bis er wisse „daß Prahlen Ehre bringt“ (I, 2, 18 ff.), dann fühlen wir ihm bereitwillig nach, wie gerne er aus dem Stand des Abenteurers unbekannter Herkunft zurückfände zur angestammten Hoheit. Desto mehr nimmt es uns wunder, daß er sich noch immer nicht entschließt, den entscheidenden Schritt zu tun. Dem Senat ist er doch bereits „eins und alles“,

das Volk hofft eben jetzt von ihm allein Rettung aus schwerer Türkennot (I, 3, 221 ff.). Wer würde ihn also der Großsprecherei beschuldigen, wenn er, den eigene Kraft zum Paladin Venedigs emporhob, seine hohe Geburt zu verkünden für zeitgemäß fände. Und wo wäre eine solche Erklärung besser anzubringen als in der Senatssitzung, der er jetzt entgegenggeht? Hier soll ja entschieden werden, ob er mit gutem Gewissen eine der edelsten Venezianerinnen gegen den Willen ihres Vaters zum Weibe nehmen dürfe. Darum wäre es hier wohl am Platz, frei herauszusagen, daß er als Prinz aus königlichem Hause seiner Dame an Rang zumindest gleichsteht¹⁴³. Aber dieses Moment gibt er bloß seinem Fähnrich zu bedenken (I, 2, 21 f.), seinen Richtern verschweigt er es. Freilich entscheiden sie auch so zu seinen Gunsten und ihr Oberhaupt, der Doge, tut noch ein Übriges und versucht, den grimmig wütenden Brabantio über die Mißheirat seiner Tochter zu beruhigen (I, 3, 290). Doch an dem nächstliegenden und schlagendsten Argument, dem fürstlichen Geblüt des Mohren, muß er achtlos vorübergehen. Denn davon hat er selbst keine Ahnung. Aus all dem ergibt sich klar, daß Othello den Zeitpunkt, wo er sich zu seinem ererbten Adel nicht nur bekennen könnte, sondern sogar müßte, aus übertriebener Vorsicht verpaßt. Sein zaghaftes Zurückweichen vor der Öffentlichkeit ist aber offenbar nur der komplementäre Gegensatz zu seinem ungemessenen Verlangen nach vollkommener Wiederherstellung seiner ursprünglichen Herrlichkeit.

Dergleichen Gegensätze springen uns aber auch dort ins Auge, wo wir Othello im Kreise seiner Nächsten beobachten. Da behandelt er seinen Gehilfen, den Fähnrich Jago, einmal wie einen Sklaven, der beschimpft, ja handgreiflich mißhandelt werden darf (III, 3, 359 ff., 363 f., 367 ff.), ein andermal lobt er seine überlegene Weisheit (III, 3, 257 ff.,

IV, 1, 15) und nimmt von ihm gute Lehren und nützliche Winke mit der Fügsamkeit eines Kindes entgegen¹⁴⁴. Über Desdemona glaubt er ebenso frei verfügen zu können, wie über seinen Falken (III, 3, 260), gesteht ihr aber doch das Recht zu, auch einem Kaiser Befehle zu erteilen (IV, 1, 193 ff.), und geht für seine Person in der Liebesdemut bis zu dem Bekenntnis: „Dir versag’ ich nichts“ (III, 3, 83). So schwankt er im persönlichen Umgang zwischen dem Anspruch, die Menschen bedingungslos zu beherrschen, und der Bereitschaft, sich ihnen ebenso unbedingt zu unterwerfen. Auch hier spielt er eben bald den stolzen Prinzen, bald den überbescheidenen Niemand. Hinter all den großen Gegensätzen steht aber die eine große Antithese, aus der die ganze Entwicklung Othellos verständlich wurde, ein kindliches Gefühl der Minderwertigkeit, von dem er als Mohr unter Weißen bis in die späten Mannesjahre, ja bis an sein Ende nicht loskommt, und ein bis zur Gottähnlichkeit gesteigertes Persönlichkeitsideal, zu dem er sein gedrücktes Ich emporzuheben sucht.

Auf dieser Grundlage entsteht und entwickelt sich seine Liebe zu Desdemona, die letzte Vorbedingung seines tragischen Unterganges.

XVIII. Die Angst vor dem Ehejoch und die Verachtung der Frau.

Als ein rüstiger Mann, der sein Schwert mit tödlicher Sicherheit zu führen weiß (II, 3, 176, 209), und die Mühsal des Krieges nicht einmal als Belästigung empfindet (I, 3, 230), tritt Othello in die Ehe. Zu alt, ein Weib zu nehmen, ist er also noch nicht, doch könnte er es ebenso wenig verschieben, da sein Leben die Kammhöhe bereits überschritten hat und sich dem Tal der Jahre zuneigt (III, 3, 265). Kurz gesagt, Othello heiratet in dem Alter, wo die Frage, ledig bleiben oder nicht, unbedingt zur

Lösung kommen muß. So spät freien gewöhnlich nur Witwer, für Junggesellen ist es nicht mehr üblich. Mithin verletzt der Mohr schon in dem Punkt die für das Eheleben geltenden Gepflogenheiten.

Indes könnte gerade diese Regelwidrigkeit, von den anderen unabhängig, aus der Ungunst der Verhältnisse zu erklären sein. Seit früher Jugend hat er sich ja im Kriegslager und auf abenteuerlichen Fahrten umhergetrieben (I, 3, 83 ff.). Endlich verbringt er einmal sechs Monate friedlicher Muße in Venedig und sogleich lernt er Desdemona kennen und lieben. Dadurch entsteht der Eindruck, als hätte ihm vorher nur die rechte Gelegenheit gefehlt, eine passende Lebensgefährtin zu finden.

In Wahrheit wollte er es aber gar nicht anders. Denn über alles liebte er seine unbehauste Freiheit (I, 2, 26 ff.). Ihr hatte er ja schon gehuldigt, als er mit 7 Jahren zum ersten Male ins Feld zog. Und wenn er als zarter Knabe so leicht dem Behagen eines fürstlichen Elternhauses entsagte, wie konnte er als reifer Mann nach der Würde des Hausvaters und Eneherrn Verlangen tragen? Nein, unter diesen Umständen lag es für ihn weit näher, die Ehe als eine Art Klausur zu scheuen (I, 2, 24 ff.)¹⁴⁵.

Neben der äußeren Beschränkung sieht er aber in ihr auch die Gefahr einer inneren Einbuße¹⁴⁶. Bedroht erscheint ihm nämlich seine Tatkraft und zwar um so mehr, als er sich einer Sinnlichkeit bewußt ist, die ihn zu Sünden des Blutes fortreißt (I, 3, 122 f.)¹⁴⁷. Wie, wenn er von den Reizen eines Weibes gefangen und geblendet, hier gleich einem Falken so zahm würde, daß er sein rauhes Kriegerturn vergäße (I, 3, 270)? Dieser Furcht hält die Verachtung, mit der er auf die Frau, die heikle Puppe, herabsieht¹⁴⁸, nur scheinbar die Wage. Tatsächlich wirken Ängstlichkeit und Geringschätzung nicht gegen, sondern mit einander. Unter dem doppelten Antrieb, den sie ihm geben, zieht sich Othello

vor dem anderen Geschlecht auf das eigene Selbst zurück. Für einen um seine Männlichkeit eifersüchtig besorgten Krieger ist das so charakteristisch¹⁴⁹, daß ein Bramarbas, wie Parolles, der seine Feigheit hinter übertapferen Reden verbirgt, auch diese Seite des Heldentums bis zur Lächerlichkeit übertreibt (Ende gut, alles gut II, 3, 294 ff, 315 f.)¹⁵⁰.

Ein humoristischer, aber wahrhaft ritterlicher Vertreter desselben Typus ist Benedikt aus „Viel Lärm um Nichts“, der kein Weib zu lieben, sondern dem ganzen Geschlecht ein offener Feind zu sein bekennt^{150a}. Ihm ähnelt wieder Valentin, der eine der beiden Edelleute von Verona. In der Wahl seines Lebensziels und des Weges, auf dem er es erreichen möchte, gleicht er Othello. Denn er jagt nach Ehre und strebt in die wunderreiche Ferne (I, 1, 63 u. 5 f.), während er für die Liebeshörigkeit, die seinen Freund Proteus an die Heimat bindet, nur Spott übrig hat (a. a. O. 38). Freilich kommt er dann selber nicht weiter als bis Mailand. Denn hier verschaut er sich in die Tochter des Herzogs, gewinnt ihre Gegenliebe, fällt aber dafür bei ihrem Vater aus höchster Gunst in tiefste Ungnade. Ihm gilt er jetzt als frecher Eindringling, ja sogar als niederer Sklave (III, 1, 157). Die beiden Männer stehen demnach zu einander ungefähr so wie Brabantio zu Othello und daß der venezianische Magnifico von seinem schwarzen Tochtersmann als einem Sklaven spricht, vermehrt die Übereinstimmung. Darum scheint es zweckmäßig, auch die anderen Schmähungen zu beachten, die der Herzog dem ungebeten Freier seiner Silvia entgegenschleudert.

XIX. Der Liebesehrgeiz.

„Ein Phaëthon, der sich vermißt, den Sonnenwagen zu besteigen, und ein Mensch, der nach den Sternen greift,

weil sie ihn bescheiden“ (a. a. O. 153). So metaphorisch verblühten Tadel bekommt Othello nicht zu hören, aber eine nachweisbare Beziehung besteht doch zwischen der Tatsache, die er durch seine Liebeswahl schafft, und den Gleichnisreden, mit denen Valentin traktiert wird. Was diese so scharf beleuchten, das kecke Hinauslangen über die Schranken, die durch die Verschiedenheit der Abstammung zwischen den Menschen gezogen sind, davon handelt auch die Komödie „Ende gut, alles gut,“ wo Helena, trotz ihrer schlicht bürgerlichen Herkunft, Bertram, den Grafen von Roussillon, zum Gatten haben möchte. Die Berechtigung eines solchen Begehrens zu prüfen, bleibt hier der Selbstbetrachtung der liebenden Seele überlassen. Aber das Urteil lautet doch genau so, wie das des Herzogs über Valentin. Helena gesteht sich nämlich, daß der glänzende Kavalier für sie genau so unerreichbar sei wie ein Stern (I, 1, 97)¹⁵¹. Nur irgend einer — nein, ihr schwärmerischer Blick sieht den Geliebten so herrlich wie der Sterne größten und schönsten, die lichte Sonne. Darum blickt sie zu ihm empor, anbetend wie der Inder, der in frommem Wahn befangen, seine Verehrung¹⁵² der Tagesleuchte zollt (I, 3, 212 f.).

Derselbe Kult ist für Biron in „Verlorene Liebesmüh“ ein Gleichnis der andächtigen Gefühle, die er und seine Freunde für ihre Gäste, die schönen Damen aus Frankreich, hegen. Zweimal gebraucht er dieses Bild (IV, 3, 221 ff., V, 2, 203), aber das zweite Mal nennt er statt der rohen, wilden Inder schlechtweg Wilde und das mit gutem Grund. Vor der Sonne beugen sich ja auch andere Barbaren, vor allem ihr dunkel livriertes Dienervolk, die Äthiopen (Kaufmann von Venedig II, 1, 1 ff.). Einen solchen Sonnenanbeter läßt im „Perikles“ ein Ritter aus Sparta als Wahrzeichen seiner Liebe zu der erlauchten Prinzessin Thaisa von Pentapolis auf seinen Turnierschild malen. Was

der Mohr bedeutet, zeigt seine nach der Sonne greifende Hand und die Beischrift: „Lux tua vita mihi“ (II, 2, 18 f.)¹⁵³. Das Pathos der Distanz und das Gefühl schlechterer Abhängigkeit sprechen deutlich aus diesem redenden Bilde. Fragen wir nun, wie es zur körperlichen Wirklichkeit werden und dabei doch ein durchsichtiges Symbol bleiben könnte, so fällt unser Blick auf Othello, den schwarzen Verehrer der lichten Desdemona, den ihre himmlische Schönheit unwiderstehlich anzieht, obgleich er in ihrem Strahl noch schwärzer erscheint als sonst¹⁵⁴. Demnach gehört dieser echte Sohn des Sonnenlandes (III, 4, 31 ff.) neben jenen verliebten Ritter, der sich in einen äthiopischen Sonnenanbeter verwandelt fühlt. Neben dem stehen wieder Helena und Valentin, die gleichfalls Sonne und Sterne vom Liebeshimmel herabholen möchten. Auch mit denen ist demnach Othello innerlich verwandt.

Bedeutsam wird aber diese Beziehung erst, wenn wir begriffen haben, warum jene beiden so hoch hinaus wollen. Helena ist das einzige Kind eines großen und berühmten Arztes. Daraus erwächst ihr die Verpflichtung, das väterliche Ansehen zu wahren (I, 1, 19 ff.). Schon für einen Sohn wäre das mehr als schwierig. Wie erst für sie, das ungelehrte Mädchen. Aber die Größe der Aufgabe schreckt sie nicht, sondern weckt bei ihr den Ehrgeiz. Selbstverständlich geht sie darum doch keinen anderen Weg als den, der für ihr Geschlecht der einzig gangbare ist. Auch sie strebt nach der Ehe. Aber, daß sie sich gerade in den Sohn ihrer Gebieterin verliebt, erklärt sie selbst für Ehrgeiz (I, 1, 102)¹⁵⁵.

Die Beichte, die sie vor ihrem Gewissen ablegt, läßt sich auch für das Verständnis Valentins verwerten. Ehrgeizig ist er ja seit jeher. Darum braucht er, um sich zu verlieben, nur zu merken, wieviel Ehre durch Liebe zu gewinnen ist, zumal, wenn es gelingt, als schlichter Edel-

mann, einem rangstolzen Fürsten zum Trotze, dessen reizende Tochter im siegreichen Wettbewerb mit einem reichen Dummkopf zu erobern (II, 4, 174 ff.)¹⁵⁶.

In dieser Art, nur noch weit stärker, wird Othello durch die Aufgabe, Desdemona zu gewinnen, herausgefordert. Da ihr Vater in Venedig kaum weniger als der Doge gilt (I, 2, 11 ff.), steht sie selbst an Vornehmheit höchstens des Dogen Tochter nach. Auch hat sie als einziges Kind eines so großen Herrn die Anwartschaft auf gewaltigen Reichtum¹⁵⁷. Außerdem ist sie engelhaft (IV, 2, 34) schön, sanft und sittsam (I, 2, 66, I, 3, 93), aber nichtsdestoweniger in der Unterhaltung voll geistreicher Einfälle (III, 3, 185), dazu eine Meisterin des Gesanges (IV, 1, 197), kurz alle Vorzüge, die ein Ehefeind wie Benedikt in „Viel Lärm um Nichts“ von seiner Zukünftigen verlangt, um sie zu einem luftigen Ideal zu verflüchtigen (II, 3, 29 ff.), bei Desdemona sind sie tatsächlich vereint, ja sie übertrifft sogar diese geflissentlich bis zur Unerfüllbarkeit gesteigerten Ansprüche, da sie sich auch im Tanz (III, 3, 185) und in der Nadelkunst hervortut (IV, 1, 197). Daß ein solches Mädchen von den feinsten Junkern Venedigs, den Lieblingen der Gesellschaft, umschwärmt wird (I, 2, 67), ist nur selbstverständlich. Wenn sie nun nicht einmal solche Bewerber annimmt, weil sie die Liebe grundsätzlich verschmäht, welche Aussicht hat dann Othello, der nicht mehr in der Blüte der Jahre steht, sondern schon zu altern beginnt, nicht aus bodenständigem Adel stammt, sondern einer fremden Welt und mißachteten Rasse angehört, auch nicht den Vorteil hat, für schön zu gelten, sondern von einem gehässigen Gegner, wie Brabantio, ein Ding zum Entsetzen genannt wird (I, 2, 71 f.) und von Jago in aller Freundschaft zu hören bekommt, daß Desdemona bei seinem Anblick vor Furcht zu beben schien (III, 3, 207).

XX. Liebeshoheit und Menschenwert.

Ward je in solcher Laune ein Weib gefreit? Die berühmte Frage, mit der Richard III. seine erfolgreiche Werbung um Anna als einzigartigen Triumph hinstellt (I, 2, 229), scheint auch hier nicht unberechtigt. Freilich spricht dort einer, der seiner Erwählten erst den herrlichsten Gemahl, dann den liebreichen Schwiegervater gemordet hat. Daher entspringt der Widerwille, den Richard bei Anna zu überwinden hat, nicht bloß seiner Häßlichkeit, sondern auch seiner Blutschuld. Allein für einen Mann wie Othello, der nicht den Ehrgeiz des Verbrechers, sondern den des Ehrenmanns besitzt, ist es schon Aufgabe genug, ein Mädchen zu fesseln, das ihm zwar nicht mit wohlbegründetem Abscheu, aber doch mit unbestimmter Furcht entgegentritt, überdies allen Grund hätte, an seiner Ebenbürtigkeit zu zweifeln und wenn sie ihm schon ihre Neigung schenkt, beim Gedanken an ihren Vater erst recht zurückschrecken könnte (vgl. IV, 2, 125 ff.). Durch die Schwierigkeiten, denen sie Trotz bietet, ist daher Othellos Brautwahl mit der Richards wohl vergleichbar.

Die Übereinstimmung geht aber noch weiter. Othello selber glaubt, daß seine Persönlichkeit hinter Desdemona an Wert weit zurücksteht. Gleichgültig kann ihm das nicht sein. Es muß ihn entweder bedrücken oder erheben. Seine bündige Erklärung, daraus nicht die geringste Furcht zu schöpfen (III, 3, 187 ff.), schließt wenigstens bis zu dem Zeitpunkt, wo er sie abgibt, die erste der beiden Möglichkeiten aus¹⁵⁸. Es bleibt demnach nur die zweite: Othello ist stolz, daß Desdemona gerade ihn zum Gatten nahm, obgleich mit ihren vielbewunderten Vorzügen verglichen, sein Verdienst nur klein ist. Was er fühlt, ist also nah verwandt mit dem stürmischen Jubel, dem Richard freien Lauf läßt, wenn er ausruft: „Und doch sie zu gewinnen, die ganze Welt gegen nichts“ (K. R. III., I, 2, 239).

Gleich dem Krüppel möchte eben auch der Mohr sich und andere überzeugen, daß er Liebe wecken kann, wiewohl ihm selber Liebeshoheit fehlt (want love's majesty, Richard III. I, 1, 16). Damit aber der Beweis desto überzeugender wirke, wollte er ihn nur unter den schwersten Bedingungen führen. Infolgedessen drohte wieder die Gefahr eines Fehlschlages so nahe, daß Othello die Aufgabe, die rechte Braut zu finden, die längste Zeit gar nicht in Angriff nahm und der Wunsch, sich auch im Liebeskampf als großen Sieger zu zeigen, von dem entgegengesetzten Antrieb, der Furcht vor der Herrschermacht der Frau, niedergehalten wurde.

Doch kommt die böse Zeit heran, wo es ihm immer schwerer und schließlich ganz unmöglich werden muß, den Triumph des erhörten Freiers zu genießen. Jetzt gilt es rasche Eroberung oder Verzicht auf immer, und den zu leisten, kann er sich nicht entschließen. Denn was hier für ihn auf dem Spiel steht, ist ja kein Erfolg wie andere mehr¹⁵⁹, d. h. einer, den man eben nur mitnimmt, aber leicht mißt, wenn er gerade ausbleibt. Hier geht es um das Ziel seiner Lebensarbeit, die Anerkennung, daß er, obgleich ein Mohr, doch ein vollwertiger Mensch ist.

Ihn darüber zu beruhigen, genügt nämlich weder die pflichtgemäße Dienstfertigkeit und Ehrerbietung der Untergebenen noch die unbefangene Liebenswürdigkeit der Höheren und wäre sie auch so überaus herzlich und echter Liebe zum Verwechseln ähnlich, wie die Brabantios¹⁶⁰, der ihn zu Gaste lädt und für seine Lebensgeschichte reges Interesse bekundet (I, 3, 128 f.). Denn nicht einmal dergleichen Intimitäten brauchen bei einem berufsmäßigen Vertreter der Staatsraison mehr zu bedeuten als die Anerkennung der Unentbehrlichkeit eines Truppenführers, der sein schwieriges Geschäft so erfolgreich versieht wie Othello.

Ob diese streng sachliche Schätzung seines Nutzwertes zugleich als Hochachtung vor seinem persönlichen Eigen-

wert gelten kann, bleibt unentschieden und kann wohl überhaupt nirgends zum Ausdruck kommen, wo Beruf und Politik die lebenbeherrschenden Mächte sind. Aber so steht es ja nur in der Männerwelt. Die Frau, der das starke Geschlecht an seinem geschäftigen Treiben wenig Anteil gibt, ist an dessen Betrachtungsweise nicht gebunden. Unbeeinflusst von dem Gedanken, wofür ein Mann da oder dort verwendbar sei, kann sie sein eigenstes Wesen beurteilen¹⁶¹.

Beim Weibe muß sich daher Othello zur Geltung bringen, wenn er sicher sein will, nicht um Venedigs, sondern um seiner selbst willen geachtet zu werden. Und gerade das bietet ihm so schön, als er es nur wünschen kann, Desdemona, die Brabantios Tochter und doch von Politik ganz unberührt ist (vgl. ¹⁶¹). Sie, die alle Vorzüge der weißen Herrenrasse dermaßen in sich vereint, daß sie neben einem Kaiser liegen und ihm Befehle geben dürfte (IV, 1, 193), lauscht nicht bloß begierig, wenn Othello seine Erlebnisse erzählt, sondern seufzt, weint, klagt über die Leiden, die seine Jugend trafen (I, 3, 145 ff., 158, 161), und bekundet mit diesem Ausbruche innigen Mitgefühls (168)¹⁶², daß ihr der vielduldende Mohr als ein Wesen ihresgleichen gilt. Eben deshalb findet er schon in ihrem Mitleid Grund genug, sie zu lieben¹⁶³. Aber je leichter wir das begreifen, desto klarer wird uns auch, daß er die geliebte Frau vor allem als Bürgen des eigenen Wertes schätzt.

Allerdings widerspricht diesem Eindruck die schon erwähnte Tatsache, daß er gerade beim Vergleich mit ihrer Vollkommenheit sein eigenes Verdienst sehr klein sieht. Indes bedeutet der Abstand für ihn nichts weiter als einen Maßstab des Sieges, den er über alle besser ausgerüsteten Bewerber errungen hat. Wie Desdemona selbst zu ihm stehen soll, ist damit keineswegs entschieden, das entscheidet er in der Tat ganz anders.

XXI. Der angebetete Gatte.

Sie soll ihn nicht bloß durch ihr Mitleid zu sich hinanziehn, sondern sogar ehrfürchtig an ihm emporschaun, als sei er ein höheres Wesen. Demgemäß verstärkt er geflissentlich mit Hilfe seiner Erzählungen den Eindruck des Ungewöhnlichen, den schon seine äußere Erscheinung weckt, und schildert sich in seiner Selbstbiographie als einen jener fahrenden Ritter, die ansonst in der gemeinen Werktagswelt¹⁶⁴ nicht zu finden sind, sondern nur im alten romantischen Land, wo überirdisches Heldentum und dämonische Zaubermacht wetteifernd die Herrschaft führen. Unleugbar übt er damit auf Desdemona einen Einfluß, den ein abergläubischer Beobachter wie Brabantio von seinem Standpunkt richtig charakterisiert, wenn er ihn als Hexerei bezeichnet (I, 1, 172, 2, 63, 72, 3, 60 ff., 102 ff.). Denn das Mädchen wird in der Tat seinem gewohnten Lebenskreis entfremdet und in eine Welt der Wunder und Abenteuer verzückt. Voll sehnsüchtiger Bewunderung beugt sie sich jetzt vor Othellos Manneswürde, gibt ihm ihre Hingebung fast unverhüllt zu erkennen und nimmt das offene Geständnis seiner Liebe wohlgefällig entgegen (I, 3, 163 ff.).

Er hat gewonnen. Aber sein Sieg ist doch nur ein gelungener Handstreich auf ihre Phantasie^{164a}. Ihr Denken erhebt sich daher sogleich zum Gegenstoß und findet an dem seltsamen Freier manchē schwache Stelle. Diesen Angriff abzuwehren, muß er seinem geschickten Bundesgenossen Cassio überlassen (III, 3, 70 ff.). Ihm bleibt das Langen und Bangen, und daß diese schwebende Pein an seiner Seele nicht spurlos vorübergeht, zeigt der Vergleich mit dem Eifersüchtigen im Wintermärchen. Auch Leonatus, der König von Sizilien, muß nämlich lang und schmerzlich warten, ehe er von der geliebten

Hermione ein „Dein für immer“ zu hören bekommt (Wintermärchen I, 2, 101 ff.) und dann kann auch er nicht mehr glauben, daß sie ihr Leben lang die seine bleiben werde. Offenbar steckt hinter diesem Nacheinander weiblicher Sprödigkeit und männlicher Eifersucht in beiden Fällen ein und derselbe ursächliche Zusammenhang. Ihn ganz zu durchleuchten, ist jetzt noch nicht möglich. Aber soviel sehen wir gleich: Männer mit reizbarem Selbstgefühl können darüber nicht hinwegkommen, wenn es ihnen versagt bleibt, im Liebeskampf wie ein Cäsar auf den ersten Blick zu siegen (Wie es Euch gefällt, V, 2, 34)¹⁶⁵. Unter dem Eindruck, daß sie selber nicht genug Macht über die Frauen haben, spähen sie ängstlich, ob nicht ein Stärkerer auftaucht und sie ganz verdrängt.

XXII. Eifersüchtige Furcht vor dem hilfreichen Vermittler.

Die Besorgnis liegt natürlich besonders nahe, wenn es sogar fremden Beistands bedurfte, die Erwählte zu gewinnen. Auch das gilt nicht nur für Othello. In der Beziehung gleicht ihm Claudio aus „Viel Lärm um Nichts,“ der Liebhaber Heros, zu dessen Gunsten sein Herr, Don Pedro von Arragonien, sowohl das Schwergewicht seiner Herrscherwürde, als auch die spielende Anmut des Höflings einsetzt. Er begnügt sich nämlich nicht, bei dem Vater des Mädchens, dem Gouverneur von Messina, in aller Form für seinen Vasallen zu werben, er gewinnt ihm auch Hero selbst, indem er an seiner Statt und unter seinem Namen auf einem Maskenball bei ihr die Rolle des feurigen Galans spielt (I, 1, 318 f., II, 1, 90 ff.). Unterdessen nähert sich sein Halbbruder, der Bastard Don Juan, dem echten Claudio und lügt ihm vor, der Fürst schwärme selbst für Hero und sei fest entschlossen, sie trotz ihrer Unebenbürtigkeit zu seiner Gattin zu erheben (II, 1, 90 ff., 163 ff., 239 ff.). Claudio

weiß wohl, wen er vor sich hat. Dennoch bedenkt er nicht, daß der Mann, der jetzt Don Pedro verliebter Torheit beschuldigt, ihn noch vor kurzem offen und mit jenem Haß bekämpfte, den ein unehelicher Sohn gegen den ehelichen zu hegen pflegt (I, 1, 163, I, 3, 22). Er sieht nicht einmal, daß seinem Gewährsmann die finstere Menschenfeindschaft schon vom Gesicht zu lesen ist (II, 1, 305 ff.). Er hört bloß seine Worte und schenkt ihnen rückhaltlos Glauben (171 ff.). Bald darauf übergibt ihm sein hoher Gönner getreulich die Braut, die er für ihn erworben hat (II, 1, 311). Trotzdem erleidet sein Liebesglück durch Don Juans Hinterlist noch eine zweite und sogar viel empfindlichere Störung. Jetzt hetzt ihn nämlich der Verleumder gegen Hero, der er nachsagt, sie sei keineswegs unberührt, sondern im Gegenteil dermaßen verbuhlt, daß sie selbst in der Nacht vor der Hochzeit einem Wüstling ihre Kammer öffne (III, 2, 105 ff.). Und Claudio läßt sich wirklich neuerdings betören.

Damit bekundet er zweifellos einen starken Hang zur Eifersucht. Der Ursprung des Übels ist jedoch dort zu suchen, wo es zum ersten Male ausbricht, und das geschieht, sobald der schüchterne Jüngling mit dem listigen Umweg, den seine Werbung einschlägt, sich selbst um das Hochgefühl des erhörten Liebhabers betrügt. Wenn wir nun erwägen, daß auch Othello sein Liebesglück nicht ganz aus eigener Kraft erringt, sondern zum guten Teile Cassios reger Mitarbeit verdankt, dann begreifen wir, wie leicht es dem schlaunen Jago fallen muß, gegen den erfolgreichen Helfer bei ihm Mißtrauen zu erregen.

Und in der Tat gelingt ihm dies mit zwei Worten, die er freilich erst ausspricht, nachdem er die rechte Gelegenheit von langer Hand vorbereitet hat. Zunächst bringt er Cassio durch den nächtlichen Raufhandel, in den er ihn verwickelt, um sein Amt. Dann beredet er ihn, Desdemonas Hilfe

anzurufen (II, 3, 319), und sorgt dafür, daß er im Gespräch mit ihr von Othello überrascht wird (II, 3). Während sich nun der kassierte Offizier vor seinem General in tiefer Beschämung zurückzieht, tut auch Jago, als wäre er peinlich betroffen, ruft, wie unwillkürlich (III, 3, 35): „Ha, das gefällt mir nicht“ und läßt noch eine Bemerkung über schuldbewußtes Wegschleichen fallen (38). Da ist Othello schon so voreingenommen, daß er mit seiner Frau nicht mehr offen und in einem Zuge spricht, sondern nichts als mißtrauische Fragen¹⁶⁶ und einsilbige Antworten hervorbringt, ja selbst diese matte Wechselrede mit dem Wunsch, allein zu bleiben, abbricht (84 f.) und tief in sich versunken sein Herz prüft, ob es wohl von Desdemona lassen könnte, und welche Folgen das Ende seiner Liebe nach sich ziehen müßte (90 ff.).

Indes würde er doch schwerlich gleich beim ersten Anstoß auf solche Gedanken verfallen, wenn nicht Desdemonas kindliches Unverständnis eben jetzt den Beistand rühmte, den ihm Cassio bei seiner Werbung geleistet hat (71). Denn selbstverständlich erhöht es seine Bereitschaft, wider diesen Mann zu eifern, wenn er an die unliebsame Tatsache, der sie entstammt, gemahnt wird. Und daß Desdemona gerade davon spricht, wieviel Cassio zu tun hatte, um sie für ihn zu gewinnen, macht die Erinnerung noch kränkender und verschärft die Forderung, jenes leidigen Dienstes in Dankbarkeit zu gedenken. Sehen wir aber von all dem ab und ziehen nur in Erwägung, mit welchen Mitteln er selber auf die Geliebte wirkte, so finden wir sein Verfahren mehr als geeignet, seine alte Abneigung gegen das Eheleben zu verstärken.

XXIII. Ehescheu und Prestigesucht.

Neben die Furcht, in seiner Ungebundenheit beschränkt und in seiner kriegerischen Tüchtigkeit geschwächt zu

werden, tritt jetzt die Sorge, wie er im ermüdenden Gleichmaß des Alltags eine Frau fesseln soll¹⁶⁷, über die er persönlich nur solange unbedingt Macht hat, als es ihm gelingt, ihr prüfendes Urteil zu hemmen und ihre Phantasie¹⁶⁸ zu berücken. Verlauten läßt er freilich von den Bedenken nicht das mindeste^{168 a}. Aber nur, wenn ihn dergleichen, sei es auch nur mit einem dunklen Gefühl, beunruhigt, läßt sich begreifen, daß er, der alles daran setzt, Desdemona zu erringen, so wenig Verlangen zeigt, sein Besitzrecht auszuüben. Zieht er doch beinahe vom Traualtar weg in den Krieg, ohne seine schöne Braut zur Frau gemacht zu haben.

Freilich trifft ihn dafür keine Verantwortung. Er ist Soldat und muß tun, was sein Kriegsherr, der Rat Venedigs, von ihm verlangt (I, 3, 226 f.). Allein wie vorsichtig hat der Doge, der den Befehl ausspricht, die Umstände, die ihn begründen, vorangeschickt und wie schonend sind die Worte, in die er ihn kleidet! So spricht er offenbar nur deshalb, weil er auf Widerstand zu stoßen fürchtet. Demnach kommt es selbst ihm überraschend, daß Othello ohne Besinnen, ja ohne Bedauern, das unerhörte Opfer bringt, das ihm zugemutet wird. Deshalb nannten wir ja dieses auffällige Gebaren ein Virtuositum der Pflichterfüllung (vgl. Kap. V). Ist aber damit alles gesagt oder spricht hier überdies etwas anderes? Die Frage nötigt uns, die Beziehung zwischen der Rede des Dogen und der Antwort Othellos noch schärfer zu prüfen. Jener bittet den General, sich darein zu schicken, daß der Glanz seines neuen Glückes so unversehens getrübt werde. Dieser erwidert, daß ihm die tyrannische Gewohnheit das Stahl- und Steinbett des Krieges zum linden Daunenpfehl gemacht habe. Damit leistet er genau den Verzicht, den sein Partner fordert. Denn nicht das Behagen irgendeines Federbetts wird ihm entgehen, wenn er diese Nacht zu Felde zieht. Nein, es gilt, Desdemonas Brautbett unberührt zu lassen¹⁶⁹.

Was er dafür eintauscht, sind die Beschwerden des Krieges. Aber die sind durch die Macht der Gewohnheit zu einem Stück seines Lebens geworden. Hingegen beginnt mit der Ehe etwas Neues und wenn es auch ein glänzendes Glück ist, bedeutet es doch zugleich eine neue Aufgabe. Wird er ihr gewachsen sein? Das weiß er nicht und diese Ungewißheit¹⁷⁰ ist für ihn ein Grund mehr, sich durchaus nicht zu kränken, daß sein nächster Weg statt in die Brautkammer gegen den Feind¹⁷¹ führt.

Aber den Kampf, in den er auszieht, durchzufechten und Cypern gegen die Türken zu verteidigen, bleibt ihm versagt, da die feindliche Flotte, bevor sie nur in Sicht kommt, Schiffbruch leidet (II, 1, 205 f.). Von der bedeutenden Aufgabe, das Kommando einer hart belagerten Festung zu führen, behält er nichts als die auch im tiefen Frieden nötige Obsorge für die Erhaltung ihrer Werke und den Wachdienst (III, 2, 3, II, 3, 1). Eine Tätigkeit, die seine Kraft so wenig in Anspruch nimmt, ist natürlich ungeeignet, der sanften Gewalt, mit der die Geliebte auf ihn einwirkt, das Gegengewicht zu halten. Es ist demnach nicht bloß eine Anerkennung ihres heldenmütigen Entschlusses, um seinetwillen den Kriegsschauplatz aufzusuchen, wenn er sie auf dem Boden Cypers als seine schöne Kriegerin begrüßt (II, 1, 185). Nein, hier spricht zugleich eine dunkle Ahnung, er müsse den Liebeskampf unter verschärften Bedingungen erneuern und laufe nun erst recht Gefahr, im ungleichen Waffengang zwischen „Süßigkeit und Kraft“ zu unterliegen (Perikles II, 2, 27).

Deshalb erfaßt ihn wiederum und noch weit heftiger jener Drang nach rückwärts, der sich seiner schon bemächtigte, als die Signorie gegen Brabantios Klagen die Gültigkeit seiner Ehe anerkannte. Hastig griff er damals nach einer guten Gelegenheit, den Eintritt in seine vollen Gattenrechte hinauszuschieben. Jetzt, da er bei der Landung unverhofft

von Desdemona begrüßt wird, steigert die Furcht vor dem unbekanntem Schicksal, dem er an ihrer Seite entgegenggeht, seine Enthalttsamkeit bis zu dem Grade, daß er schon in der Freude des Wiedersehens „absolutes“ Genügen findet und zur Vollendung eines Glücks, dem doch kein gleichwertiges folgen könne, nichts mehr begehrt, als augenblicklich zu sterben (II, 1, 192 f.)^{171 a}. So versagt er mit dem schönen Bewußtsein restloser Hingabe an den Augenblick unbewußt seiner Liebe jede höhere Entwicklung, obschon sie bisher nicht einmal dem natürlichen Verlangen¹⁷² nach leiblicher Vereinigung¹⁷³ gehorcht hat.

Desdemona spürt auch gleich Othellos heimliches Zagen und fühlt sich dadurch genötigt, das fernere Gedeihen ihres Eheglücks gegen seine verzweifelte Bescheidenheit mit einem innigen „Gott behüte“ in Schutz zu nehmen (a. a. O. 196 ff.). Er aber sagt wohl Amen, küßt sie wieder und wieder und wünscht, dies möge der stärkste Mißklang sein, der je zwischen ihnen hörbar werde (198 ff.). Doch erwartet er bereits, stärkere zu vernehmen. Sonst fiele es ihm ja gar nicht ein, sie förmlich abzuwehren. Von Desdemonas Hoffnungsfreude bleibt demnach seine zukunftsbanke Stimmung noch weit entfernt. Echte Harmonie ist somit hier überhaupt nicht vorhanden und der boshafte Jago, der sie zerstören will (204 ff.), vollbringt in Wahrheit gar nichts anderes, als daß er eine leise Dissonanz rasch bis zum zerschneidenden Mißklang verschlimmert. In eine gewisse Gereiztheit gegen seine Frau verfällt ja Othello schon, bevor sie der Versucher bei ihm anschwärzt¹⁷⁴.

XXIV. Liebeshörigkeit, Verweiblichung und Verkindlichung.

Gleich am Morgen nach der Hochzeit ist er schon so ungnädig, die Musikanten, die ihm in Cassios Auftrag ein

Ständchen bringen wollen, wegzuweisen (III, 1, 17 ff.), und wenn wir auch nicht wissen, was seine Laune treibt, fällt uns doch auf, daß er zur selben Zeit mit Desdemona in Sachen Cassios eine ernste Auseinandersetzung hat (a. a. O., 46 ff.). Und warum findet denn Emilie, ihre Herrin habe dabei „tapfer“ (stoutly) gesprochen. Verdient Desdemona dieses Lob, woran zu zweifeln nicht der geringste Grund ist, so hat sie schon beim ersten Versuch, dem Freund beizustehen, die Empfindlichkeit des Gatten sichtlich verletzt.

Dem entsprechend lautet auch Othellos Erwiderung: Anfangs spricht er wohl ganz objektiv. Ein venezianischer Offizier, der einen angesehenen Cyprier aus einflußreicher Familie verwunde, wecke auf der Insel Mißstimmung gegen Venedigs Oberhoheit und müsse deshalb seine Gewalttat durch eine vollgültige Buße sühnen. Aber nicht zufrieden mit der rein sachlichen Antwort, erklärt Othello überdies, Cassios Begnadigung bedürfe zwar einer günstigen Gelegenheit, doch keines andern Fürbitters als der Liebe, die er selber für ihn hege. Diese persönliche Abwehr erinnert unverkennbar an die scharfe Zurechtweisung, die er seinem Gefolge erteilte, als es Miene machte, ohne seinen Befehl, ja sogar gegen seine Ansicht, mit Brabantios Leuten einen nächtlichen Straßenkampf zu beginnen. Brauchte er denn, dies war der Sinn seiner Mahnung, einen Einbläser, wenn die Antwort, die er dem Gegner schulde, mit dem Degen zu geben wäre? Beide Aussprüche zeigen ihn eifersüchtig besorgt, die Selbständigkeit seines Entschlusses gegen die Einwirkung Unberufener zu wahren. Daß ihm aber auch seine Gattin für unberufen gilt, soferne sie in seine Amtsgeschäfte dreinspricht, ist nur selbstverständlich. Hat er doch der Signorie feierlich gelobt, Dienst und Liebe scharf zu scheiden und um keinen Preis zum unmännlichen Weiberknecht herabzusinken. Und sehen wir selbst davon ab, es bleibt doch die

eine Tatsache, daß er unmittelbar nach der Trauung die schrankenlose Freiheit des Junggesellen als einen Schatz pries, von dem er sich gerade nur um Desdemonas willen trennen konnte.

Unter diesen Umständen sollte sie selbst nichts sorglicher vermeiden, als ihm dieses Opfer, das er vom ersten Augenblick an so schwer trägt, noch drückender zu machen. Einfluß könnte sie ja trotzdem auf ihn üben. Nur dürfte sie nicht anders zu Werke gehen als Jago, der den Mohren gerade deshalb ganz nach seinem Willen lenkt, weil er tut, als riefe er ihn zu selbständigem Urteil auf (III, 3, 197, 220, 250). Sie aber verheißt nicht bloß Cassio, dem Bittsteller, den sie ihrer Hilfsbereitschaft versichern will, daß sie um seinetwillen ihrem Gatten niemals Ruhe geben und ihn schließlich kirre machen werde wie einen Falken (3, 22 ff.), nein, durch die Heftigkeit, mit der sie vorgeht, läßt sie Othello selbst ihre Absicht merken und verstimmt ihn desto ärger, als er sich schon in vorfühlender Besorgnis dagegen verwahrt hat, aus Verliebtheit die Rolle des gefangenen Falken zu spielen (I, 3, 279 f.)¹⁷⁵ und sogar überzeugt ist, das Herrenrecht des Falkners für sich beanspruchen zu können (III, 3, 260 ff.)¹⁷⁶.

Aber die tiefste Ursache der Gereiztheit, die schon Desdemonas erste Einmischung in seine Geschäfte bei ihm weckt, ist das Gefühl, daß er, ein alternder^{176a} Mann, und dazu ein Mohr, der eine junge weiße Schönheit zur Frau hat, in der Ehe von vorn herein der schwächere Teil sei und daher einer Niederlage entgegengehe, sobald nur irgendeine Unstimmigkeit auftaucht¹⁷⁷. Dieser Besorgnis gibt ihr zweiter Versuch, Cassios Begnadigung durchzusetzen, um so mehr Nahrung, als sie die Macht, den Gatten zu beeinflussen, ausdrücklich beansprucht (III, 3, 73). Und bliebe es nur beim Anspruch! Da sie aber im Bewußtsein all dessen, was sie um seinetwillen schon vollbracht hat, zuversichtlich erklärt, sogar das Schwerste für ihn tun

zu können (68 ff., 74), verfügt sie auch über einen unwiderleglichen Rechtsgrund, der ihr gestattet, als Beweis seiner Liebe selbst schwierige und gefährliche Dienste zu verlangen (80 ff.). Außerdem verweist sie auf die Dankespflicht, die er gegen Cassio selbst zu üben habe (70 ff.)¹⁷⁸. Wollte Othello diesen beiden Erwägungen widerstehen, er würde zwiefach bekunden, daß er an Desdemona nichts besitze, was wertvoll genug sei, um eine Belastung mit Gegenforderungen zu vertragen.

Und ist es nicht schon arg genug, wenn er, ein peinlich gewissenhafter Ehrenmann, der nach der Landung auf Cypern von süß-schmerzlicher Rührung übermannt, dennoch nicht vergaß, sich dem sturmerprobten Kapitän seines Schiffes erkenntlich zu zeigen (212 ff.), am Morgen nach der Hochzeit von seiner jungen Frau gemahnt wird, was er ihr und um ihretwillen seinem Freunde schuldet? In dieser Zwangslage gestattet er Cassio zu kommen, wann er wolle, und bekundet der unwiderstehlichen Desdemona seine schrankenlose Fügsamkeit mit einem zweimal wiederholten „Dir will ich nichts versagen“¹⁷⁹ (75, 83). Aber das erinnert ja bedenklich an Jagos Witz: „Unser General ist jetzt die Generalin“ (II, 3, 321). Den bekam freilich nur Cassio zu hören, der in dem Punkt ebenso denkt (II, 1, 74) und Othello, dem er unbekannt ist, kann natürlich gar nicht wissen, ob und weshalb er sich gerade jetzt getroffen fühlen soll. Dafür gibt ihm der Augenblick selbst einen ebenso stillen als deutlichen Wink, zurück zu schauen und sich zu erinnern, wie er kürzlich vor der Signorie stand und feierlich gelobte, seinen Helm Küchenweibern als Kochtopf zu überlassen, wenn er je aus unmännlicher Schwäche im Dienst dem Einfluß seiner Gattin unterliege¹⁸⁰.

Übrigens verletzt die Nachgiebigkeit, die er gegen Desdemona übt, seinen Mannesstolz nicht bloß deshalb, weil sie ihn mit Verweiblichung bedroht, nein, sie drückt auf ihn

auch da, wo er sich gegen kindliches Wesen wendet. Denn, um Cassios Wiedereinsetzung ja recht sicher durchzusetzen, erklärte Desdemona, ihre Bitte sei nicht weniger sachgemäß und uneigennützig, als wenn sie von Othello verlangte, er solle Handschuhe tragen, nahrhafte Gerichte essen oder sich warm halten (77). Nun versetzt sie ihn mit diesem Gleichnis unverkennbar auf die Stufe des Kindes, das in Einfachheit oder aus Trotz nicht von selber tut, was zu seinem leiblichen Gedeihen nötig ist, sondern erst durch die Bitten der zärtlich besorgten Mutter für die Notwendigkeiten des Lebens gewonnen wird. Er aber wollte schon, während er noch ein rechtes Kind war, um jeden Preis auf sich allein stehen, und vertauschte wirklich bereits mit 7 Jahren den sicheren Schutz des Elternhauses gegen die unbekannte Freiheit des Feldlagers. Und jetzt versucht ein Weib, das selber der Kinderstube kaum entwachsen ist¹⁸¹, ihn gewissermaßen zu bemuttern! Mithin hat der überempfindliche Mohr von seinem Standpunkt unleugbar Grund, sich in dem Augenblick, wo er vor Desdemona zurückweicht, ebenso verkindlicht wie verweiblicht, und daher doppelt gedemütigt zu fühlen.

Dies müssen wir bedenken, um zu begreifen, wie viel Erniedrigung er in dem einen Wort „humble“ zusammenballt, während er es zur Charakteristik seiner Liebe verwendet (III, 3, 459). Daß er diese Liebe zugleich eine Ebbe nennt, der jetzt die Flut eifersüchtiger Rachedanken nachstürzt, vertieft noch unser Verständnis.

XXV. Die Revolte gegen die Vorherrschaft der Frau.

Die Eifersucht als eine Art Seelenaufschwung zu begrüßen, kann ihm offenbar nur dann einfallen, wenn er die Liebe, auch abgesehen von der Möglichkeit, daß sie ihm mit Untreue gelohnt wird, als persönliche Herab-

setzung bewertet. Steht es aber so um ihn, ist er auch schon in Versuchung, sich von der geliebten Frau loszureißen, und die Eifersucht gibt ihm nur den erwünschten Beweis, er sei dazu vollkommen berechtigt. Selbstverständlich wäre das nämlich für ihn nur in dem Fall, wenn er zu Desdemona kein anderes Verhältnis hätte, als etwa Antonius zu Kleopatra. Diese wahrhaft königliche Buhle — wie lange fesselt sie den Römerhelden? Zunächst doch nur, während ihre Liebestyrannei dem Ehejoch, unter dem er seufzt, mächtig entgegenwirkt und so dessen Druck erleichtert. Einseitige Abhängigkeit von Kleopatra meidet Antonius dermaßen, daß er auf die Nachricht vom Tode seiner Gattin Fulvia unverzüglich heimkehrt (I, 2, 131 ff.). Aber das Weib, das den Mohren in Bann hält, ist seine rechtmäßige Gattin. Wie soll er gegen die sein inneres Gleichgewicht behaupten? In der Art des Antonius, der zwischen Fulvia und Kleopatra balanciert und zu dieser noch einmal Zuflucht nimmt, weil seine zweite Frau Octavia in solcher Reinheit strahlt, daß neben ihr sein viel bemakeltes Leben noch häßlicher erscheint? Dergleichen Freiheiten sich zu nehmen, liegt Othello völlig fern. Denn er beobachtet grundsätzlich das Gebot der guten Sitte¹⁸². Folglich kann er durch eigene Treulosigkeit nicht loskommen, sondern nur durch Untreue, die er bei seinem Weibe findet. Aber gerade, weil in dem Punkt der Gegensatz der beiden Helden so scharf ist, dürfen wir nicht übersehen, daß auch Antonius nicht ganz von Eifersucht verschont bleibt. Wie es dem Wesen dieser Leidenschaft entspricht, reizt ihn ein an sich geringfügiger Anlaß, ein Handkuß, den Kleopatra dem Gesandten Cäsars, Thyreus, gewährt, zu solcher Wut, daß er den Mann peitschen läßt (III, 11, 96 f.), der allzu huldvollen Königin aber nicht nur den einen Verstoß vorhält, sondern auch all die Sünden, die sie bereits begangen hatte, als er selbst ihre Liebe gewann

(III, 11, 105 ff.). Natürlich hat er schon damals gewußt, daß ihr Keuschheit nur dem Namen nach bekannt sei (113). Aber als der Sieger von Philippi beugte er sich willig vor ihrer Liebeshoheit. Nun, da er bei Aktium im Kampf um die Weltherrschaft unterlegen ist und der Geliebten die Versuchung naht, ihn an den siegreichen Cäsar zu verraten, ist die freiwillige Unterordnung zur unentrinnbaren Abhängigkeit geworden. Wenn er gerade jetzt eifersüchtig wird, bedeutet das einen verzweifelten Versuch, sein Ansehen zu behaupten (89 ff.) und sich Kleopatras bedrohlich emporgestiegener Übermacht zu erwehren.

Die Fruchtbarkeit dieses Gesichtspunktes für das Verständnis der Eifersucht, zeigt sich noch deutlicher, sobald wir Othello mit dem König aus dem Wintermärchen, Leonatus, und dessen Frau Hermione mit Desdemona vergleichen. Jeder der beiden Gatten wird eifersüchtig, während die Gattin zwischen ihm und einem Dritten zu vermitteln sucht. Daß Hermione nicht auf Wunsch des anderen, sondern im Sinne, ja sogar im Auftrag des eigenen Mannes eingreift, unterscheidet sie nicht allzu wesentlich von Desdemona, die zwar Cassios Sache führt, jedoch überzeugt ist, auch Othellos Wohl damit zu fördern (III, 3, 5, 10, 48, 76 ff.; III, 4, 91). Daß aber Hermione ihrem Gast, dem Böhmenkönig Polyxenes, trotz der ungeduldigen Sehnsucht, die ihn zur Heimat zieht, eine Verschiebung der Rückkehr abgewinnt, während Leonatus selbst, sein Jugendfreund, sich vergebens Mühe gab, ihn länger festzuhalten (Wintermärchen I, 2, 87 f., 213 f.), dieser Erfolg verbindet sie erst recht mit Desdemona. Denn ihr Sieg im Wettbewerb liebenswürdiger Beredsamkeit bedeutet für ihren Gatten eine Niederlage und erinnert deshalb an den Rückzug, den Desdemona im Kampf für Cassios Begnadigung dem Mohren aufzwingt.

Erinnern wir uns überdies, daß beide Frauen den

Werbungen ihrer Männer erst spät oder nach heftigem Schwanken Gehör schenken und daher gleich beim Eintritt in die Ehe ein gewisses Übergewicht besitzen, dann begreifen wir erst recht, daß ein Triumph, der ihren Vorzug noch zu vergrößern scheint, den heikeln Stolz eines Othello und Leonatus zur heftigen Abwehr treibt.

Allein der Unwille des gereizten Eneherrn trifft selbstverständlich nicht bloß die Frau, die ihm zu groß wird, sondern auch den Mann, der ihr Gelegenheit schafft, so hoch hinauf zu kommen. Vom Ärger über lästiges Zusammenwirken ist es aber nicht mehr weit zum Glauben an ein verbrecherisches Einverständnis und damit ist auch schon die Eifersucht gegeben. Vollends unvermeidlich wird dieser Irrweg für Othello, der noch einen besonderen Grund hat, ihn zu betreten.

XXVI. Liebestyranei und Entwertungstendenz.

Bedeutet seine Eifersucht in Wahrheit einen Kampf um die Macht, dann darf er auch Cassio als eine Art Nebenbuhler betrachten. Denn dieser weltmännisch gewandte Offizier besitzt Einfluß auf Desdemona und hat ihn glänzend erprobt. Anfangs gebrauchte er ihn, indem er seinem General half, um sie zu werben. Und der ließ ihn auch gewähren, ohne sich zu gestehen, daß sein Ehrgeiz fremde Hilfe höchstens als notwendiges Übel dulden kann. Cassio begnügt sich aber gar nicht, Desdemona für ihn gewonnen zu haben. Um des eigenen Vorteils willen stellt er sie auch gegen ihn. So wird der unentbehrliche Vermittler zum lästigen Eindringling und Störenfried. Ist doch der Friede, den der Mohr beansprucht, wirklich ungestört nur dann, wenn seine Gattin mit ihm derart verbunden ist, wie der Speicher mit dem Erntesege, die Quelle mit dem Strom, d. h., wenn ihr Leben bloß von dem seinen Zweck und Sinn

erhält (IV, 2, 56 ff.). Auch soll sie ihm nicht weniger gehören als ein Haus, das er sogar im letzten Winkel mit niemandem zu teilen braucht (III, 3, 270 ff.)¹⁸³. Trotzdem wendet sich Cassio in seiner Not ganz unbefangen an Desdemona, und da sie selbst bekennt, er habe ihr beim Weggehen ein Stück seines Kummers zurückgelassen, muß es ihm wohl gelungen sein, ihr Herz zu rühren (III, 3, 52). Im ausschließlichen Besitze ihres Mitgeföhls ist demnach Othello nicht mehr und der Verlust trifft just das Köstlichste, was sie ihm gab (I, 3, 168). Mithin hat er Grund genug, sich von Cassio persönlich beeinträchtigt zu fühlen.

Was braucht es da für Jago mehr, als ihn glauben zu machen, daß er sich wehren darf und muß, da Desdemonas Teilnahme für den andern nicht einmal die Grenzen achte, die durch die allgemein gültigen Normen des Ehelebens gesetzt sind¹⁸⁴? Aber mag auch der Verleumder das Feld weit besser bereitet finden, als es sein Verbrecherehrgeiz wahr haben möchte, die Geschicklichkeit, mit der er die noch schlummernde Saat der Eifersucht zum Sprießen und zum Reifen bringt, ist nicht wegzuleugnen. Den Mangel an schlagenden Beweisen für Desdemonas Schuld deckt er mit der Behauptung, es wäre verfrüht, von ihnen zu reden, und bahnt sich so den Weg zu Verdachtsgründen, die trotz ihrer Unbestimmtheit weit mehr sind als ein Notbehelf, da sie genau das bieten, was Othello eben jetzt braucht (III, 3, 196, vgl. 218, 253 f., 406, 433).

Den Frauen Venedigs sagt er nach, sie verstünden sich meisterlich auf schlaue Liebesränke, und Desdemona, die es in jungen Jahren zustande brachte, ohne Wissen ihres Vaters eine Liebschaft anzuspinnen, soll sich schon damit als echte Venezianerin bewährt haben (201 ff., 206 ff.). Ihm aber gibt er das Zeugnis, er sei von Natur zu edel, um andern zu mißtrauen (III, 3, 199 f.). Daß dieses Wort den Mohren kränkt, weil es ihm weltläufige Klugheit abspricht,

ist uns schon aufgefallen (vgl. Kap. XIII). Aber wie reichlich die Anerkennung seines schlichten Biedersinns den Tadel wettmacht, dürfen wir auch nicht übersehen. Und wer trägt die Kosten des Ausgleichs? Die fallen offenbar auf Desdemona.

Damit ist nun Othello selbst so wohl zufrieden, daß er für eine zweite Betrachtung derselben Art das Stichwort aus eigenem beisteuert. Nur die verbreiternde Ausführung und Anwendung vom Allgemeinen aufs Besondere bleibt Jago überlassen. Der weiß natürlich sofort, was mit der „Natur, die von sich selber abweicht“ (227), gemeint sei, und trägt auch kein Bedenken, sein inniges Verständnis zu bekunden, sondern erklärt schneidend scharf, Desdemona sei zu ihrem Vorteil ihrem Gatten so völlig unähnlich, daß der Gedanke, statt eines Bewerbers ihresgleichen just ihn zu wählen, nur aus unnatürlicher Lüsternheit entspringen konnte. Wiederum zunächst ein klarer Hinweis auf ihre Überlegenheit, diesmal sogar der denkbar stärkste. Auch hier dient er aber bloß als Vorbereitung, sie dann recht tief herabzusetzen¹⁸⁵. Gegen eine solche Verwertung seines Gedankens zu protestieren, hat Othello gar keinen Grund. Wohl wird ihm selber viel abgesprochen, doch die Erniedrigung des Weibes, zu dem er eben noch demütig aufblicken mußte, wandelt seinen Schaden in Gewinn.

Es ist ein Handel, dem ähnlich, den Richard III. mit sich selber abschließt, wenn er auf die bittersten Klagen über seine widerwärtige Mißgestalt den Anspruch gründet, alle zu unterjochen, die schöner sind als er (K. H. VI, 3, T. III, 2, 165 ff.).

XXVII. Desdemonas unschuldige Schuld.

Aber wie, wenn sein Weib statt eigenmächtig für einen andern gegen ihn zu streiten, seinem Wunsch gemäß immer und überall die Fügsamkeit des gut gedrillten Falken zeigte

(III, 3, 260 ff.)? Für seine Person fände er dann sicherlich an ihr nichts mehr auszusetzen, allein die Frage, ob die Welt nichts finde, bliebe offen und behielte für ihn entscheidende Bedeutung. Kann es da überhaupt einer Frau gelingen, sein maßloses Geltungsstreben nie und nirgends zu verletzen? Nein, an der Aufgabe muß auch eine Desdemona scheitern. So aufrichtig er sie liebt, daß harmonische Vereinigung — nicht glänzende Isolierung — der tiefste Sinn des Lebens ist, lernt er nicht einmal bei ihr¹⁸⁶. Stets tat er alles, um aus der schwarzen Schande zu Glanz, Größe, Höhe emporzusteigen. Nun stellt er auch der Minne Macht in den Dienst der Selbsterhöhung.

Allein trotz der Verzerrung des Weltbildes, das er sich schuf, als er aus der Tiefe emporsah, brauchte er mit der Wirklichkeit nicht gar so schrecklich zusammenzustoßen, wenn hier wenigstens Desdemona besser Bescheid wüßte. In dem Fall hätte sie vor allem unterlassen, durch übergroße Gefälligkeit gegen einen Freund dem reizbaren Gatten unangenehm und bald sogar verdächtig zu werden. Auch wäre es ihr gelungen, schon die ersten Regungen seines Mißtrauens zu erkennen, das Anwachsen des Übels durch verdoppelte Vorsicht aufzuhalten und schließlich seine Wurzeln in rückhaltloser Aussprache bloßzulegen und zu zerstören¹⁸⁷. Von all dem tut sie aber gerade das Gegenteil. Und wie denn anders? Die Ärmste ist ja so kindlich, daß sie ihren Ehemann, obgleich sie ihn wie einen Gott verehrt, doch kirre machen möchte gleich einem Falken (23), und so unerfahren, daß sie zwar von Männern gehört hat, die an eifersüchtigen Launen leiden (III, 4, 29), doch nichts von Weibern, die ihre Männer betrügen (IV, 3, 63, 85).

Doch nehmen all die schweren Fehler, die sie in ihrer Lebensfremdheit begeht, dem Schicksal Othellos nichts von der Tragik selbstbereiteten Untergangs. Denn, daß Desde-

mona mit der nüchternen Wirklichkeit nicht vertraut ist, bedeutet nur die Kehrseite jener Sehnsucht nach dem Wunderbaren, die bei einem heimatlosen Abenteurer ihre Erfüllung sucht. Er aber nützt die Möglichkeit, die sich ihm hier bietet, als willkommenen Glücksfall (I, 3, 150 f.), ohne zu merken, daß er damit dem schlimmsten Unheil Tür und Tor öffnet. Der Weg hinan und der Weg hinab, auch für Othello ist es ein und derselbe Weg¹⁸⁸ und der Dämon, der ihn leitet, ist nicht Jago, sondern sein eigenes Ethos¹⁸⁹.

XXVIII. Othello, die Tragödie der Lebensfremdheit.

Von Anfang bis zu Ende ein einziger, tiefinnerlicher Zusammenhang, das Ganze die große Tragödie des Fremdlings. Sie wirkt mit der Stoßkraft der außerordentlichen Begebenheit, aber auch mit dem Vollgewicht des ewig Menschlichen. Denn nicht bloß dieser und jener, der fern der Heimat, unter einem anderen Himmel, bei einem anderen Volk lebt, ohne sich jemals völlig einzubürgern, verdient ein Fremdling zu heißen, der Name gebührt vielmehr einem jeden, der seinem Lebenskreis als Außenseiter gegenüber steht, weil ihm die Sorge, das eigene Ich an die rechte Stelle zu bringen, den verständnisinnigen Blick für das Du trübt. In dem Sinn ist auch innerhalb unserer Tragödie Othello keineswegs der einzige Fremdling. Freilich, die Aufgabe, die ihm zufällt, als Mohr unter rassenstolzen Weißen Geltung zu erringen, ist so außerordentlich schwierig, daß er das traurige Vorrecht genießt, der allerfremdeste zu bleiben und kaum einen Menschen, mit dem er in persönliche Beziehung tritt, richtig zu beurteilen.

Bei dem hochmütigen Adelligen Brabantio, der im Herzen stets geringschätzig auf den „Schwarzen“ herabsah, gelang es ihm vielleicht noch halbwegs, Liebenswürdigkeit von Liebe zu unterscheiden. Desto schlimmer irrt er, wo

sich ihm in der Maske gewissenhafter Dienstwilligkeit ein so skrupelloser Schurke wie Jago anbietet¹⁹⁰. Im entgegengesetzten Sinne, aber gleich weit entfernt sich Othellos Urteil von der Wahrheit, wenn er Cassio, seinen feurigsten Bewunderer (II, 1, 32, 43, 55, 79 ff., II, 3, 280, III, 3, 18, III, 4, 111 f.), Desdemona, die nur allzu verliebte Gattin, und ihre gutmütige Zofe Emilie, allesamt für treulos, verlogen und verbuht erklärt (IV, 2, 19, 26 ff., 87 ff).

Dagegen liest Desdemona in Cassios offenen Zügen, wie redlich er gesinnt ist (III, 3, 48 ff.). Auch der umgekehrte Fall, daß der innere Mensch das Widerspiel des äußeren bildet, macht ihr keine Schwierigkeit. Hinter Othellos schreckhaftem Antlitz erkennt sie bald seine bewunderungswürdige Mannestugend (I, 3, 254 ff.). Aber es gibt auch Personen, deren körperliche Erscheinung als Ausgangspunkt moralischer Beurteilung gar nicht verwendbar ist, da sie weder besonders anzieht, noch abstößt¹⁹¹. Einer von diesen vielen ist Jago. Und aus dem weiß Desdemona so gar nichts herauszulesen, daß sie in ihrer schlimmsten Verzweiflung gerade ihn, den Urheber ihrer Bedrängnis, als Nothelfer anruft (IV, 2, 104, vgl. III, 4, 139).

Demnach gelingt es auch ihr nicht, die Menschen, von denen sie umgeben ist, schärfer zu durchblicken. Und das ist nur begreiflich. Denn auch sie fühlt sich schon seit jungen Jahren an dem Platz, wo sie im Leben steht, nicht recht heimisch.

Statt als zartes Mädchen unter der Obhut ihres greisen Vaters den künftigen Eheherrn zu erwarten, hätte sie weit lieber als heldenhafter Mann in wunderbaren Fernen kühne Abenteuer bestanden (I, 3, 162) und da die „Werkeltagswelt“ (vgl. ¹⁶⁷) einem solchen Verlangen ein kaltes „Unmöglich“ entgegensetzt, entzog sich Desdemona innerlich ihrer Herrschaft und suchte mit der Seele das Märchenland, wo es zwar neben andern Ungeheuern auch Teufel

gibt, aber doch nur hinkende, die im wohltuenden Gegensatz zu dem Teufelskerl Jago durch einen Blick nach ihren Füßen als Höllensöhne kenntlich sind (V, 2, 285).

Im bewußten Gegensatz zu ihrer schwärmerischen Herrin hält sich Emilie für weltkundig (IV, 3, 38, 64 ff., 86 ff.). Aber daß sie mit einem mörderischen Unhold Tisch und Bett geteilt hat, merkt sie erst, wenn es zu spät ist (V, 2, 153 ff.).

Noch weniger ahnten alle anderen, die mit Jago zu tun hatten, sein wahres Wesen. Sie hielten ihn für einen in seiner Derbheit grundehrlichen Kerl¹⁹² und den gefälligsten Kameraden (II, 3, 335 ff., III, 1, 42 ff.). Vollkommenen Einblick in seine praktische Philosophie des absoluten Egoismus erhält bloß Rodrigo¹⁹³, dem er sein schlimmes Geheimnis freiwillig entdeckt (I, 3, 313 ff.). Doch gerade der ist am wenigsten befähigt, dieses kynisch aufrichtige Bekenntnis richtig zu verstehen. Völlig versponnen in sein kleines Ich, fährt er unbedenklich fort, Desdemonas Tugend als käufliche Ware und Jago als ehrlichen Makler zu behandeln (IV, 2, 187 ff.).

Mithin gelingt es diesem Schlaukopf sowohl draußen in der Welt, als auch in seiner Häuslichkeit unerkannt zu bleiben. Aber das Grundprinzip jeder gesellschaftlichen Beziehung, die Gegenseitigkeit, legt ihm dafür ein Opfer auf, dem er sich mit all seiner List nicht entziehen kann. Wie er selber seiner Gattin, bleibt sie ihm fremd. Er traut ihr zu, sich dem Mohren hingegen zu haben (I, 1, 391 ff.). Obwohl er damit ihre eheliche Treue beträchtlich unterschätzt (vgl. Exkurs zu Kap. XXVIII), verfällt er auch dem entgegengesetzten Fehler, den Einfluß, den er selbst auf sie hat, zu überschätzen und vergißt ganz, daß sie ihm einmal ernsthaft Widerstand leisten könnte. Nun bringt er es ja wirklich so weit, daß sie, ohne seine Absicht zu kennen, bloß, weil er es so will, Desdemonas Taschentuch entwendet,

und Stillschweigen kann er ihr auch noch auferlegen (III, 3, 320). Aber sobald ihr klar wird, daß sie auf diese Weise ahnungslos zur Mitschuldigen an der greulichen Ermordung ihrer edlen Herrin herabsank, kündigt sie ihrem Gatten in aller Form den Gehorsam, zerreißt rücksichtslos sein Lügengewebe und überliefert ihn durch ihre Aussage unbedenklich dem rächenden Arm der Justiz (V, 2, 153 ff., 178 ff., 193 ff., 217 ff.).

Vor ihm öffnet sich jetzt die Folterkammer (304) und im Hintergrund steigt drohend das Blutgerst empor (360 ff.). Gerichtet ist er aber schon durch die Macht des Geistes, der als tragische Ironie vernehmlich aus seinem Schicksal spricht. Einer, der sich vermaß, mit Menschen so sicher und unbekümmert umzugehen, als wären sie nur unvernünftiges Vieh¹⁹⁴ oder lebloses Gert¹⁹⁵, kommt einen Schritt vor dem erstrebten Gipfel zu Falle, weil er sich just in der eigenen Frau allzu arg verrechnet hat. Der Fehler wäre sogar fast unbegreiflich, hätte ihn nicht seine selbstzufriedene Menschenkenntnis schon früher bedenklich im Stich gelassen. Das geschah aber, als er sich vornahm, von der Eifersucht, die ihn beständig quält, auch den Mohren verkosten zu lassen (II, 1, 306 ff.), wiewohl dieses bel bei einem Schwarzen, dem eine weiße Schönheit gehört, doch ungleich stürmischer verlaufen muß als bei ihm, dem Manne aus dem Volk, der mit einem Weibe gleicher Herkunft eine Dutzendehe geschlossen hat. Und wenn man hier noch von Kurzsichtigkeit sprechen kann, so bezeugen die im Selbstgespräch hingeworfenen und darum aufrichtig gemeinten Zweifel (II, 1, 299) an der Unnahbarkeit der Tugend Desdemonas eine Art Seelenblindheit. Vollends verblendet ist er, während er sich vermißt, die reinste der Frauen seiner eigenen Gier dienstbar zu machen (II, 1, 302).

In dem Augenblick wenigstens steht der verstandes-

stolze Jago kaum über dem „Gimpel“ Rodrigo, der Desdemonas Verführung mit beschämender Ausdauer und lächerlichem Ernst betreibt. Und den dürfen wir ja auch auslachen. Allein ihn hart zu verurteilen wäre unbillig. Denn was für Gelegenheit hatte der verliebte Fant, seine Herzensdame richtig kennen zu lernen? Jedenfalls weniger als ihr leiblicher Vater Brabantio, der greise Witwer (I, 3, 186), der nur das eine Kind besitzt (196).

Wenn irgend jemand, wäre dieser Mann berufen, zu erkennen, wie Desdemona wirklich ist. Dennoch mißlingt es ihm. Denn auch in ihm liegt jener Fehler, den Emilie an seinem ganzen Geschlecht tadelt, eine maßlose Selbstüberhebung, die es nicht zuläßt, das Weib als echten, rechten Mitmenschen anzusehen (IV, 3, 95 ff.). Und so schätzt er wohl mit dem Stolz des glücklichen Besitzers seine Tochter als sein „Juwel“ (I, 3, 195), aber Juwelen sind bloß Steine und die Seele des herrlichen Mädchens bleibt ihm Stein. Tief innerlich in sie einzudringen und zu erkennen, was da lebt und webt, wie es hier pocht und drängt, hat er kaum versucht (I, 2, 171) und da ihm am Ende das köstliche Kleinod mit jähem Ruck entschlüpft, bemüht er sich erst recht nicht um nachfühlendes Verständnis, sondern erklärt das Unbegreifliche, das doch nur sein Hochmut nicht begreift, kurzerhand für übernatürlich und höllische Zauberei (I, 1, 172, 2, 63 ff., 3, 60, 101 ff.). Aus diesem *asylum ignorantiae* durch Desdemonas eigene Aussage vertrieben (181 ff.), bedauert er, sie gezeugt zu haben und wünscht, daß er lieber in freier Wahl ein Kind angenommen hätte (I, 3, 191). Deutlicher könnte er wohl nicht bekunden¹⁹⁶, wie fremd er dem eigenen Blut gegenübersteht. Die Fremdheit steigert sich schließlich bis zur boshaften Feindseligkeit, so daß er mit dem Hinweis auf die Enttäuschung, die er selbst bei seiner Tochter erlebt hat, ihren Gatten mahnt, wachsam zu sein, damit sie nicht auch ihn betrüge (a. a. O. 294 f.).

Und obgleich er von Othello stolz und entschieden abgefertigt wird, seine Warnung bleibt darum nicht wirkungslos. Im rechten Augenblick von Jago wiederholt, verleitet sie den Mohren, Desdemona mit wahnsinnigem Argwohn zu verfolgen. Den andren Herren der Signorie bleibt wohl eine so grausam eindringliche Erprobung ihrer Menschenkenntnis erspart. Aber wie schlecht es damit auch bei ihnen bestellt ist, zeigt sich nichtsdestoweniger deutlich genug. Sie nennen Othello ihr Eins und Alles (IV, 1, 275) und haben ihn doch nie wahrhaft begriffen. Daher zweifelt der berufene Vertreter ihrer Einsicht, der Gesandte Ludovico, ob der edle Mohr, den sie nach Cypern als Retter sandten und der eifersüchtige Wüterich, den er dort zu sehen bekommt, ein und dieselbe Person sei, ja schließlich bekennt er sogar ausdrücklich, sich in ihm getäuscht zu haben (203).

Wenn das der Scharfblick der hochmögenden Staatsmänner ist, was darf man von der armen Courtisane Bianca erwarten? Sie hat das Unglück, sich in Cassio, den liebenswürdigen Käufer ihrer Reize, ernstlich zu verlieben. Das verachtete Freudenmädchen bemüht sich nun krampfhaft, den glänzenden Kavalier festzuhalten, und vermag ihn eben deshalb nicht einmal richtig zu sehen. Der ernste Kummer, den der schmähhche Verlust seiner Charge seinem Ehrgeiz bereitet, und das harmlose Interesse, das er als wohlgepflegter Weltmann an einem zierlichen Taschentuch nimmt, wird ihr gleichermaßen zur Quelle „dummen Argwohns“ und reizt sie zu eifersüchtigen Vorwürfen (III, 4, 168 ff., IV, 1, 150 ff.).

Mithin ist Othello keineswegs der einzige, der um Menschenart und -wert schlechter Bescheid weiß als um Perlen, und fremd, als wäre er ein Mohr unter Weißen, steht noch mancher in seinem eigenen Lebenskreis. Allenthalben fehlt es eben an der edlen Kunst, mit Menschen umzugehen, und bis zur Meisterschaft erlernt sie vielleicht niemand¹⁹⁷,

vielmehr verdient wohl ein jeder von uns mehr oder minder den Tadel Hamlets, er wisse als rechter Stümper sein Instrument nicht zu spielen, sondern bloß zu verstimmen (III, 2, 386 ff.). Macht aber einer aus der Not eine Tugend und setzt mit Jago gerade in das Verstimmen seinen Ehrgeiz (II, 1, 203 f.), so wird er dem echten Lebenskünstler¹⁹⁸ so ähnlich wie der zerstörungslustige Teufel dem schaffensfrohen Gott.

Exkurs zu Kapitel XXVIII.

Als Muster von Enthaltbarkeit kann natürlich weder Emilie gelten noch Othello, den Jago mit ihr verdächtigt. (I, 3, 392 f., II, 3, 306 f., IV, 2, 145 ff.) Was zunächst den Mohren betrifft, so ist der Vorwurf einer nach immer neuen Reizen hungernden Lüsterheit, dessen sich Jago auch in einem anderen Zusammenhang bedient (I, 1, 127, I, 3, 353), sicher nicht ganz unberechtigt. Erwähnt doch der Beschuldigte selbst gelegentlich die Sünden des Blutes, von denen er sich durch aufrichtige Beichte zu reinigen pflege (I, 3, 129). Doch seinem Fähnrich, den er als untadeligen Ehrenmann und wahren Freund schätzt, die Ehefrau abspenstig zu machen, das wäre mit seinem ausgeprägten Sinn für moralische Sauberkeit kaum vereinbar. Indes könnte er sich vielleicht gelegentlich selbst so weit vergessen haben. In dem Falle hätte er aber entweder das Bedürfnis gefühlt, den betrogenen Gatten anderweitig zu entschädigen und dann besäße Jago den heiß ersehnten Leutnantsrang, oder das Gefühl der eigenen Schuld hätte ihn angetrieben, sich von dem schuldlosen Opfer seiner Buhlschaft tunlichst zurückzuziehen. Statt dessen macht er Jago sogar zum Mitwisser der Entführung Desdemonas (I, 1, 84 f., 123 ff., I, 2, 49 ff.). Allein auch wenn wir davon absehen, bleibt immer noch die Hauptfrage: Wie könnte er Emilien zur Kammerzofe und Gardedame seiner jungen Frau machen (I, 3, 298), wenn er sie für leichtsinnig halten müßte? Nein, diese Bestallung ist der beste Beweis, daß er wirklich an ihre Tugend glaubt. Und den Glauben hat er nicht bloß deshalb, weil sie die Gattin des „redlichen“ Jago ist. Er sah sie beten und da er selber fromm ist, gefällt ihm derlei auch bei anderen (IV, 2, 21 ff.). Die Achtung, die sie ihm einflößt, überdauert sogar das Vertrauen in Desdemonas Treue und verschafft ihr den Auftrag, durch sorgfältige Beobachtungen zur

Lösung seiner eifersüchtigen Zweifel mitzuhelfen. (III, 3, 240.) Erst nachdem er völlig überzeugt ist, zum Hahnrei erniedrigt zu sein, verdammt er auch Emilien, kann ihr aber doch nichts anderes vorwerfen als daß sie die Rolle der Gelegenheitsmacherin gespielt hat. (IV, 2, 19 ff., 89 ff.)

Und nun zu Emilien selbst: Ihrer edlen Herrin ist sie aufrichtig ergeben. Dessenungeachtet entwendet sie das maurische Taschentuch, das Desdemona über alles schätzt, weil es für sie ihres Gatten erstes Liebespfand bedeutet. Gewiß ein arger Diebstahl und sein Motiv? Jago hat ihn befohlen und Emilie benutzt die erste Gelegenheit, ihn auszuführen. (III, 3, 290 ff.) Wozu er dient, davon hat sie nicht die leiseste Ahnung. Demnach ist sie gewohnt, blind zu gehorchen und meint es ehrlich, wenn sie in der Sterbestunde die Befehlsgewalt des Eheherrn ausdrücklich anerkennt. (V, 2, 194.) Trotzdem wäre sie nicht ganz abgeneigt, Jago zu betrügen, allerdings unter einer Bedingung. Die Verletzung seiner Rechte müßte ihr so reich gelohnt werden, daß sie ihn mehr als entschädigen könnte. Macht sie sich mit dieser Einschränkung besser als sie ist? (IV, 2, 69 ff.) Vielleicht. Wenn ein Mann wie der „feine“ Ludovico, den sie selbst bewundert und sogar eine vornehme Venezianerin hoffnungslos anschwärmt, sich gnädig zu ihr, der Kammerzofe, herabließe, könnte sie ihm wohl erliegen. (IV, 2, 36 ff.) Auch der chevalereske Cassio wäre wahrscheinlich imstande sie zu erobern, falls er die Galanterien, mit denen er ihr bei der Landung auf Cypern zusetzt, weiterüben wollte. (II, 1, 96 ff.) Man möchte sogar vermuten, sie habe derlei erwartet und sei enttäuscht worden, als er sich mit der bequemen Liebe der Courtisane Bianca begnügte. Denn die groben Schmähungen, mit denen sie dieses arme Mädchen nach dem nächtlichen Überfall auf Cassio überhäuft, schmecken stark nach Eifersucht. (V, 1, 121 ff.) Aber der Mohr — Minnesold wie sie ihn wünscht, hat er ihr sicher nicht gespendet. Denn noch immer ist sie samt ihrem Gatten arm und um seiner selbst willen würde sie sich mit Othello erst recht nicht einlassen. Denn ihr scheint ein Schwarzer so unappetitlich, als wäre er schmutzig (V, 2, 155).

Nach alledem ist sie zwar ein „schwaches Weib“, aber keine Gefallene. Daß Jago sie trotzdem mit Eifersucht verfolgt, ist nur für ihn bezeichnend — in welcher Art, wurde bereits gezeigt (Anm. 165).

Thomas Mann's Novelle: Der Tod in Venedig.*

In diesem Werk erhebt sich die psychologische Kunst des Dichters zur Höhe stolzer Selbstgenügsamkeit. Daher der Verzicht auf Schilderung der bunten Außenwelt, wo ein Ich gegen das andere stößt und wirkt, daher der Mangel an Handlung. Erst am Ende tritt ein Ereignis ein, das diesen Namen verdient, und nicht einmal das eine kommt überraschend. Denn daß der Held der Erzählung in Venedig stirbt, ist schon in der Überschrift angedeutet. Selbst das einfachste Mittel, inneres Erleben in äußeres zu verwandeln, das Gespräch, wird nur spärlich angewendet. Neben dem Protagonisten stehen fast lauter stumme Personen. Auch bleiben sie alle in dem unsicheren Dämmerlicht und der weiten Entfernung, in der sie der Held zu sehen bekommt. Deshalb gewinnen sie kein selbständiges Sein, sondern wirken nur als Erscheinungen seines rastlos flutenden Innenlebens.

Streng entsagt demnach der Dichter der Lust am Fabulieren, der behaglichen Redseligkeit und der gestaltenfrohen Schöpferlaune. All dies paßt eben nicht für die Darstellung von „Beobachtungen und Erlebnissen“ eines „Einsam Stummen“ (S. 49), der aus kleinen Vorgängen in der Außenwelt große Erlebnisse macht und durch diese „übertreibende und vertiefende“ Art den Weg zum dich-

* „Der Tod in Venedig“, Novelle von Thomas Mann. S. Fischer, Verlag, Berlin, 1913.

tenden Schaffen findet, aber auch in unerlaubte Absonderlichkeiten hineingerät.

Ein Dichter also, der an seiner scharf geprägten Eigenart schwer zu leiden hat, ein Mann, gleich merkwürdig für den Seelenmaler wie für den Seelenforscher, steht nicht bloß im Mittelpunkt, sondern füllt sogar die Novelle.

Die äußeren Umrisse seines Lebens sind einfach genug, um mit wenigen Worten skizziert zu werden. Georg Aschenbach entstammt einer altpreußischen Familie von Beamten und Offizieren. Sein Vater war ein höherer Justizbeamter in L., einer Kreisstadt der Provinz Schlesien. Beinahe noch Gymnasiast, besitzt Aschenbach als Schriftsteller einen Namen. Durch eine Reihe großer Romane, die er in rastloser Arbeit schafft, erhält und mehrt er seine Geltung. Zu seinem 50. Geburtstage wird er von einem deutschen Fürsten geadelt und heißt nun Georg von Aschenbach. Proben aus seinen Werken finden sogar in die Schullesebücher Aufnahme (2. Kap.).

Immer mit seiner Kunst beschäftigt, führt er ein ruhiges, aber eng umschränktes Leben. Nach mancherlei Versuchen, sich anzusiedeln, ist er schließlich in München seßhaft geworden (S. 30). Seitdem geht er nicht mehr auf Reisen, sondern bezieht bloß die Sommerfrische, die er sich durch Ankauf eines Häuschens im bayrischen Hochgebirge geschaffen hat (S. 15). Für sein äußeres Behagen sorgt ein Diener und eine alte Magd, für sein inneres niemand (S. 18). Denn die Ehe, die er mit einem Mädchen aus gelehrter Familie schloß, wurde „nach kurzer Glückszeit“ durch den Tod getrennt und das Kind, das ihm blieb, eine Tochter, ist bereits verheiratet. Aber so einsam und einförmig seine Tage dahingehen, er fühlt sich dadurch nicht beschwert und kommt, ohne eine Änderung zu versuchen, bis in die späten Mannesjahre (S. 30).

Da beginnt unter dem lastenden Druck einer stets

wachsenden Müdigkeit seine Arbeitsfreude zu verkümmern. An ihre Stelle tritt mit einem Schlag eine unbändige Reise-lust. Sie überfällt den Dichter beim Anblick eines seltsam fremdartigen Touristen, mit dem er auf der Heimkehr von einem längeren Spaziergang an einem milden Frühlings-abend zusammentrifft. Unter dem Eindruck dieser Begeg-nung faßt er den Entschluß, im Süden an der Meeresküste ein paar Wochen auszuruhen (1. Kap.). Nun fährt er zu-nächst nach Brioni, kann sich aber dort nicht eingewöhnen. Mächtig lockt dagegen Venedig und der Lido (S. 33 ff., 41 ff.). Hier erfüllt sich sein Schicksal. In dem Hotel, wo er ab-steigt, wohnt bereits eine polnische Aristokratin mit ihren Kindern, zwei älteren Mädchen und einem halbwüchsigen Knaben, den sie Tadzio nennt (S. 51 f., 66). Tadzios un-gewöhnliche Schönheit und Anmut weckt in der Seele des Künstlers augenblicklich bewundernde Teilnahme, hier-auf beseligende Liebe, schließlich verzehrende Leidenschaft. Zur selben Zeit hat sich in der Lagunenstadt die Cholera eingenistet und fordert zahlreiche Opfer. Die Stadt-behörde glaubt sich verpflichtet, zunächst das bedrohte Fremdengewerbe zu beschützen, und versucht deshalb, das furchtbare Übel zu verbergen (S. 123).

Aschenbach gehört nicht zu den Getäuschten (S.128 ff.). Aber von seiner Leidenschaft gefesselt, bleibt er trotzdem in der verseuchten Stadt und warnt auch nicht die Mutter des Geliebten (S.128). Endlich rüstet diese doch zur Abreise (S. 142). Am nächsten Tage erkrankt der Dichter und stirbt nach wenigen Stunden.

Mit dieser biographischen Skizze ist die Vorarbeit geleistet, deren wir bedürfen, um das Leben Aschenbachs psychologisch zu durchforschen.

In einem früheren Werk, der Novelle: „Königliche Hoheit“, hat Thomas Mann mit größter Lebendigkeit gezeigt, daß es für die Charakterbildung von entscheidender

Bedeutung ist, wenn das natürliche Schwächegefühl des Kindes durch irgend eine Minderwertigkeit seines Körpers über Gebühr gesteigert wird.

Königliche Hoheit ist nämlich ein Prinz, den das quälende Bewußtsein, daß seine linke Hand von Geburt verkümmert ist, in seiner ganzen Entwicklung nachhaltig beeinflußt.

Nun hat wohl die Natur unseren Georg Aschenbach keineswegs so stiefmütterlich behandelt wie jenes Fürstenkind. Doch blieb er in seinem Wuchs immer etwas unter Mittelgröße²⁰⁵, seine Gestalt fast zierlich (S. 30) und sein Organismus war von nichts weniger als robuster Verfassung (S. 21)^{205a}. Zu fühlen bekam er das spätestens in dem Augenblick, als ihn ärztliche Fürsorge vom Schulbesuch ausschloß (S. 21). Aber ein klares Zeugnis über seine Wertung körperlicher Zustände bietet erst eine Episode aus dem Anfang seines venetianischen Aufenthaltes (S. 56 ff.). Gleich am zweiten Tag wird er unwohl, weil er den Scirocco nicht vertragen kann. Schon einmal hat ihn ein solcher Anfall aus der Lagunenstadt vertrieben. Und auch jetzt faßt er zunächst den Entschluß abzureisen (S. 69). Wie er aber am folgenden Tag zum Bahnhof fährt, scheint ihm „seine physische Niederlage“ so schmähhch, so um jeden Preis hintanzuhalten, daß er die leichtfertige Ergebung nicht begreift, mit welcher er gestern, ohne ernstlichen Kampf, sie zu tragen und anzunehmen beschlossen hat (S. 74 ff.). Umso größer ist sein Glücksgefühl, als ihm die Verschickung seines Gepäcks an einen falschen Bestimmungsort den willkommenen Vorwand bietet, seinen Reiseplan umzustoßen und auf den Lido zurückzukehren (S. 76).

Einem Menschen, in dem das Bewußtsein körperlicher Ohnmacht das demütigende Gefühl der Niederlage weckt, kann es nur erwünscht sein, Schicksalsgenossen zu finden. Darum gewährt es unserem Dichter eine gewisse Beruhigung

oder sogar Genugtuung, daß er bei seinem jungen Liebling Spuren von Kränklichkeit und Schwäche wahrnimmt. Einer solchen Art von Sympathie für die Schwachen entspricht natürlich eine gleich starke Antipathie gegen die Starken²⁰⁶ und die bewirkt, daß sich Aschenbach in seinen Kinderjahren von den begünstigten Altersgenossen, welche dem Schulbesuch gewachsen waren, absichtlich fernhielt, ohne Kameradschaft aufwuchs und so der Einsam-Stumme wurde, als den wir ihn bereits kennen (S.21). Aus dem Mangel an erleichternder Aussprache erklärt sich wieder, daß die von außen kommenden Reize bei Aschenbach eine Hochspannung erreichen, die zur Entladung in poetischen Selbstbekenntnissen drängt²⁰⁷. Außerdem wächst mit seinem Bedürfnis, allein zu bleiben, auch die Neigung, sich grüblerisch in das eigene Ich zu versenken. Darin brachte es unser Dichter frühzeitig so weit, daß er versuchen konnte, seinem Leben ein Prognostikon zu stellen. Die nötigen Anhaltspunkte fand er in seiner Familie. Er erkannte, daß er einem Geschlecht angehöre, in dem nicht das Talent, wohl aber die physische Basis eine Seltenheit war, deren das Talent zu seiner Erfüllung bedarf, einem Geschlecht, das früh sein Bestes zu geben pflegt und in dem das Können es selten zu Jahren bringt (S. 22).

Derlei Reflexionen erzeugten eine grillenhafte Besorgnis, die Uhr möchte abgelaufen sein, bevor er das Seine getan und völlig sich selbst gegeben hatte. Diese Befürchtung hegte er stets. Nur daß sie stärker wurde, als er in die Jahre kam, wo sie „nicht mehr als bloße Grille von der Hand zu weisen war“²⁰⁸ (S.15). Und gerade an jenem Frühlingsabend, da er bei der Heimkehr vom Spaziergang den Entschluß faßt, sich ein paar Wochen im Süden zu erholen, arbeitet im Innersten seiner Seele der Gedanke an den Tod. Daher die große Aufmerksamkeit, die Aschenbach bei einer Friedhofshalle, wo er die Tram erwartet, den goldglänzenden In-

schriften schenkt, welche die Vorderseite des Gebäudes zieren (S. 11). Am Ziel seiner Reisesehnsucht, in Venedig, empfängt er den ersten, starken Eindruck von der Fahrt zum Lido, weil die schwarze Gondel, die ihn trägt, an Tod, an Bahre und düsteres Begräbnis und letzte schweigsame Fahrt gemahnt (S. 42).

Auch überfällt ihn der Gedanke, der spitzbübische Gondolier, mit dem er zu tun bekommt, wolle ihn am Ende gar hinterrücks mit einem Ruderschlag ins Haus des Hades senden (S. 47). Mithin ist Aschenbach unablässig von offener oder heimlicher Todesfurcht bedrängt. Zugleich fürchtet er selbstverständlich auch den Vorboten des Todes, das Alter. Und so lebt in unserem Dichter nicht bloß der heiße Wunsch, zu hohen Jahren zu gelangen, sondern auch die brennende Sehnsucht nach erneuter Jugend. Offen bekennt er freilich nur den starken Lebenswillen, den er durch die Verschränkung mit künstlerischem Schaffenstrieb zu adeln weiß.

Wahrhaft groß und umfassend, wahrhaft ehrenwert ist nämlich nach seinem Dafürhalten nur das Künstlertum zu nennen, denn es beschieden ist, auf allen Stufen des Menschlichen charakteristisch fruchtbar zu sein (S. 22).

Der Gedanke an Verjüngung ist zu wirklichkeitsfremd, zu possenhaft, um sich so leicht vorwagen zu können. Aber ein seltsames Reiseabenteuer auf der Überfahrt von Pola nach Venedig eröffnet einen verräterischen Einblick in Aschenbachs Unbewußtes (S. 35). Unter einer Gruppe von Polesaner Handelsgehilfen, die sich in angeregter Laune zu einem Ausflug nach Venedig vereinigt haben, tut sich einer mit krähender Stimme vor allen anderen hervor. Kaum aber hat ihn Aschenbach ein wenig genauer ins Auge gefaßt, als er mit einer Art von Entsetzen erkennt, daß der Jüngling falsch ist. Schminke, Haarfärbemittel, Perücke, falsche Zähne, eine übermodisch bunte Kleidung geben ihm einen trüglichen Schein von Jugend. „Schauerlich angemutet

sah Aschenbach ihm und seiner Gemeinschaft mit den Freunden zu. Wußten, bemerkten sie nicht, daß er alt war, daß er zu Unrecht einen der ihren spielte? Ihm war, als lasse nicht alles sich ganz gewöhnlich an, als beginne eine träumerische Entfremdung, eine Entstellung der Welt ins Sonderbare um sich zu greifen.“ Dieses bis in das Körperliche eingreifende Gefühl schwindelnder Unsicherheit, welches unserm Dichter bei der Begegnung mit dem widerlichen Alten aufsteigt und sich nach der Ankunft auf dem Lido nochmals regt (S. 50), ist wohl kaum zu trennen von der Stimmung bangen Zweifels, die ihn gegen das Ende der Seefahrt unweit der Küste Venetiens überkommt.

Ergriffen von alledem, was an Ehrfurcht, Glück und Trauer in Platens venetianischen Sonetten zu maßvollem Gesang geworden, prüft er sein ernstes und müdes Herz²⁰⁹, ob eine neue Begeisterung und Verwirrung, ein spätes Abenteuer des Gefühls dem fahrenden Müßiggänger vielleicht noch vorbehalten sein könnte (S. 39).

Wie deutlich zeigt sich da, daß er selber wieder jung sein möchte.^{209a} Freilich verlangt er nicht wie jener alte Geck nach dem äußeren Schein der Jugend, sondern gleich nach einem echten Merkmal, der unberührten Frische des Empfindens. Gewiß ein höchst charakteristischer, aber keineswegs prinzipieller Unterschied. Der liegt wohl eher darin, daß der Stutzer ernstlich und äußerlich erfolgreich bemüht ist, sich zu verjüngen, während es der Dichter bisher nur ersehnte. Doch ist auch dieser Gegensatz durchaus nicht unüberbrückbar. Denn hinter Aschenbachs staunendem Entsetzen über den „falschen Jüngling“ birgt sich sein Bedauern, daß er selbst dem schleichenden Alter so gar keinen Widerstand geleistet hat. Überdies sieht er auch schon eine tröstliche Hoffnung schimmern. Venedig, das für Platens Dichtergeist zum aufrüttelnden Erlebnis

wurde, sollte es nicht ebensogut sein Innenleben aus den gewohnten Bahnen reißen und mit neuem, höheren Schwung beflügeln? Nun wird ihm wohl durch den Scirocco die Lagunenstadt binnen zwei Tagen so verleidet, daß er mit dem festen Vorsatz, sie für immer zu verlassen, vom Hotel zum Bahnhof fährt. Kaum erhält er aber die Meldung, daß sein Gepäck falsch befördert wurde, da ist er auch schon entschlossen, wieder umzukehren.

Die Freude, die er darüber empfindet, bildet das genaue Widerspiel des Schmerzes, der ihn bei der Abreise bedrückte. Damals sah er sich in der demütigenden Rolle des alternden Mannes, den körperliche Schwäche aus dem Ort seiner Wahl vertreibt (S. 75). Jetzt fährt er mit dem Übermut eines entlaufenen Knaben zurück zum Lido (S. 77). Also fühlt er sich alt, wenn er von Venedig scheidet, und jung, wenn er wiederkehrt. Dafür gibt es nur eine Erklärung. Das märchenhafte Venedig gilt unserem Dichter als ein Zauberreich der Jugend, aus dem er nicht vertrieben werden möchte. Klar bewußt wurde ihm das freilich nicht. Ja, als er im Bäderhotel seinen schönen Hausgenossen, den jungen Tazio, wiedersah, meinte er sogar, nur um dieses Knaben willen sei ihm der Abschied gar so schwer gefallen. Aber was ist seine Neigung zu Tazio? Doch eben jenes späte Abenteuer des Gefühls, das ihm begegnet, weil er es sucht, und das er sucht, weil er, der tatenscheue Träumer, dem Gefühl alles ist, in neuer Liebe neues Leben findet. Mag er sich also von Venedig, mag er sich von Tazio angezogen fühlen, im Grunde verfolgt er nur das eine Ziel, sich zu verjüngen. Ein vergebliches und sogar ein tragisches Bestreben. Denn der blühende Knabe, dem sein altes Herz die neue Begeisterung und Verwirrung dankt, erinnert ihn auch, daß er selbst doch beinahe schon ein Greis ist. Und willig, allzu willig hört der nie beruhigte Zweifler die stille Mahnung, tritt vor den Spiegel, sieht sein graues Haar, sein müdes,

schlafes Gesicht, und erleidet eine schwere Erschütterung seines Selbstgefühls (S. 67).

Um sich innerlich wieder aufzurichten, dachte er an seinen Ruhm und daß ihn viele auf der Straße kannten und ehrerbietig betrachteten. Alle äußeren Erfolge seines Talentes rief er auf, die ihm irgend einfallen wollten und gedachte sogar seiner Nobilitierung. Aber angesichts der süßen Jugend, die es ihm angetan, will das alles auf die Dauer nicht verfangen. Bald ekelt ihn sein alternder Leib. Der Anblick seines grauen Haares, seiner schlaffen Gesichtszüge stürzt ihn in Scham und Hoffnungslosigkeit. Da ist er reif für den Kosmetiker, der ihm die Haare schwärzt und lockt, seine Wangen, seine Lippen auffrischt und sich erst zufrieden gibt, bis er ihn mit seiner Schmeichelkunst zum blühenden Jüngling umgelogen hat (S. 134).

Und da Aschenbach nunmehr auch jugendliche Kleidung anlegt, wird er zum leibhaftigen Ebenbild jenes greisen Stutzers, dessen erborgte Jugend ihn wenige Wochen zuvor angewidert und entsetzt hat.

So unwiderstehlich ist jetzt seine Angst vor dem Alter. Sie wäre aber nicht zu solcher Macht gelangt, hätte er nicht seit jeher an übermäßiger Todesfurcht gelitten. Und die entstammt wieder einem Gefühl angeborener Schwäche, welche schon seine Kinderzeit verdüstert hat. Natürlich reichen auch Aschenbachs Versuche, das drückende Übel zu überwinden, weit hinter jene widerwärtige Verjüngungskur zurück.

Schon in frühen Jahren begann er seine Schwäche zu bekämpfen und die Parole dieses Kampfes lautet: „Durchhalten“^{209 b}. In seinem Friedrich — einer klaren und mächtigen Prosaepopöe vom Leben des großen Preußenkönigs — sah er nichts anderes als die Apotheose jenes Befehlswortes, das ihm als der Inbegriff leidend tätiger Tugend erschien (S. 22).

Aber auch seine eigene Lebensführung brachte das „Durchhalten“ zum Ausdruck und zwar so deutlich, daß es einen feinen Beobachter zur mimischen Darstellung reizte (S. 21). In einer Gesellschaft äußerte er über den Dichter, der damals in Wien erkrankt war: „Sehen Sie, Aschenbach hat von jeher nur so gelebt“ — und der Sprecher schloß die Finger seiner linken Hand fest zur Faust — „niemals so“, und er ließ die geöffnete Hand bequem von der Lehne des Sessels hängen. Aschenbach selbst, der seine Persönlichkeit am allereifrigsten zergliedert, hat das Bewußtsein, ein Leben des „Trotzdem“ geführt zu haben. Auch darin liegt eine Absage an die Schwäche. Denn an einer Stelle, die sich als Zitat aus seinen Schriften gibt, behauptet er, daß beinahe alles Große, was dastehe, als ein Trotzdem dastehe, trotz Kummer und Qual, Armut, Verlassenheit, Körperschwäche, Laster, Leidenschaft und tausend Hemmnissen zustande gekommen sei (S. 24)²¹⁰.

Dieses Trotzdem, das mit tausend anderen Hemmnissen auch des Dichters allerpersönlichste Not, die Körperschwäche, überwindet, ist gewissermaßen das Negativ zu seinem neuen, zeitgemäßen Heldenideal, jenem „Heroismus der Schwäche“, den er im eigenen Selbst, aber auch in zahlreichen Gestalten seiner Dichtungen verkörpert (S. 24)²¹¹. Er zeichnet „die elegante Selbstbeherrschung, die bis zum letzten Augenblick eine innere Unterhöhlung, den biologischen Verfall, vor den Augen der Welt verbirgt^{211a}, die gelbe, sinnlich benachteiligte Häßlichkeit, die es vermag, ihre schwelende Brunst zur reinen Flamme zu entfachen, ja, sich zur Herrschaft im Reich der Schönheit aufzuschwingen²¹², und die bleiche Ohnmacht, welche aus den glühenden Tiefen des Geistes die Kraft holt, ein ganzes übermütiges Volk zu Füßen des Kreuzes, zu ihren Füßen niederzuwerfen“²¹³. Betrachtete man all dies Schicksal und wie viel gleichartiges noch, so konnte man zweifeln, ob es

überhaupt einen anderen Heroismus gebe, als denjenigen der Schwäche¹⁹⁹, ²¹⁴.

Jedenfalls gehört aber zu allem Heldentum notwendig der Heldenruhm. Und so ist denn Aschenbachs ganzes Wesen auf den Ruhm gestellt²¹⁵ (S. 19). Das machte ihn, wenn nicht eigentlich frühreif, doch früh für die Öffentlichkeit reif und geschickt. Dank der Entschiedenheit und persönlichen Prägung seines Tonfalls besaß er, beinahe noch Gymnasiast, einen Namen. Für seine weitere Entwicklung hatte es entscheidende Bedeutung, daß ihr Verlauf von der Teilnahme, dem Massenzutrauen einer breiten Öffentlichkeit begleitet war. Er gewöhnte sich in die Verbindlichkeiten des Ruhms und stieg bewußt, trotzig, alle Hemmungen des Zweifels hinter sich lassend²¹⁶, zur Würde empor (S. 29).

Von seinem Schreibtisch aus wußte er zu repräsentieren, seinen Ruhm zu verwalten, in einem Briefsatz, der kurz sein mußte — denn viele Ansprüche dringen auf den Erfolgreichen, den Vertrauenswürdigen, ein — gültig und bedeutend zu sein (S. 20).

Ging er über die Straße, so beobachtete er es mit Genugtuung, daß ihn viele kannten und ehrerbietig grüßten (S. 68). Die Aufnahme ausgewählter Seiten seiner Schriften in die vorgeschriebenen Schullesebücher war ihm als amtliche Anerkennung seiner Kunst willkommen (S. 29). Daß er auch den persönlichen Adel annahm, den ihm ein deutscher Fürst zum 50. Geburtstage verlieh, entsprach derselben Neigung, sich als Aristokrat zu fühlen (S. 110), die seit jeher in seinem starken Interesse für die Vorfahren zum Ausdruck kam. Aber gerade an diesem Punkt merken wir, daß der Sieg über die Hemmungen des Zweifels, der ihm den Aufstieg zur Würde bahnte, keineswegs entscheidend war und ein innerer Widerspruch gegen sein gesteigertes Selbstgefühl niemals ganz verstummte.

Es freut ihn, von Männern abzustammen, die als Offi-

ziere, Richter, Verwaltungsbeamte im Dienst des Preußenkönigs ihr straffes, karges Leben geführt hatten (S. 19). Dafür empfand er aber sein eigenes, der Kunst geweihtes Leben als Entartung (S. 110). Freilich sucht er, der Mann des Trotzdem, selbst dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Die Ahnen haben ihre besten Kräfte dem preußischen Königstum gewidmet. Ihr Enkel tut in seiner Weise ein Gleiches, indem er Preußens größten König, den zweiten Friedrich, in einer gewaltigen Prosaepopöe verherrlicht (S. 19)²¹⁷. Jene waren pflichttreue Beamte und tapfere Soldaten. Er aber versieht sogar ein heiliges Amt und hat einen endlosen Krieg zu führen. Denn mit seiner Kunst übt er den hehren Beruf eines Volkserziehers (S. 29) und sein aufreibendes Ringen nach Schönheit gilt ihm als Kriegsdienst. So wetteifert er mit den Vorfahren und sucht sich zu überzeu- gen, er leiste genug, um selbst ihnen Achtung seiner Eigenart abzurufen. Zu solcher Zuversicht gelangt er aber erst in reifen Mannesjahren, auf dem Gipfel seiner Meisterschaft. Als junger Künstler hat er noch im Bürgersinn der Väter über das fragwürdige Wesen der Kunst gespottet (S. 26 f.)²¹⁸. Und sobald ihm eine stets wachsende Müdigkeit das Nahen des Alters verkündet (S. 9, vgl. S. 82), wird er seiner Kunst zum zweiten Male und diesmal ernstlich untreu. Das zeigt sich zunächst bei der Arbeit selbst in einer durch „nichts mehr zu befriedigenden Ungenügsamkeit“ (S. 17)²¹⁹.

Die überspannten Forderungen, die er gegen seine Schaffenskraft erhebt, werden ihr zur schweren Hemmung und lähmen sie schließlich völlig. Jetzt vermag ein an sich geringfügiges Erlebnis, die Begegnung mit einem seltsam fremdartigen Wanderer, seine Seele mit ungewohnter, bis in die fernsten Fernen schweifender Reiselust zu füllen (S. 13).

„Und nur zu gut wußte er, woraus diese Anfechtung so unversehens hervorgegangen war. Flucht drang war sie,

die Sehnsucht ins Ferne und Neue — diese Begierde nach Befreiung, Entbürdung und Vergessen —, der Drang hinweg vom Werk, von der Alltagsstätte eines starren, kalten, leidenschaftlichen Dienstes“ (S. 16)²²⁰.

Und dieser Drang treibt ihn fort — im Wachtraum bis in die wunderbare Urwaldwildnis Indiens (S. 13), in Wirklichkeit nur bis Venedig, aber doch in das märchenhaft abweichende, das „wunderlich wundersame“ Venedig (S. 82). Von dort läßt er sich nicht einmal durch die Cholera vertreiben. Denn der Gedanke an Heimkehr — Besonnenheit, Nüchternheit, Mühsal und Meisterschaft — widert ihn in solchem Maße an, daß er sein Gesicht bis zum Ausdruck physischer Übelkeit verzerrt (S. 129).

Ein paar Tage später bedauert er wohl, so zügellos geworden zu sein, schiebt aber die Schuld auf seinen Stand, indem er die Dichter für liederlich und Abenteurer des Gefühls erklärt (S. 140). Wie fern ihm selbst liederliche Abenteuer lagen, solange er dem starren, kalten Dienst der Kunst ergeben war, übersieht er bei seinem Verdammungsurteil. Denn er will nun einmal die Kunst erniedrigen, um sich selber zu erhöhen. Was kann er aber noch bedeuten, wenn er sich nicht mehr mit Stolz als Künstler fühlt? Er bleibt der Sprößling verehrungswürdiger Ahnen. Von ihrem Bürgersinn erfüllt, nennt er jetzt die Meisterhaltung des Stils Lüge und Narrentum, heißt den Ruhm und Ehrenstand der Dichter eine Posse, findet das Vertrauen der Menge zu ihnen höchst lächerlich und verwirft Volks-erziehung durch die Kunst als ein gewagtes und zu verbotendes Unternehmen. Ein scharfer Widerspruch gegen die Kunstbegeisterung seiner Mannesjahre klingt in diesem altväterlich strengen Urteil. Doch nicht minder deutlich ist die Harmonie mit den Ansichten, die er als Jüngling über das fragwürdige Wesen der Kunst geäußert hat.

So schließt sich Aschenbachs innere Entwicklung zu

einer Kreisbahn, in der Jugend und Alter am nächsten benachbart sind. Auf den ersten Blick mag das seltsam erscheinen, bei näherer Betrachtung wird es wohl verständlich. Sind doch Jugend und Alter die Zeiten, wo der Mensch die geringste Kraft hat, also böse Zeiten für unseren Dichter. Denn sie machen seinen rastlosen Kampf gegen das Gefühl der Schwäche zur beschämenden Niederlage und das genügt, um auch das beste Bollwerk seiner Selbstachtung, seine Kunst, kläglich zu entwerten. Stärker noch als in der Jugend geschieht das im Alter, dessen Ohnmacht durch vollständige Hoffnungslosigkeit vergrößert wird. Übrigens bringt der alternde Dichter das Bekenntnis der Schwäche noch in anderer Form zum Ausdruck: Er gedenkt wehmütig der anständigen Männlichkeit seiner Vorfahren und plagt sich mit dem Zweifel, ob er auch sein Leben männlich nennen dürfe. Anfangs vermag er wenigstens zu bejahen (S. 110). Bald aber ist die einzige Stütze für seinen gebeugten Mannesstolz der Kosmetiker, der ihm mit seinen Mittelchen falsche Jugend leiht und hierauf versichert, er könne sich nunmehr getrost verlieben (S. 136).

Sobald auch dieser letzte Behelf vernutzt ist, erklärt Aschenbach in jener Anklagerede, die er im Geist gegen die Dichtkunst richtet: „Mögen wir (Dichter) auch Helden sein auf unsere Art, so sind wir doch wie Weiber“²²¹. Wie das gemeint ist, wird sogleich klar, wenn man sich bloß erinnert, in welcher Art Aschenbach selbst ein Held ist.

Er besitzt den Heroismus der Schwäche. Wenn er nun seine Schwäche als weibisch ansieht, dann darf er immerhin glauben, weibisch und heldenhaft zugleich zu sein. Freilich bekennt er sich damit zu einer Art geistigen Zwittertums und so hat die peinlichste Wirkung des Schwächegefühls, der Zweifel an der eigenen Männlichkeit, den denkbar höchsten Grad erreicht.

Aschenbach zweifelt aber auch an dem sittlichen Wert

seines Charakters. Hat er, hat überhaupt ein Dichter die Kraft, den Aufstieg zur Würde zu vollbringen, oder lockt ihn und die anderen unwiderstehlich der Abgrund? (Vgl. S. 139.)

Nur diese beiden äußersten Grenzfälle zieht er in Betracht. Denn sein Denken vernachlässigt grundsätzlich die vermittelnden Übergänge und sieht daher dicht neben dem Weib den Helden, hart am Abgrund den Gipfel, nahe bei der Verworfenheit die Würde.

Als Würde gilt aber dem Dichter nur Manneswürde²²². Seine sittlichen Bedenken führen demnach zurück zur Frage, ob er ein ganzer Mann ist, und die stammt wieder aus dem Gefühl der Schwäche. Hier also liegt die tiefste Wurzel jener quälenden Unsicherheit, die auf allen Linien seines Seelenlebens herrscht und die ihn nötigt, als geistige Richtpunkte Antithesen zu verwenden, welche den Gegensatz des Oben und Unten, Guten und Bösen, Männlichen und Weiblichen bis ins Pathetische steigern. Schließlich versagen ihm alle diese Orientierungsbehelfe. Sobald nämlich die Keime der bösen Seuche in seinen Körper dringen und dessen Schwäche in tödliches Siechtum wandeln, wird die zaghafte Unsicherheit seines Geistes zum ängstlichen Gefühl der „Ausweglosigkeit“ (S. 142).

Überblicken wir nun, was wir bisher zum Verständnis von Aschenbachs Geistesart gewonnen haben, so ergibt sich, daß in den Grundlagen seiner Entwicklung nichts enthalten ist, was nur die Eigentümlichkeit eines Einzigen sein könnte.

Und wirklich hat Aschenbach viele seinesgleichen. Unter ihnen findet er die eifrigsten Leser und dankbarsten Bewunderer. Denn der Heldentypus, den er im Ebenbild des eigenen Ich geschaffen hat und deshalb in immer neuen Abwandlungen darstellt, zeigt ihnen die Züge ihres Wesens. Diese Menschen, „die schmächtig von Wuchs und spröde von

Mitteln, durch Willensverzückerung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeitlang die Wirkung der Größe abgewinnen“ (S. 25), sie sind, mit einem Wort gesagt, Heroen der Schwäche. Sie arbeiten am „Rande der Erschöpfung, sind schon aufgerieben, halten sich aber dennoch aufrecht“. An ihren Leiden vermögen wir sie zu erkennen. Ihr „zeitgemäßes Heldentum“ ist zugleich die Krankheit des Zeitalters, die Nervosität.

Aber der Blick des Dichters gibt sich nicht dem äußerlichen Symptom, der vielberufenen Überarbeitung gefangen, sondern dringt hinab in jene Wesenstiefen, wo ein peinliches Gefühl für die Spärlichkeit der natürlichen Gaben und sein unvermeidliches Widerspiel, ein verzückter Wille zur Größe, die Krankheit begründen. Der Schulweisheit zünftiger Seelenforscher blieben freilich solche Einsichten versagt. Aber abseits von ihren Kathedern entwarf gleichzeitig mit unserem Dichter ein Wiener Arzt, Dr. Alfred Adler, ein Bild des nervösen Charakters, das auf Aschenbach so gut wie auf die anderen Helden der Schwäche paßt.

Denn auch Adler betrachtet ein in der frühesten Jugend entstandenes Gefühl der Schwäche als die treibende Macht im Seelenleben des Nervösen. Ebenso kennt er die nie fehlende Gegenkraft, das Streben nach Größe, Erhöhung, Männlichkeit.

Als Folgen des Kampfes der beiden feindlichen Tendenzen gelten ihm einerseits Überleistungen aller Art, vor allem geniale Kunstwerke, andererseits ein geistiges Zwittertum, ein unruhiges Hin und Her zwischen einem Oben und Unten, mit einem Wort ein bohrender Zweifel an sich selbst. Endlich weiß er auch, daß all diese Seelennot keineswegs mit den Jahren schwindet, vielmehr leicht genug bis zur völligen Vernichtung der geistigen Gesundheit anwächst, sobald die Altersschwäche dem Gefühl der angeborenen Minderwertigkeit neue Nahrung bietet.

So wird der Überblick über Adlers Theorien zum Rück-

blick auf die innere Entwicklung unseres Helden. Den glauben wir nun so weit zu verstehen, daß wir versuchen dürfen, auch seine Liebe zu dem schönen Tadzio zu begreifen. Freilich ist das nichts weniger als leicht, denn sie ist normwidrig, diese Leidenschaft für einen Knaben, und daß sie im Herzen eines alternden Mannes aufkeimt, gibt ihr noch überdies den problematischen Charakter des „Johannisstrieb.“ Und wenn schon verbotene und verspätete Neigung über den würdevollen Dichter kommt, warum widersteht er ihr nicht einmal in dem Augenblick, da er ihrer inne wird, sondern nimmt sie sogleich gelassen auf mit bereitwillig willkommen heißender Gebärde? (S. 80.) Eine neue Frage, aber sie verwickelt uns nicht in neue Schwierigkeiten, sondern führt zurück zu alten wohlbekanntem Dingen.

Wir erinnern uns nämlich, daß für Aschenbach „das späte Abenteuer des Gefühls“ ein mindestens halb bewußt gewähltes Mittel ist, sich zu verjüngen (S. 39, vgl. S. 95). Bei dieser Auffassung verliert sein Johannistrieb die Kennzeichen des Triebhaften, Blindheit und Absichtslosigkeit, wird aber zugleich um ein gutes Stück verständlicher.

Weiteren Einblick gewährt sodann die einfache Erwägung, daß dem, der sein Herz verjüngen will, das allerabenteuerlichste Herzensabenteuer auch das allerliebste sein muß (vgl. S. 96). Was wäre aber abenteuerlicher, als daß der ahnenstolze Sproß einer preußisch strengen Beamten- und Offiziersfamilie, der schulfähige Musterschriftsteller, im gesetzten Alter einer abnormen Neigung zu einem schönen Knaben huldigt²²³ (Vgl. S. 39). Demnach müßte der Zweck, dem diese Neigung dient, nicht bloß für ihre Entstehung, sondern auch für ihre Richtung von maßgebender Bedeutung sein. Und wirklich zeigt sich, daß im selben Augenblick, wo der Wunsch nach Verjüngung das neue Liebessehnen weckt, auch schon ein Gedanke an Knabenliebe in Aschenbachs Seele tritt.

Der gefährliche Eindringling benützt freilich einen tief versteckten Schleichpfad. Von Aschenbachs Seereise, die sich ihrem Ende nähert, geht er aus, gelangt zu einem älteren Dichter, der einst desselben Wegs gefahren kam, zu Platen, und steht auch schon bei dessen venezianischen Sonetten (S. 39). Ehrfürchtige Bewunderung für die Stadt der Dogen verzweigt sich dort mit schwärmerischer Liebe zu einem jungen Nobile. Das kann dem bewundernden Kenner dieser Gedichte, der sie zum Teil wörtlich im Gedächtnis hat, auf keinen Fall entgangen sein, obgleich es ihm gerade jetzt nicht bewußt wird. Die Erinnerung an den berühmten Knabenfreund ist daher unbedingt von symptomatischer Bedeutung. Sie hat aber auch verursachende Kraft.

Mit Platen, dem gräflichen Dichter, ist nämlich Georg von Aschenbach durch eine in Kunst und Leben gleich wirksame Neigung zu adeliger Vornehmheit nah verbunden (S. 29)^{223a}. Und so läßt er sich von der Macht des Beispiels, das der ältere Gesinnungsfreund ihm gibt, auf das abgelegene Gebiet männlicher Erotik führen²⁰⁰. Im selben Sinne, nur weit stärker, beeinflußt ihn eine zweite, größere Persönlichkeit, ein Meister im Reiche der Geister, der alte Sokrates. (S. 65, 88, 139.) Auch ihm fühlt sich Aschenbach innerlich verwandt. Denn er hat die echt sokratische Leidenschaft, Menschen zu erziehen. Ihre Befriedigung sucht er in künstlerischer Arbeit, solange er der Kunst den Beruf zur Volks-erziehung zuschreibt.

Als ihn aber mit der Schaffenskraft und Lust auch der Glaube an die Kunst verließ, bedurfte sein Anspruch auf die Erzieherrolle einer neuen Begründung. Die schaffte er sich jetzt mit Hilfe seiner Liebe zu Tadzio. In Gedanken schmückt er nämlich den Geliebten mit dem Namen des schönen, vielgefeierten, vielumschwärmten Sokratikers Phaidros und fühlt dadurch sich selbst zu

Sokrates erhoben, dem liebeglühenden Meister einer liebreizenden Jüngerschar.

Auch wird ihm die sokratische Maske so vertraut, daß seine letzte Selbstbetrachtung, ihrem Inhalt nach eine Absage an die Kunst, die Form eines philosophischen Zwiegespräches mit Tazio-Phaidros annimmt.

Starke Anklänge an den platonischen Phaidros sind hier unverkennbar. Von genauer Bekanntschaft mit diesem Meisterwerk zeugt noch überdies ein Tagtraum, der dem Dichter die landschaftliche Szenerie des Dialogs mit hellseherischer Klarheit vor die Seele zaubert. Auch sonst verraten die Gedanken des einsamen Grüblers die Einwirkung platonischer Lehren.

Und darin liegt ein neues Moment für die Erklärung seiner normwidrigen Erotik. In Platons Schriften ist nämlich Sokrates nicht bloß mit dem Herzen ein begeisterter Anhänger der Knabenliebe, sondern versucht auch, dieses Gefühl theoretisch zu begreifen und seine Berechtigung nachzuweisen. Vor allem stellt er es in scharfen Gegensatz zur Frauenliebe. Denn diese dient nach seiner Meinung nur irdischer Lust und irdischer Fortpflanzung.

Wer aber Knabenschönheit liebt, dem werde sie zum teuern Abbild jener geistigen Schöne, die jenseits der groben Körperwelt im lichten Reich der reinen Formen wohnt und nur dem geistigen Auge offenbar wird. Für einen hochgestimmten Künstler wie Aschenbach klingen diese Gedanken, als hörte er von längst vertrauten Dingen²⁰¹ (S. 88).

Denn die reine Form im Geist zu schauen, ist ihm selbst vergönnt und daß den anderen wenigstens ihr sinnliches Abbild sichtbar werde, dafür spart er, der Meister des Stils, weder Fleiß noch Mühe.

Und wenn sein Schöpfergeist vom Götterberg der Ideen hinabschwebt, um diese in der Welt der Erscheinung zu verkörpern, dann begegnet er dem Liebesehnen des

Platonikers, der sich vom schönen Geschöpf hinaufschwingt zur Idee des Schönen. Wer so zu denken vermag, der fühlt eine solche Verwandtschaft zwischen platonischem Liebesdrang und künstlerischem Schaffenstrieb, daß er versuchen darf, diesen mit jenes Hilfe zu verstärken.

Auch liegt das unserem Dichter umso näher, als er sein Talent ermatten sieht, und wie die Erholungsreise nach dem Süden zeigt, ernstlich bemüht ist, die erlöschende Fähigkeit neu zu beleben.

Und wirklich erweist sich der sokratische Eros als ein rechter Nothelfer. Im Anblick des schönen Liebblings formt nämlich Aschenbach jene anderthalb Seiten erlesener Prosa, deren Lauterkeit, Adel und schwingende Gefühls- spannung binnen kurzem das Entzücken Vieler bilden sollte. Wie eine Probe auf die Richtigkeit der platonischen Lehre vom *τίκτειν ἐν τῷ καλῷ* (Gastmahl 206c) erscheint „der seltsam zeugende Verkehr“ der Dichterseele mit dem Leib des Knaben (S. 90 vgl. S. 67).

Freilich vollzieht sich dieses Wunder nur ein einziges Mal. Denn die Leidenschaft, die den Schwärmer zur Kunst zurückführt, reißt ihn auch über sie hinaus in den Rausch untätig schwelgenden Gefühls.

Ist aber darum das venezianische Liebesabenteuer zwecklos geworden oder schädigt es gar den Zweck der venezianischen Reise? Im Gegenteil! Jetzt dient es erst dazu, ihn wahrhaft zu erfüllen. Denn Stärkung der ermatteten Schaffenskraft war ja nur der Vorwand, mit dem Aschenbach seiner kühlen Vernunft die Zustimmung zu jener Fahrt ins Blaue abgewann. Ihre eigentliche Bestimmung war Flucht aus dem Beruf. Und diese so ins Werk zu setzen, daß sie vollzogen ist, ehe es dem Dichter selbst bewußt wird, dazu eignet sich gerade die übersinnlich-sinnliche Liebe zu Tadzio-Phaidros.

Allein zum vollen Verständnis der seltsamen Liebes-

wahl führt doch erst folgende Betrachtung: Geliebt hat Aschenbach nur in jungen Jahren. Das frühzeitige Erlöschen „der köstlichen Drangsale des Herzens“ (S. 96) ist befremdend, steht aber sicher im Zusammenhang mit einer anderen Eigentümlichkeit des Dichters. Er ist stolz, ein Mann zu sein, und dieser Stolz ist umso reizbarer, je schroffer ihm das Bewußtsein angeborener Schwäche gegenübersteht. Wer aber unter einem solchen Zwiespalt leidet, wird natürlich kein Liebesheld, sondern fürchtet, dem Weibe zu unterliegen. Darum meidet Aschenbach die Frauen²⁰² und sucht seinen Triumph in einer „intellektuellen Männlichkeit“ (S. 24), die sich durch die Kraft künstlerischer Leistungen bekundet. Erst das Ermatten seines Talentes treibt ihn zurück zur Liebe. Aber die Furcht vor der Frau wirkt trotzdem weiter. Also muß er sein Liebesbedürfnis beim eigenen Geschlecht befriedigen. Er tut es umso zuversichtlicher, als ihn gewisse Stellen des platonischen Gastmahls überzeugen, daß nur der Eros wahrhaft männlich ist, der gegen Frauenreize fühllos, vor Knabenschönheit anbetend niedersinkt.

Und nun hätten wir wohl Gründe genug, um zu erklären, daß sich der alte Aschenbach vom jungen Tadzio so mächtig angezogen fühlt. Desto seltsamer erscheint es, daß er sich dem Knaben doch nicht nähert, vielmehr seine Liebe in sich verschließt oder höchstens durch die Augen reden läßt (S. 91 f.).

Doch freilich einmal, da versucht er wirklich, mit dem Geliebten ins Gespräch zu kommen (S. 92). Die Gelegenheit ist gerade günstig. Früher Morgen, der Strand daher noch einsam — und Tadzio schlendert allein zum Meer hinunter. Um ihn einzuholen, beschleunigt Aschenbach seinen Schritt. Schon hat er ihn erreicht, schon schwebt ihm eine freundliche französische Phrase auf den Lippen, da beginnt sein Herz heftig zu pochen und von ängstlichen Besorgnissen bestürmt, schreitet er mit gesenktem Haupte stumm

vorüber. „Zu spät“ dachte er. Jedoch war es zu spät? Der Erzähler selbst wirft diese Frage auf und gibt auch gleich die rechte Antwort: „Dieser Schritt, den er zu tun versäumte, hätte sehr möglicherweise zum Guten, Leichten, zur heilsamen Ernüchterung geführt. Allein es war wohl an dem, daß der Alternde die Ernüchterung nicht wollte, daß der Rausch ihm zu teuer war.“ (Vgl. S. 88, 95, 109.)

Wenn wir es nicht aus anderen Stellen wüßten, so würden wir es doch hier erfahren, daß der Liebesrausch für Aschenbach ein Mittel ist, an die bedrohliche Nähe des Alters zu vergessen. Hier wird aber die wichtige Folgerung gezogen, daß der Dichter den Liebesrausch, der ihn über die Wirklichkeit erhebt, vor ihrem ernüchternden Einfluß schützen muß und daher zu seinem Liebling in keine wirkliche Beziehung treten darf. So gut wir das begreifen, so unverständlich wäre alles, was wie bewußte Entsagung klingt. Davon ist aber auch nicht im entferntesten die Rede. Unbewußt verzichtet Aschenbach mittels jener „komisch heiligen“ Angst, die ihm verbietet, seinen Liebling anzureden, dafür aber gestattet, den Schönen als ein unnahbares Wesen gläubig zu verehren. (S. 89, vgl. S. 84.) Und diese Erlaubnis weiß der geniale Schwärmer gehörig auszunützen. Aus dem Kreis der Menschen hebt er Tadzio empor zu den Heroen und Göttern Griechenlands.

Wenn er ihm beim Ballspiel zuschaut, glaubt er den Diskoswerfer Hyakinth zu sehen, den Apollo liebt und Zephyrs Eifersucht tötet (S. 97). Schenkt ihm der Angebetete ein Lächeln, so ist es das Lächeln des Narciß, der sich über das spiegelnde Wasser neigt und nach dem Widerschein der eigenen Schönheit sehnsüchtig die Arme streckt (S. 100). Der Anblick des Knaben, wenn er mit triefenden Locken dem Meere entstieg, gab seinem Bewunderer „mythische Vorstellungen ein. Es war wie Dichterkunde von anfänglichen

Zeiten, vom Ursprung der Form und von der Geburt der Götter“ (S. 66 f.). Endlich erscheint dem Dichter in seinen letzten Augenblicken die anmutige Gebärde, mit der der bleiche Liebling vom Meere her nach ihm zurückblickt, als ein sanfter und doch gebieterischer Wink des Seelengeleiters Hermes (S. 145).

Bis an sein Ende übt also Aschenbach an Tadzio die Fähigkeit, im heroischen Stil zu sehen. Aber er betätigt sie natürlich auch bei der Betrachtung der ganzen Umwelt (S. 95 f.). Am frühen Morgen zeigt sich ihm Eos, die Jünglingsentführerin. Dann steigen vor seinen Augen ihres Bruders feurige Renner mit raffenden Hufen über den Erdkreis empor. Weiße Federwölkchen gelten dem Berückten für weidende Herden der Götter. Wo sich die Meereswogen aufbäumen, sieht er Poseidons Rosse, wo sie brüllend ans Ufer schlagen, des Gottes Stiere. Blickt er aber hinträumend über die Bläue des Südmeers oder fährt er bei lauer, sternenklarer Nacht, in die Kissen der Gondel gelehnt, vom Markusplatz heim zum Lido, dann ist es ihm, als sei er „entrückt ins elysische Land, an die Grenzen der Erde, wo leichtestes Leben den Menschen beschert ist und in seliger Muße die Tage verrinnen, mühelos, kampflös und ganz nur der Sonne und ihren Festen geweiht“²⁰³ (S. 83). So schöpft der Dichter aus seinem Liebesrausch die Kraft, noch weit hinaus über das märchenhafte Venedig bis ins selige Nirgendwo der griechischen Fabelwelt zu reisen.

Die Flucht aus der Wirklichkeit ist ihm somit geglückt. Aber sein Leben hat sich dabei zum Traum verflüchtigt und darum kann ihm jetzt ein Traum zum tiefgreifenden Erlebnis werden (S. 130). Er träumt von einer nächtlichen Orgie, die Frauen, Männer und Knaben in einem Bergwald feiern. Einem unbekanntem Wesen, dem fremden Gott, zu Ehren toben sie mit stets wachsender Brunst, um endlich

angesichts des „obszönen Symbols“, das in riesiger Größe aufgerichtet wird, grenzenlose Vermischung zu genießen.

Der Träumer selbst sträubt sich anfangs ängstlich, an diesem wilden Treiben teilzunehmen. Dann aber wird auch er vom Rausch erfaßt und gehorcht schließlich dem unwiderstehlichen „Verlangen, sich dem Reigen des Gottes anzuschließen“.

Zweifellos ist dieser Traum nah verwandt mit jenen mythologischen Phantasien, die den Dichter unter Tags beschäftigten. Doch fehlt es auch nicht an Zügen, die der Wirklichkeit entstammen. So ist der Schauplatz der Orgie ein Bergland, ähnlich dem um Aschenbachs Landhaus, ein bedrückender Hauch wie von faulenden Wassern, dazu ein anderer noch, vertraut: nach Wunden und umlaufender Krankheit erinnert an die von der Cholera verseuchte Lagunenstadt.

Und die nie verstummende „Losung“ der rasenden Festgenossen, jener „Ruf aus weichen Mitlauten und gezogenem U-Ruf am Ende, süß und wild zugleich, wie kein jemals gehörter“ ist nichts anderes als der Name Tadzio. Denn der besteht ja auch „aus weichen Mitlauten und gezogenem U-Ruf am Ende,“ auch er hat „etwas zugleich Süßes und Wildes“ und ertönt „beinahe wie eine Losung,“ wenn der Knabe, der auf ihn hört, im Meere badet und ängstliche Frauen nach ihm rufen (S. 64, 66). Jetzt aber rufen ihn die Diener „des fremden Gottes“ bei ihrer nächtlichen Orgie. Also ist Tadzio selbst der fremde Gott, den mänadisch wilde Frauen, Männer und Knaben mit Paukenschlag und Flötenton, mit Reigentanz und Jubelruf, mit einem blutig rohen Opfermahl und „grenzenloser Vermischung“ als einen neuen Dionysos feiern.

Diese Vergötterung des Geliebten hat Aschenbach in seinen Tagträumen aufs Beste vorbereitet. Selbst der Gedanke, seinem Angebeteten einen förmlichen Opferkult

zu weihen, war ihm längst vertraut. Denn er wußte sich einer Stelle des platonischen Phaidros zu entsinnen, wo die Möglichkeit einer solchen Art von Minnedienst erwogen wird. (S. 89, vgl. S. 66.) Daß er aber den Knaben gerade als eine dionysische Gottheit darstellt, ist auch sehr wohl begreiflich. Dankt er ihm doch die Seligkeit selbstvergessenen Rausches. Schließlich hat er auch guten Grund, ihn als „fremden Gott“ darzustellen. Denn von dem, was Tazio, der junge Pole, in seiner Muttersprache sagt, war ihm kein Wort verständlich und „so erhob Fremdheit des Knaben Rede zur Musik“.

Einen gewissen Einblick in das bunte Maskenspiel des Traums hätten wir somit bereits gewonnen. Allein die Kräfte, die es bewegen, sind uns bisher verborgen. Um auch die noch aufzuspüren, müssen wir von dem Erlebnis ausgehen, das unseren Dichter unmittelbar vor seinem Traum beschäftigt.

Nach langem fruchtlosen Forschen hatte er schließlich doch erfahren, daß Venedig von Cholera durchseucht sei. Sein nächster Gedanke war, Tadzios Mutter zu warnen. Er überlegte sogar, in welchen Worten er sie auffordern könnte, mit ihren Kindern die verpestete Stadt eilig zu verlassen. Zugleich fühlte er sich aber unendlich weit entfernt, diese „reinigende und anständige Handlung“ im Ernst zu wollen. Denn sie würde ihn zurückführen, würde ihn sich selber wiedergeben. Er aber ist außer sich und verabscheut nichts mehr als die heilsame Ernüchterung. Ließ er doch, um diese zu vermeiden, selbst die schönste Gelegenheit, mit seinem Liebling bekannt zu werden, ungenützt vorübergehen.

Nun beschließt er aus demselben Grunde, sein bedenkliches Geheimnis zu bewahren. Aber wenn ihm auch der Rausch zu teuer ist, als daß er ihn zerstören könnte, das Bedürfnis, diese Schwäche vor seinem Gewissen zu ent-

schuldigen, meldet sich dennoch und die Frage, wie er es beruhigen soll, verfolgt ihn bis in den Schlaf. Hier gelingt es ihm, die Lösung zu erträumen.

Im Traume empfindet er nämlich nur den „gefaßten und würdigen Geist“ als eigenes Selbst, während er den Rausch als ein fremdes und feindliches, aber göttliches Wesen hinstellt. Sein Ich verfällt dadurch in zwei Personen, die einander hart befehden²²⁴. Doch muß die eine, die bloß Menschenkraft besitzt, ihrem Gegenspieler, dem „fremden Gott“, trotz heftigen Widerstandes unterliegen. Und so wird, wenn auch gewaltsam, der Seelenfrieden wieder hergestellt.

Übrigens ist es nicht das erste Mal, daß Aschenbach den Kampf gegen ein lastendes Schuldgefühl durch eine solche Bewußtseinspaltung austrägt. Vielmehr hat er in seinem Tagelben denselben Kunstgriff weit früher angewendet.

Aber das zweite, göttliche Ich, das den inneren Menschen zum unverantwortlichen Werkzeug seines Willens erniedrigt und dabei selber über jeden Schuldspruch hoch erhaben bleibt, war damals Eros. Denn schuldig fühlte sich unser Dichter „in Augenblicken halber Selbstbesinnung“ (S. 110) wegen seiner normwidrigen Liebe. Jetzt, da er sich kaum noch verhehlen kann, daß diese Leidenschaft für ihn nur ein Mittel ist, sich zu berauschen, setzt er an Eros' Stelle einen dionysischen Dämon. Der bietet nun freilich mehr als vollwertigen Ersatz. Denn während Eros als Verkörperung der Liebe einen höchst anmutigen, aber etwas schattenhaften Eindruck macht, wirkt sein Nachfolger weit lebendiger und kraftvoller, da er nicht bloß der personifizierte Rausch ist, sondern überdies der berauschend schöne Tadzio²⁰⁴. Und weil er soviel stärker ist als Eros, glückt es ihm auch bedeutend besser, den Dichter in die Lage der genötigten Unschuld zu versetzen. Dazu kommt, daß jeder Gedanke an ein früheres Einverständnis mit dem Partner durch den Namen „der

fremde Gott“ energisch abgewiesen wird. Schließlich wäre noch zu bedenken, daß eine unbekannte Gottheit, zumal wenn sie nicht einmal ihren begeisterten Verehrern sichtbar wird, von dem Schauer des Geheimnisvollen umweht und daher erst recht unbesiegbar ist. Nach alledem hat Aschenbach guten Grund, unter dem erwünschten Zwang, den sein neuer Dionysos auf ihn ausübt, dem Rausch viel unbedenklicher zu fröhnen als je zuvor.

Statt der übersinnlichen Trunkenheit, die ihn sonst beim Anblick des schönen Tadzio überkam, genießt er jetzt den blinden Taumel einer Sinnenlust, die aus „grenzenloser Vermischung“ quillt und den rasenden Blutrausch, der von den zappelnden Leibern lebendig zerrissener Opfertiere aufsteigt. Und wenn uns solches Treiben abstößt, den alternden Dichter vermag es trotzdem über sich zu erheben. Er, den die Angst, schwach zu werden und weibisch, stets heftiger quält, kann nun, da er trunken ist von erträumter Grausamkeit und Wollust, seiner Männlichkeit ganz sicher sein und darf sich stark fühlen, weil er weh tut.

Freilich könnte man auch sagen, er spüre jetzt überhaupt nichts mehr von seinem Selbst. Denn unter die tobenden Verehrer des Gottes sich zu mengen, sei ihm noch nicht genug, er gehe völlig auf in ihnen.

Aber das ist doch nur ein anderer Weg zu demselben Ziel, dem er auch dann zustrebt, wenn er seinen Blick in den Weiten des Meeres sich verlieren läßt. Ruhige Schau und wildes Toben dienen gleichermaßen seinem „Hang zu Maßlosem“. Nur hinaus aus der Enge der individuellen Existenz! *ἔκστασις* nannten das die Griechen und schätzten es als höchste Erhebung über das lastende Gefühl irdischer Unzulänglichkeit.

Selbstverständlich kann vom objektiven Standpunkt der menschlichen Gemeinschaft betrachtet, der Gipfel, auf dem der Ekstatiker zu stehen meint, geradezu ein Abgrund sein

und das ist er auch wirklich, wenn ihn Bilder, wie sie unser Dichter träumt, erfüllen. Oder ist es nicht unmenschlich, gegen wehrlose Tiere so mörderisch zu wüten? Und wie gesellschaftsfeindlich ist eine Liebe, der es beliebt, unbekümmert um Alter und Geschlecht alles mit allem zu paaren. Trotzdem ist gerade hier der Zusammenhang zwischen Leben und Traum auf den ersten Blick erkennbar.

Denn mag der Minnedienst, den Aschenbach in seinen venezianischen Schlendertagen treibt, noch so zart sein, daß er einem Knaben gilt, genügt bereits, die Grenze zu verletzen, wo Sittlichkeit und Sinnlichkeit sich scheiden. Daß es dann im Traum zu jener „grenzenlosen Vermischung“ kommt, kann uns nicht mehr überraschen. Stärkeres Befremden weckt wohl die Grausamkeit, die jetzt aus dem feinfühligem Künstler jäh hervorbricht. Aber bedenken wir doch, woran er tags zuvor mit einer Art von Wonne- rausch gedacht hat (S. 129). Es war der Gedanke, ein heimlicher Mitwisser jener bösen Schuld zu sein, die auf Venedigs Behörden lastet.

Die haben nämlich, als die Cholera hereinkam, den unheimlichen Gast sorgfältig versteckt, statt ihn mit allen Mitteln zu verjagen. Denn mehr als das gemeine Wohl galt ihnen der Vorteil des Fremden-gewerbes. Auch erreichten sie wirklich, daß ein großer Teil der Badegäste durch Wochen ahnungslos in der verseuchten Stadt verweilte. Aschenbach gehörte freilich nicht zu den Getäuschten. Er merkte schon an dem Geruch keimtötender Mittel, der allenthalben zu verspüren war, daß eine schlimme Krankheit umfliehe (S. 103). So sah er sich an dem Ort, der ihm erhoffte Erholung bringen sollte, von tödlicher Ansteckung bedroht. Dies hätte ihn zu schleuniger Abreise bestimmen können. Doch freiwillig von Tadzio zu scheiden, ging bereits über seine Kraft. Desto leichter wäre es gewesen, nach dem Beispiel, das der Schwarm argloser Besucher der Lagunenstadt ihm

bot, in ungetrübter Genußfreude dahinzuleben und die rätselhaften Störungen der öffentlichen Gesundheit nicht zu beachten. In Wahrheit war sich der Einsame eines besonderen Anrechtes bewußt, an jenem schlimmen Geheimnis teilzunehmen, und wandte ihm deshalb beständig eine eigensinnige und spürende Aufmerksamkeit zu (S. 112). An die unsauberen Vorgänge im Innern Venedigs knüpfte nämlich seine Leidenschaft Hoffnungen, die zu gesetzlos waren, um sich sogleich in unverhüllter Gestalt vorzuwagen.

Als aber trotz aller Bemühungen der interessierten Kreise die furchtbare Seuche immer offenkundiger wurde und die Fremden in ängstlicher Hast scharenweise den Lido räumten, da war es dem Dichter in seiner Umfangenheit, als könne Flucht und Tod alles störende Leben in der Runde entfernen und er allein mit dem Schönen auf dieser Insel zurückbleiben, ja das Ungeheuerliche schien ihm sogar aussichtsreich und hinfällig das Sittengesetz (S. 133).

Hat nun der völlige Umsturz seiner Moralbegriffe eine besondere Ursache oder ist er bloß die unvermeidliche Folge einer unbezähmbaren Leidenschaft für Tadzio? Die zwecklos spielende Grausamkeit seines Traums genügt schon, die zweite Auffassung zu widerlegen. Und wird denn Aschenbachs Leugnung der Moral wirklich erst in dem Augenblick erkennbar, wo seine Liebe zu Raserei geworden ist? Keineswegs. Denn ein Widerspruch mit der heute geltenden Sittlichkeit ist schon gegeben, wenn sich einer in sein eigenes Geschlecht auch nur „verschaut“. Aschenbach tut diesen ersten Schritt mit jener selbstgewissen Unbefangenheit, die er sich erst als reifer Mann errungen hat. (S. 93 f., 28 f.) Nun, da er sie sogar auf verbotener Bahn bewahrt, streift sie jedoch bereits ihr böses Widerspiel, den „moralischen Zweifelsinn“ (S. 27). Das war aber der Fehler, welcher den Dichter in jungen Jahren verwirrte. Daher erscheint der moralische Zusammenbruch, mit dem seine Laufbahn endet, wie ein

Rückfall in die Zeit, da er noch grün war und roh und voll Sympathie für den Abgrund^{224a} (S. 26, 139). Anfang und Ende seiner sittlichen Entwicklung schließen sich demnach zum Kreis zusammen²²⁵.

Das ist dieselbe Periodik, die uns im Wandel seiner Anschauungen über das Wesen der Kunst erkennbar wurde. Und wenn wir nun beide Beobachtungen zusammenfassen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß Aschenbach gerade in den Zeiten erhöhten Schwächegefühls, das heißt in der Jugend und im Alter, durch kecke Auflehnung gegen anerkannte Werte, die ethischen nicht minder wie die ästhetischen, einen vollgültigen Beweis seiner Stärke zu liefern sucht.

Die erste dieser nihilistischen Revolten überwindet der Dichter, sobald er die Vollkraft männlicher Reife in sich spürt. Die zweite führt zu seinem tragischen Untergang. Denn er stirbt an der Seuche, mit der er ein leichtsinnig vermessenenes Spiel getrieben hat.

Aber der selbstverschuldete Tod bewahrt ihn davor, seine Schuld so zu vergrößern, daß er seiner Güter höchstes, den Ruhm, verliert. Darum ist auch sein Schicksal, obgleich er nur ein Held der Schwäche ist, groß und gewaltig genug, ihn zu erheben, wenn es ihn zermalmt.

Der Mann in Schönherrs „Weibsteufel“.

Die Individualpsychologie ist eine junge Wissenschaft, aber was sie lehrt, ist zum guten Teil uralte Weisheit, denn sie erstrebt nichts anderes als eine Rationalisierung jener ungesuchten Menschenkenntnis, die im Verkehr mit dem eigenen Ich und den vielerlei Du mehr oder minder einem jeden zuströmt und bei den Meistern der Intuition, den Dichtern, im Überfluß hervorbricht.

So haben zum Grundthema individualpsychologischer Untersuchungen, dem entscheidenden und oft genug verhängnisvollen Einfluß körperlicher Mängel auf die Entwicklung des Charakters, schon Homer und Shakespeare die wertvollsten Beiträge geliefert, jener mit einem flüchtig skizzierten, aber lebensvollen Bild des buckligen Demagogen Thersites, dieser mit der Kolossalfigur des Kronprätendenten Richard III., der seine Seele der Hölle überliefert, weil der Himmel seinen Leib schmäählich verbildet hat. Heutzutage, unter der Vorherrschaft der Wissenschaft, die uns an Reflexion gewöhnt, sucht ein Dichter wie Thomas Mann sogar begriffliche Klarheit über das Verhältnis seelischer Leistungen zu ihren körperlichen Grundlagen und findet, daß es jedenfalls Helden der Schwäche gibt, vielleicht nur solche.*

* „Der Tod in Venedig“. Novelle. S. Fischer, 1913. S. 24 ff.

Dieser knappe Hinweis zeigt schon, wie viel wertvolle Anregung der Individualpsychologie erhoffen darf, wenn er den Typus des Schwachen in der schönen Literatur mit allem Ernst studiert. Das Beispiel, das wir hier vorlegen, erweckt aber noch ein besonderes Interesse.

Karl Schönherr, der Dichter, der es uns bietet, ist zugleich Arzt. Seine Art, die Menschen zu betrachten, kann davon nicht unbeeinflusst sein. Desto eher dürfte sie mit der Individualpsychologie zusammenstimmen, einer Lehre, die ganz und gar aus der Berufsarbeit eines praktischen Arztes hervorging.

Und nun greifen wir zu Schönherr's Drama „Der Weibsteufel“*, ersehen aus dem Personenverzeichnis, daß hier eine Frau zwischen zwei Männern, ihrem Gatten und dem andern, einem Grenzjäger, steht und entnehmen schon dem Szenarium der ersten Szene, welche der drei Personen für unser Thema in Betracht kommt. Es ist natürlich der Mann. Denn ihn beschreibt der Dichter folgendermaßen: „Noch jung, aber kränklich und schwach, mit schütterem, rotem Bartflaum.“ Wie gering seine Kraft ist, bekundet er selbst wehmütig mit den Worten (S. 27): „Ich kann nit einmal an Brennsplan überm Knie abbrechen.“ Was soll er auch ausrichten mit einem Arm, an dem sein Weib „um kein Kreuzer Fleisch dran sieht“ (S. 68) und mit einer Hand, die ihr eiskalt vorkommt (S. 54, 70). Auch die Füße werden ihm eiskalt, wenn er nur eine Zeitlang im Keller gestanden ist (S. 25), er muß dann schlafen gehen und eine warme Flasche für die Füße bekommen, „sonst kriegt er wieder einen Katarrh und der dauert wieder so lang“ (S. 26). Im Winter schläft er sogar ständig mit der Wärmflasche und ebenso regelmäßig ist er im

* „Der Weibsteufel“, Drama in 5 Akten von Karl Schönherr. Leipzig, Verlag L. Staackmann, 1916. (11. bis 13. Tausend.)

Frühjahr voll Katarrh. Im Sommer leidet er an Kopfweh (S. 69), ja seine Beschwerden wechseln so schnell, daß die Frau dem Doktor klagt, er habe alle Tage eine andere Krankheit (S. 79) und ihm selbst entrüstet vorhält: „Nasse Füße und Rheumatismus steht heute im Kalender, Kopfweh und Bauchweh hast gestern gehabt“ (S. 67). Auch recht bedenkliche Erkrankungen stellen sich bei ihm leicht ein. So bekam er einmal eine Lungenentzündung, weil er im Regen ohne Schirm draußen war (S. 77). Wie heftig stärkere Gemütsbewegungen seine Gesundheit bedrohen, sagt ihm die Gattin im Augenblick, wo er zärtlich werden möchte: „Geh laß das, reg Dich nit auf, es könnt Dir nit gut tun, könntest auf ja und nein wieder Deinen Herzklopper kriegen“ (S. 48, vgl. S. 28). Nach dem Wutanfall, zu dem ihn der Grenzjäger, sein grimmiger Rival im Kampf um das Weib, gereizt hat, klagt er selbst: „Das Herz kloppt mir noch bis zum Hals“ (S. 67) und sie bemerkt: „Du bist ja weiß wie ein Leintuch“ (S. 66). Mitten in der zornigen Aufwallung hat er mit dem drohend gezückten Messer in der Hand gezittert (S. 66, 114). Alles in allem ist er nach seinem eigenen und nach dem Wort des Arztes ein ewiger Krankensessel (S. 8, 80) oder mit seiner Frau zu reden (S. 69): „Wenn er am besten ist, ist er um und um nix nutz.“ Ein andermal faßt sie dieses Verdammungsurteil in dem einen Kraftwort „unnutz“ zusammen und denkt dabei nicht bloß an alle seine Gebreite, sondern außerdem und vor allem an seine Unfähigkeit, aus ihr eine Mutter zu machen, wie es Recht und Brauch ist (S. 91).

Wen immer auf seinem Lebenswege solche Schwäche und Hinfälligkeit hemmt und plagt, dessen Selbstgefühl muß schon deshalb tief gedrückt sein. Nun hat aber der Schwächling, den Schönherr zeigt, noch mehr zu tragen. Unter vier Brüdern steht er als Jüngster. Und als wäre das nicht Zurücksetzung genug, sind alle andern gesund und

riesenstark, so daß er im Vergleich mit ihrer Fülle seinen Mangel desto härter empfindet (S. 27). Was aber das Schlimmste ist, sie nehmen ihn nicht ernst, auch dann nicht, wenn er schon alt genug ist, ein eigenes Heim zu gründen, sondern verlachen seine Brautwahl, weil sie auf ein blühend schönes Weib gefallen ist und sagen höhnisch: „So ein blutschwaches Mannndl“ (S. 8). Man beachte das Diminutiv. Es stempelt den unglücklichen Heiratskandidaten zu einem Mann im verjüngten Maßstab, während er doch ein Vollmann sein müßte, um ein ordentlicher Eheherr zu werden. In dieselbe Richtung zielt das Spottwort des Grenzjägers: „Schneider“ (S. 21, 64, 114). Wie gut er damit die wunde Stelle des Gegners trifft, zeigt die Abwehrbewegung, die der Angriff auslöst (S. 65). Der Beleidigte greift zum Messer. Somit entspricht hier wirklich einer heillosen Minderwertigkeit des Leibes ein tiefes Minderwertigkeitsgefühl.

Nach Möglichkeit sucht der Mann davon loszukommen, indem er sich die schöne Rolle des unschuldigen Opfers zuweist und die Verantwortung für sein Unglück der Mutter aufhals. Mit einem mahnenden „Gelt Mutter“, fordert er von ihr oder vielmehr ihrem Bildnis, zu dem er emporschaut, Bestätigung der leidigen Tatsache, daß er immer von klein auf ein Krankensessel war (S. 8) und, wenn da eine offene Anklage gegen die Urheberin seiner Tage noch vermieden ist, dauernd wahr er nicht einmal die Rücksicht. Eine neue Demütigung durch das Entsetzen, das sein magerer Arm bei seiner Frau erregt, und schon schreit er es laut heraus: „Ich hab ja nichts bessers mitkriegt von meiner Mutter“ (S. 68). Schuld an seiner Schwäche sind seines Erachtens auch die Brüder und er nimmt wohl Bedacht, gerade den Vorrang, der ihnen rechtmäßig aus ihrem höheren Alter zufließt, in schiefes Licht zu setzen. Sie hätten, sagt er ständig, „seiner Mutter die ganze Kraft

ausgutselt. Ihn habe sie gar nimmer stillen können, er sei mit der Saugflaschen aufzogen“ (S. 21). Vernehmlich spricht aus dieser Umdeutung seiner leiblichen Unzulänglichkeit in ein moralisches Unrecht, das die Allernächsten an ihm begangen hätten, ein trotziges Widerstreben gegen sie und das Schicksal.

Daß aber seine Auflehnung, weit entfernt, bei derlei Vorwürfen stehen zu bleiben, seinem ganzen Leben die Richtung gibt, merken wir, wenn er sich nach dem Ankauf des neuen Hauses vor dem Bild der Mutter aufrichtet und ihm zuruft (S. 97): „Mutter, als Elendsmannderl hast mich in die Welt gsetzt. Aber ich habs doch ermacht.“ Demnach wäre sein höchstes Ziel, aus Eigenem zu ersetzen, was sie ihm schuldig blieb. Den Vorsprung, den ihre anderen Söhne vor ihm haben, hätte er damit auch schon ausgeglichen. Indes gibt er sich noch nicht zufrieden, wenn er auch schon so groß dasteht, daß er die Brüder mit den „breiten Achseln“ (a. a. O.) nicht mehr zu beneiden braucht. Nun, da er außer dem schönsten Weib das schönste Haus besitzt, mögen sie vor Neid schnaufen und blasen. Denn vor dem bitteren Gefühl, viel geringer zu sein als sie, ist er erst dann gesichert, wenn ihr eigenes Verhalten das Gegenteil bezeugt.

Oder legt unsere Deutung doch zu viel Sinn in prahlerische Worte, die einer, vom Rausch des Erfolgs umnebelt, hinwirft? Nein, seinen Brüdern trotzte ja unser Mann schon damit, daß er sich unbekümmert um ihre spöttischen Warnungen mit einem blühenden Weib vermählte. Und während das Haus am Marktplatz für ihn noch nichts war als eine lockende Hoffnung, sagte er bereits vom Neid, den er bei ihnen erregen werde, dasselbe, wie nach vollzogenem Kauf (S. 28). Der Gedanke kommt ihm also sicher nicht als Zufallsschöpfung einer flüchtigen Laune, der wuchs bei ihm zusammen mit der Mißgunst, die ihn quält, seit er sich unter „fleischklotzigen Brüdern“ (a. a. O.) seines kümmerlichen

Selbst bewußt wurde. Doch den Triumph, nach dem sein aufgestachelter Ehrgeiz verlangt, will er nicht auf den engen Kreis der Familie beschränken, sondern vor der großen Öffentlichkeit zur Schau stellen. Er malt sich aus, wie er einst von seinem Haus am Markt Sonntags zur Kirche gehen wird, mit ihm das Weib im rauschenden Seidenkittel und sieht schon die Leute vor Staunen die Mäuler aufsperrn (S. 9), die Mäuler, die sie sich zerrissen hatten, um ihm die schöne Braut abspenstig zu machen (S. 7). Wieder tritt die Tendenz, seine Erhöhung zum vollen Widerspiel früherer Niedrigkeit zu entwickeln, deutlich zu Tage. Und als Mittel zu diesem Zweck scheint er die Errungenschaften seines Lebens, das Haus und die Frau, zu betrachten.

Auch die Frau nur als Mittel? Man möchte es bezweifeln! Aber wenn sie ihn, von der Leidenschaft zum Grenzjäger überwältigt, fußfällig bittet, sie freizugeben, was antwortet er? Sie sei ihm unentbehrlich? Nein, an die Brüder denkt er, die ihn verspotten würden, wenn ihm sein Weib davonginge (S. 71). Stärker könnte er es gar nicht beweisen, daß er sie nicht um ihrer selbst willen, sondern aus äußern Rücksichten schätzt.

Und wie gut stimmt dazu der Satz, den er dem Rivalen entgegenhält (S. 85): „Mein Weib ist mein Sach und mein Sach laß ich mir nit nehmen.“ Den Fanatismus für das Eigentum, den er hier bekundet, brauchen wir nicht lang zu erörtern. Denn noch in derselben Rede sagt er: „Ich hab von daheim nit viel mitkriegt“ und wenn das auch nicht seinem wirtschaftlichen sondern seinem leiblichen „Vermögen“ gilt, erklärt es doch nur um so besser, warum er solch ein Haltefest wurde. Daß er es aber tatsächlich ist, verrät bereits der stürmische Jubelruf: „Mein ists, mein,“ den er nach glücklich vollzogenem Hauskauf hervorstieß (S. 97).

Immerhin hat er dort den Eigentumsbegriff noch sinngemäß verwendet. Hingegen überdehnt er ihn gewaltsam, sobald er sein Weib seine Sache nennt. Aber vielleicht entstammt diese Verneinung ihrer Menschenwürde nur einer wilden Aufwallung seiner Eifersucht. Prüfen wir also, um auch dem Bedenken gerecht zu werden, wie er grundsätzlich zu den Mitmenschen steht. Da er in ihrem Kreis schon durch sein Äußeres als traurige Ausnahme erscheint, läßt sich gar nicht erwarten, daß er ihnen Vertrauen und Wohlwollen entgegenbringt. Sich feindselig abzuschließen und eigene Wege zu gehen, liegt ihm sicher näher. Und wirklich sehen wir ihn, im Gegensatz zu den älteren Brüdern, die gesellig im Tal wohnen, hoch oben einsam in einem „Geiernest“ hausen (S. 15) und während sich die anderen als ehrsame Handwerker nützlich machen (S. 97), betreibt der „Unnutz“ (S. 91) zum Schaden des großen Ganzen das Schmugglergewerbe und gerät so mit der berufenen Hüterin des Gemeinwohls, der Staatsgewalt, in böse Fehde. Ganz isoliert ist er aber trotzdem nicht. Denn er hat Mitschuldige. Indes nimmt er selbst unter denen eine Sonderstellung ein. Er, den seine Hinfälligkeit gelehrt hat, auf sich acht zu geben (S. 84 und 80) und den Tod dermaßen zu fürchten, daß ihm die Aufzeichnung einer letztwilligen Bestimmung kalt und heiß macht (S. 100, 102, vgl. S. 109), das Fliegenmandl (S. 73), das zu seinem Gehöft nur mühsam hinaufkeucht und doch 100 Jahre alt werden möchte (S. 96), das sollte mit schweren Warenballen auf dem Rücken, von den Kugeln wachsamer Grenzjäger bedroht, über halbsbrecherische Gebirgspfade schleichen? Dazu hat es weder Kraft noch Mut. Aber, ohne draußen Mühen und Gefahren mitzumachen, „daheim hinter dem warmen Ofen“ ein gutes Stück des Ertrages als Hehler gemächlich einzustreifen, das ist seine Sache und er betreibt sie so rücksichtslos, daß er die Schwärzer antreibt, wenn sie von dem

grimmen Eifer des neuen Grenzers eingeschüchtert nichts mehr wagen (S. 10). Seine Mitarbeiter sind demnach für ihn nur Werkzeuge, deren er bedarf, um so rasch als möglich das zum Hauskauf nötige Geld zu verdienen.

Und nun, da wir wissen, wie schlecht er es versteht, mit Menschen Gemeinschaft zu halten, betrachten wir ihn nochmals in der Ehe.

Das Mädchen, um das er warb, besaß keine andere Mitgift als ihre Schönheit (S. 74). Darum war sie für ihn erreichbar und er nahm sie, ohne zu überlegen, daß „einer Frau, mag ihr auch ‚nix abgehen‘, doch immer etwas fehlt, solange nicht der Mann aus ihr eine Mutter macht, wie's Recht ist und Brauch“ (S. 92 unten, 91 oben). Nun hat er in sechsjähriger Ehe nur allzu sicher bewiesen, daß er zur Lösung dieser Aufgabe nicht Manns genug ist. Trotzdem trägt er kein Bedenken, von ihr für seine Person noch mehr Sorgfalt zu verlangen, als seine Gebrechlichkeit wirklich braucht. Nicht einmal den Ärmel streift er sich selber auf, wenn sie ihm seinen rheumatischen Arm mit Ameisensäure einreiben soll, und kommt er vom Fischfang mit nassen Füßen heim, so wartet er, bis sie ihm kniend die Strümpfe auszieht (S. 66 f.).

Würde er nur ein wenig mittun, so wäre ihre Leistung kameradschaftliche Hilfe. Da er aber gar nicht zugreift, sieht die Gattin in der eigenen Aufgabe eine übermäßige Fron und fragt vorwurfsvoll: „Soll denn all's ich machen?“ (S. 67). Stillschweigend verneint er das, indem er die verlangte Hantierung ohne Widerrede vollzieht. Aber der rasche Rückfall in die frühere Lässigkeit, der eine Wiederholung der Frage erzwingt (S. 67), zeigt, daß er sie im Herzen bejaht. Offen in dem Sinn sich zu äußern, hindert ihn offenbar nur die Feigheit. Denn aus dem Satz: „Mein Weib ist mein Sach“, folgt ja doch unweigerlich, auch wenn er es nicht einmal vor sich selbst bekennt, daß sie alles tun

muß und ihm das Nichtstun freisteht. Natürlich darf er sein Eigentum auch einsperren, wenn er es bedroht glaubt, und demgemäß bestellt er für seine Haustür ein Schloß, das sich nur von außen öffnen läßt, damit ihm sein Weib nicht davongeht (S. 71, 72, 74). Gilt es aber mit dem Gut, das er hat, ein anderes zu erhaschen, mag er es getrost aufs Spiel setzen. Und so wirft er in Gedanken an das Geld, dessen er zum Hauskauf bedarf, seine Gattin dem Grenzjäger als Köder hin (S. 98 u. 52), damit ihn der leckere Anbiß zum dummen Karpfen mache (S. 32 u. 63) und die Schmuggler wieder zur Arbeit kommen (S. 51). Die Frau ein Köder, nach dem ein Fisch schnappt? Da ist sie wohl nicht mehr als eine gleißende Fliege oder ein regsamer Wurm. Zeigt sie sich aber ungebärdig, gleich sieht er in ihr ein wildes Pferd, dem er den Zaum enger anlegen muß (S. 89) oder einen frechen Kläffer, den man mit „Kusch“ zur Ruhe weist (S. 87). Und verlangt sie gar ihre Freiheit zurück, so gibt er ihr einen Schlag ins Gesicht und ergänzt die handgreifliche Belehrung durch das Kraftwort: „Mein Sach halt i mir noch“ (S. 71). Nachdem er sie überdies zur größeren Sicherheit von ihrem geliebten Grenzjäger getrennt hat, indem er dessen strafweise Versetzung herbeiführt, erwacht bei ihr der Widerstand gegen die beharrliche Verdinglichung ihres Ich. „Zuerst aufgehackt werden bis auf den Grund und dann zgedreht wie ein Wasserhahn“, im Selbstgespräch lehnt sie sich dagegen auf (S. 91). Trotzdem versucht er eben das zu erreichen. Nur der Ausdruck, den er gebraucht, ist anders: Sie soll alles, was gewesen, auslöschen, alles, samt dem Schlag ins Gesicht, der ihr ja nur gebührt habe (S. 94). Scheinbar fügt sie sich dem Ansinnen, fängt aber bei nächster Gelegenheit wieder an mit den alten Sachen und läßt sich nun nicht mehr einschüchtern, sondern bekämpft seine bequeme Ausflucht: „Das haben wir ausgelöscht“, zornglühend mit der höh-

nischen Frage (S. 98, vgl. S. 106 u. 109): „Ausglöscht? Das ganze Weib mit Haut und Haar und Fleisch und Blut.“ Aus der anschaulichen Form volkstümlicher Redeweise in die begriffliche der Gelehrtensprache umgesetzt, besagen diese Worte, daß der Mann seinem Weibe zumutet, ihr persönliches Sein völlig aufzugeben und nur noch als Objekt seines Willens zu existieren.

Auffällig bleibt nur, wie spät die Einsicht bei ihr dämmert. Sechs Jahre nach der Hochzeit hat sie ja mit ihm noch kein einzigesmal gestritten und fühlt sich gut behandelt (S. 7, 82). Wie läßt sich das mit seinem ichsüchtigen Geltungsstreben in Einklang bringen? Vielleicht, wenn wir in Rücksicht ziehen, daß er seinem Weibe als „hilfnotiges Kind“ erscheint, das man hegen und pflegen und um das man sich sorgen muß“ (S. 8, 40, 61). Sich sorgen müssen, darin liegt ja, daß er einen mächtigen Zwang auf sie ausübt, jedoch zum Widerstand fordert er damit nicht heraus, da er ohne Gewalt zu brauchen, moralisch überzeugt. Ist er aber für eine derartige Einwirkung persönlich überhaupt haftbar? Man könnte es bestreiten, ob zur Anerkennung seiner kindlichen Hilfsbedürftigkeit schon der Zustand seines Körpers nötig. Indes zeigt doch die Menge und der rastlose Wechsel seiner leiblichen Beschwerden, daß nicht alle echt sind. Warum er sich die andern einbildet, denn an Simulation ist nicht zu denken, verrät uns die Freude, die er äußert, wenn das Weib um seinetwillen besorgt scheint (S. 95 u. 101). Der Stärkere zu werden kraft seiner Schwäche — mit diesem Paradoxon glauben wir am genauesten auszudrücken, was er in der Ehe durch hypochondrische Wehleidigkeit unbewußt erstrebt. Der Weg, den er da beschreitet, ist also krumm, aber eben deshalb für ihn charakteristisch. Denn in dieselbe Richtung weist der Leitsatz, dem er mit ruhiger Überlegung folgt: „Schlau muß man sein“ (S. 13, 86, 106). Klar ist auch, daß er dieses „Muß“ aus dem Gefühl der

Schwäche schöpft. Schlau sein und zwar rücksichtslos bis zu „Spitzbüberei“ (S. 58 u. 110) ist für ihn einerseits der unentbehrliche Ersatz mangelnder Körperkraft, andererseits eine an sich wertvolle Fertigkeit, die ihn von den dummen Kraftlackeln zu seinen Gunsten unterscheidet. (S. 28, vgl. S. 27 u. 67).

Aber mag er die noch so eifrig „herunterreißen“, eines muß er ihnen lassen. Ihre Kraft ist jedenfalls das rechte Kennzeichen des starken Geschlechts oder mit einem Wort gesagt „Männlichkeit“. Und die Ehre sollte er mit ihnen nicht einmal teilen? (S. 48.) Dagegen sträubt er sich dermaßen, daß er zur größeren Sicherheit sogar den „wilden“ Mann spielt, der „rasch in steigende Wut“ (S. 65) gerät und sich dann gewaltsam Respekt schafft. Allein je mehr die Rolle von ihm fordert, desto härter drückt ihn seine Unzulänglichkeit. Der eigenen Frau ins Gesicht zu schlagen, wagt er noch, freilich bloß, während sie bittend vor ihm kniet (S. 71). Denn schaut sie ihn auch nur „mit beinahe drohenden Augen an“, möchte er sich „bald fürchten“ (S. 49). Gilt es aber den höhnnenden Grenzjäger mit einem Messerstich zum Schweigen zu bringen, dann bebt er im Vollgefühl seiner Schwäche unentschlossen zurück (S. 66, 114). Dennoch bleibt ihm kaum etwas anderes übrig als sich eine intellektuelle Männlichkeit anzudichten, die ihren besonderen Vorzug vor dem „schwachen“ Geschlecht auf eine Minderwertigkeit „des Weiberhirns“ gründet (S. 92). Dieser Einbildung tut es gar keinen Abbruch, daß er von seiner Gattin „wie ein Kind gehegt und gepflegt wird“ (S. 8, 40, 61). Was sie ihm leistet, betrifft ja nur seinen Leib. Geistig ist doch in seinen Augen sie das Kind und er der Mann, der ihr zu befehlen hat. Daß er sich darauf versteht, scheint ihm um so sicherer, als er seine weiberfeindlichen Sprüchlein für köstliche Erfahrungsfülle hält (a. a. O. u. S. 96).

Würde er sie aber auch „von Grund aus kennen, die Weiber“ (S. 115), um die eine, die sein ist, müßte er doch von Rechts wegen am allerbesten Bescheid wissen. Indes zeigen schon die Heimlichkeiten, die sie seit dem Hochzeitstag mit einer verschlossenen Truhe treibt (S. 10, 23), daß er tieferen Einblick in ihre Seele niemals erlangt hat. Nur merkt er das nicht früher, als bis es ihm nichts mehr nützt. Unterdessen hat sich nämlich gegen ihn ein solcher Widerwillen bei ihr festgesetzt (S. 69 u. 73), daß sie, um nur loszukommen, ihn und den Grenzjäger planmäßig gegeneinander hetzt (S. 94). Vom Säbel des Rivalen tödlich getroffen, ruft er: „Weib, jetzt kenn ich Dich erst ganz“ (S. 114). Für seine furchtbare Überraschung soll natürlich ihre abgefeymte Heuchelei verantwortlich sein. Allein die Schuld fällt auf ihn selbst zurück. Denn wenn wir auch absehen von der Verkennung ihrer individuellen Eigenart, bleibt doch der Versuch, ihr mit dem Satz: „Mein Weib ist mein Sach“ das Ich ganz abzusprechen.

Hier zeigt sich also klar: Das zügellose Geltungsstreben, das nicht einmal die Gattin als Mitmenschen ansieht, und der aufgereckte Mannesstolz, der sie achtlos zum großen Haufen der Evastöchter wirft, sind voneinander nicht zu scheiden, sondern bilden die einheitliche Wirkung jenes Gefühls tiefer Erniedrigung, das den Schwächling antreibt, seine Person auf Kosten der Gemeinschaft zu einzigartiger Größe emporzuheben.

Anmerkungen.

Zu Agamemnon und Achilles.

¹ Vgl. V. Vedel: Heldenleben. (Mittelalterliche Kulturideale I S. 73). „Einem despotischen, unwürdigen, undankbaren Herrn dienen zu müssen, ist das gewöhnliche traurige Los des Helden. Besonders schwer lastet es auf dem Zeussohn Herakles, der dem feigen Eurystheus dienen muß.“

² Wie notwendig das wäre, veranschaulicht Nestor, der in dieser vorsichtigen Art den Atriden überredet, dem beleidigten Achilles Genugtuung anzubieten (IX v. 96 ff.).

^{2a} Daß die Schuld Agamemnons am Ausbruch der Pest von vornherein klar ist und Achilles die Heeresversammlung nur einberuft, um durch sie auf den trotzigen Eigenwillen des Herrschers einen Druck auszuüben, bemerkt schon Paul Cauer: Grundfragen der Homerkritik³ S. 519.

³ In der Darstellung, die er später seiner Mutter von dem Verlauf des Streites gibt, folgt auf den Ausbruch der Pest unvermittelt der ihre Entstehung erklärende Orakelspruch des Kalchas (v. 384f.): Kein Wort davon, daß der Seher erst dann Auskunft gab, nachdem Achilles mit dem ganzen Volk auch ihn berufen, die Befragung eines Zeichendeuters beantragt und die zu befürchtenden Folgen der Enthüllungen auf sich genommen hatte. Warum wird das alles übergangen? Offenbar aus demselben Grunde, der den Beleidigten hindert, der Beleidigungen zu gedenken, die er im weitem Verlauf der Auseinandersetzung dem König zurief. Weil er vor Thetis als das kindlich unschuldige und unversehens überfallene Opfer eines ungerechten Tyrannen dastehen möchte, vergißt er mit allem andern, das er seinerseits dem Gegner antat, auch die umständlichen Vorkehrungen, deren er sich bediente, um ihn öffentlich als den Urheber der Seuche bloßzustellen, vgl. auch Cauer: a. a. O. S. 537.

⁴ Daß die Erklärung dieser Stelle aus dem Homerbuch Georg Finslers stammt (II², S. 13), erwähne ich mit der Versicherung,

ihm weit mehr Belehrung zu danken, als ich durch Zitate erweisen könnte.

^{4a} „*ἀντίς* ein anderes Mal, das klingt anders wie *ἀντίκα* sogleich in Vers 118. Also er will den Ersatz vertagen. Warum? Doch wohl, weil er . . . „zu fürchten beginnt, daß er sich verrannt hat“ Cauer a. a. O. S. 520.

⁵ Vgl. Finsler zu IX, 160 ff. „Sein (Agamemnon) Stolz diktiert ihm ein zur Versöhnung höchst ungeeignetes Wort“ und zu XIX 145—150 „Von Entschuldigung, Abbitte, ja einem freundlichen Wort ist gar keine Rede. Die innere Versöhnung, zu der er (Achilles) die Hand bot, ist durch den König vereitelt worden.“

^{5a} Eine ähnliche Beschuldigung wird auch auf troischer Seite gegen den Kommandanten erhoben. Der Seher Polydamas macht nämlich seinem Bruder Hektor den Vorwurf, er betrachte ihn nicht als ebenbürtig, sondern rechne ihn zum „Volk“, bestreite mit dieser Begründung sein Recht auf freie Meinungsäußerung und fordere sogar, daß er sich immer nur auf seine Seite stelle und seine Macht vermehre (XII, 211 ff.).

⁶ Man vergleiche die Schmähere, die am nächsten Morgen Thersites, ein echter „Volksmann“, gegen Agamemnon losläßt (II v. 225 ff.). Da bekommt dieser wieder zu hören, daß er auf Beute Anspruch macht, die ganz ohne sein Zutun eingebracht wird (229 ff.), daß bei der Verteilung er den ersten Anteil davonträgt (228) und daß die Achaeer nichts taugen, wenn sie seine eigennützige Willkürherrschaft noch länger dulden, statt nach Hause zurückzukehren und ihn mit seiner unersättlichen Habsucht allein zu lassen (235 ff.). Die sachliche Übereinstimmung ist um so augenfälliger, als Thersites stellenweise an die Worte des Peliden anknüpft (vgl. II v. 235 mit I 231 u. II 236 f. mit I 231 u. 170 f.). Schließlich nimmt er offen seine Partei, indem er dem König vorhält, wie schmäzlich er sich an ihm, dem bei weitem bessern Mann, vergangen habe (239 ff.).

^{6a} v. 231. *οὐτιδανοῖσι ἀνάσσεις*.

^{6b} Entsprechend der Auffassung, die er vom Charakter seines Gegners hat, gestaltet er auch später den Versuch, ihn zu versöhnen (IX, 144 ff.). Vor allem erlaubt er ihm, von den drei Töchtern, die er besitzt, eine zur Gattin zu wählen, und gewährt damit seinem Adel und Heldentum die allerhöchste Anerkennung. (Vgl. VI, 191, XIII, 365 ff., 375 ff., Odyssee VII, 311 ff.) Überdies

verspricht er ihm als Mitgift neun Städte und reizt sein maßloses Geltungsstreben mit der Verheißung, die wohlbegüterten Bewohner würden ihren neuen Herrn mit Geschenken wie einen Gott ehren. (Vgl. XXII, 435, Od. VII, 71). Übrigens hält es auch sein alter Erzieher Phoinix für zweckmäßig, sich einer solchen Lockung zu bedienen. Ja er geht in dem Punkte noch weiter, indem er seinem Zögling in Aussicht stellt, alle Achaeer würden ihm, wenn er sich nur versöhnen lasse, göttliche Ehren erweisen (IX, 603). Und Achilles selbst? Sehnsüchtig erwartet er den Augenblick, wo die äußerste Bedrängnis die Achaeer zwingen wird, seinen Beistand fußfällig zu erflehen (XI, 609 f.). Damit wäre freilich nicht bloß seine eigene Herabsetzung, sondern auch der Fußfall, den seine Mutter im Dienst seiner Rache vor Zeus tun mußte, reichlich wettgemacht und er selbst dürfte sich, wenn nicht als Gott, so doch als den Herrn der Achaeer fühlen.

⁷ Seines väterlichen Adels, der im vierten Glied auf Zeus zurückgeht, rühmt er sich nach dem Sieg über Asteropaios, den Sohn des Stromgottes Azios, und erklärt diesen Erfolg aus der Überlegenheit seines himmlischen Ahnherrn über alle Flußgötter. (XXI, 140 ff., 184 ff.) Bald zeigt er die Geringschätzung, die er derlei Dämonen entgegenbringt, noch stärker, indem er das Bett des troischen Xanthos gegen dessen ausdrückliches Verbot mit Feindesleichen anfüllt (a. a. O. 214 ff., 233 ff.). Nur mühsam entrinnt er durch Heras und Hephaistos Hilfe der Rache des beleidigten Wassergeistes. (v. 240 ff., 328 ff.) Dessenungeachtet empört er sich kurz darauf gegen einen der größten Olympier, den Ferntreffer Apollon, der ihn durch List und Zauberkunst in der Verfolgung der fliehenden Trojaner gestört hat. (v. 600 ff., XXII, 7 ff.) Hätte er nur die Macht, er würde sich rächen, und weil er es nicht kann, sagt er wenigstens dem Verderber, was er von ihm denkt. (XXII, v. 14 ff.) Wie ungeheuerlich erscheint diese die Grenzen der Menschheit durchbrechende Überhebung neben der ängstlichen Scheu, die der Gedanke, mit einem Unsterblichen zusammenzustoßen, bei dem hochgemuten Diomedes weckt. (VI, 128 ff.) Ein andermal weiß freilich auch der nichts von solcher Zurückhaltung und stürmt gegen Apollo, der den verwundeten Aeneas vor ihm rettet. Da bekommt er selbst von dem Gott die Mahnung, sich Göttern nicht gleich zu dünken, weil doch das Geschlecht der auf dem Boden wandelnden Menschen dem der unsterblichen Himmelsbewohner in keinem Fall gleich komme. (V, 432 ff.)

^{7a} Im XVI. Gesang steht Achilles sogar unter seinen Myrmidonen ganz allein. Die Mannen entsetzen sich über sein galliges Wesen und machen ihm Vorwürfe, daß er sie weder am Kampf teilnehmen, noch heimkehren läßt (v. 200 ff.). Noch schärfer setzt ihm sein Freund Patroklos zu, in welcher Weise, darüber vgl. Anm. 13.

^{7b} Hingegen ist es für einen Menschen, der öffentlich beleidigt wird, ein wahrer Herzenstrost, wenn einer der Anwesenden zu ihm hält. So geht es im Phäakenlande bei dem Wortstreit, der zwischen Odysseus und dem Sportsmann Euryalus ausbricht. Der herzliche Beifall, den Athene in Gestalt eines Herolds dem gewaltigen Diskuswurf ihres Schützlings spendet, macht diesen bereits geneigt, den ungerechten Spott, der ihn zum Wettkampf zwang, zu verzeihen. (Odyssee VIII, 158 ff., 193 ff.)

^{7c} Die hier vorgetragene Deutung der Atheneszene deckt sich vollständig mit der Auffassung Cauers, der beweist, daß in der poetischen Welt Göttererscheinungen der äußeren Wirklichkeit angehören und dabei doch ein psychologisches Korrelat haben können (a. a. O. 402 f.).

^{7d} Ein Beispiel „passiver Resistenz“ bietet der Trojaner Aeneas, der zwar zur Schlacht ausrückt, aber nicht als „Vorkämpfer“ mitzutut, sondern weit hinten beim großen Haufen bleibt, weil er im Gefühl nicht nach Verdienst geehrt zu werden, dem König Priamos grollt (XIII, 459 ff.).

^{7e} Die Tatsache, daß die Haltung des Peliden beim Streit mit Agamemnon nicht folgerichtig ist, hat auch Cauer beobachtet, aber nicht in ihrem vollen Umfang. So konnte er glauben, der Widerspruch, der tief in der Seele des Helden wurzelt, sei schon beseitigt, wenn man nur sein Zwiegespräch mit Athene als spätere Zudichtung erklärt (a. a. O. S. 666 ff.).

^{7f} Ein Mann, der weinend eine Bitte vorbringt und ihr damit größeren Nachdruck gibt, ist noch kindischer als ein Knabe. Vergleichen kann man ihn auch mit einem kleinen Mädchen, das, die Augen von Tränen überströmt, die Mutter festhält, um auf ihren Arm zu kommen. Diese scharfe Beobachtung macht kein anderer als Achilles, freilich nicht an sich selbst, sondern an Patroklos (XVI, 1 ff.).

⁸ In der ungleich stärkern Bedrängnis, die ihm die Fluten des empörten Stromgottes Simois bereiten, treibt er die Auf-

lehnung gegen die Mutter noch viel weiter. Sie, die sich selber vorwarf, ihn zum Unglück geboren zu haben (I, 414), wird jetzt von ihm beschuldigt, daß sie ihm nicht sein ganzes Unglück angekündigt, sondern das Schlimmste hinter lügnerischen Prophezeiungen verborgen habe (XXI, 275 ff.).

⁹ Um den gnadeflehenden Lykaon zu überzeugen, wie wenig Grund er habe, sein unbedeutendes Leben zu bejammern, eröffnet er ihm einen erschütternden Einblick in die Tragik seiner eigenen Existenz: „Siehst du nicht, wie schön und gewaltig auch ich bin. Von einem wackern Vater stamme ich und eine Göttin ist die Mutter, die mich gebar. Aber, wisse, auch mir steht bevor das Todesschicksal. Kommen wird ein Morgen oder Nachmittag oder Mittag, wo auch mir einer in Kampfwut das Leben entreißt, sei es durch einen Speerwurf, sei es durch einen von der Sehne geschnellten Pfeil.“ (XXI, 108 ff.)

^{9a} Im vollsten Einklang mit seiner Selbstschätzung steht wohl das Urteil, das durch die Macht der Ereignisse belehrt, sein Gegner über ihn ausspricht (IX, 116 ff.). Dieser überstolze König, der sich im Hinblick auf die treu gebliebenen Mitstreiter vermaß, auch ohne den Peliden den Sieg zu erringen, muß nach einer schweren Niederlage bekennen, daß doch der eine Mann statt vieler gelte. Allerdings soll er diesen Überwert nur dem Beistand danken, den ihm Zeus gewährt hat. So deckt Agamemnon den unvermeidlichen Rückzug und zeigt deutlich, daß er immer noch weit entfernt ist, den Rivalen rückhaltlos anzuerkennen (vgl. I 270 ff.).

^{9b} Daß ein Mensch, dessen Wesen auf einer Seite einen bestimmten Mangel aufweist, den Gesamtwert seiner Persönlichkeit zu sichern trachtet, indem er auf einer andern Seite einen größern Vorzug anstrebt, dafür bieten „die Leichenspiele des Patroklos“ das klarste Beispiel. Hier beansprucht nämlich Epeus einen jeglichem Wettbewerb entrückten Vorrang im Faustkampf, da es doch schon genug sei, daß er den Aufgaben der Schlacht nicht voll entspreche. (XXIII, 664 ff.)

Und nun da wir den Zug zum „Überausgleich“ in dem einen Fall deutlich beobachtet haben, merken wir ihn auch anderswo.

Dem berüchtigten Demagogen Thersites erwächst aus seiner einzigartigen Häßlichkeit der Antrieb, ein „hellstimmiger Redner“ zu werden. Was ihm dann noch fehlt, sich zum Rang der Großen und Edlen des Heeres und selbst über sie zu erheben, ersetzt er durch die Erniedrigung, die ihnen sein böser Spott bereitet. (II,

211 ff.) Vgl. Schiller: Vorrede zur Geschichte des Malteserordens: „Der verachtende Blick . . . verrät weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnötigt“.

Sehr beachtenswert ist es, daß sein bis zur Handgreiflichkeit schlagfertiger Gegner Odysseus (II, 244 ff.) auch nicht über die äußern Mittel verfügt, die einem Mann, wo er sich nur zeigt, Geltung schaffen. Es fehlt bei diesem echten Seemann der schöne Einklang zwischen dem mächtigen Oberkörper und den verhältnismäßig kurzen Beinen. (III, 208 ff., 193 ff.) Demgemäß muß er angesichts einer Volksmenge, vor der er als Redner auftritt, zunächst eine sichtliche Verlegenheit niederkämpfen. Dann freilich spricht er mit einer Wucht und Fülle des Ausdrucks, die dem viel stattlichern und darum unbefangenen Menelaus versagt bleibt (III, 212 ff.). Wesentlich für die Entwicklung seiner leiblich geistigen Tüchtigkeit war aber auch die rauhe Art seiner Heimat. Das steinige Ithaka erzieht sich wackre Söhne, weil es sie zwingt, durch Arbeit zu ersetzen, was ihnen der Boden versagt. (III, 201 ff., Odyssee IX, 27.) In einem Lande, wo alles von selbst wächst, trifft der wissensdurstige Mann von Ithaka das Volk der Cyclopen, das wohl riesengroß und stark, aber so täppisch ist, daß er über das schrecklichste dieser Ungeheuer, Polyphem, mit seiner erfindungsreichen Klugheit den glänzendsten Sieg erringt (IX, 105 ff.).

Ein Übermaß von Tapferkeit bewährt Tydeus, einer der „Sieben von Theben“, um die Kleinheit seiner Gestalt wettzumachen. (V, 801 ff., vgl. IV, 372 ff.) Hingegen bekommt sein Sohn Diomedes von Agamemnon zu hören, an Tapferkeit sei er seinem Vater nicht ebenbürtig, übertreffe ihn aber dafür als Redner (IV, 399 f.).

Unter den Trojanern ist Dolon unansehnlich oder geradezu häßlich. Darum verlangt es ihn stürmisch, den andern irgend einen Vorsprung abzugewinnen. Er wird Schnellläufer (X, 314 ff.) und ein so leidenschaftlicher Liebhaber edler Renner, daß er für das schneeweiße Gespann des verbündeten Thrakerfürsten Rheins geradezu schwärmt (a. a. O. 435 ff.) und die Götterrosse des Göttersohnes Achilles durch einen tollkühnen Spähergang ins Griechenlager sich gewinnen möchte (319 ff.). An der Maßlosigkeit seiner Ansprüche, über die sein Überwinder Odysseus mit Recht spottet (400 ff.), scheint übrigens auch eine verhätschelnde Erziehung Schuld zu haben. Er ist nämlich unter fünf Schwestern als einziger Sohn eines reichen Mannes aufgewachsen (315, 317).

¹⁰ Sobald ihm die Pflicht, den Tod des Patroklos mit Hektors Blut zu sühnen, das eigene Ende in nächste Nähe rückt (XVIII 95 ff.), versucht er erst recht, die Grenzen der Menschheit zu durchbrechen. Wenn er schon seinen Leib dem Untergang weihen muss, soll wenigstens die Seele auch im Hades, mitten unter bewußtlosen Schatten, beständig des Freundes gedenken (XXII, 389 f.). Gelänge ihr das, sie dürfte sich rühmen, an der Unvergänglichkeit der Götter teilzuhaben. Ebensoviele oder noch mehr ist freilich dem Seher Tiresias schon zugefallen. Denn er verfügt im Totenreich über seine volle Geisteskraft (Odys. X, 494 f.). Erhalten blieb sie ihm aber nur deshalb, weil es der Herrscherin Persephone beliebte. Derlei nach eigenem Willen zu gewinnen, vermißt sich bloß der Pelide.

Kurz vorher äußert er zweimal die Absicht, gegen Hektor wie ein reißendes Tier zu wüten (XXII, 262 f., 346 f.). Am liebsten würde er dessen Leiche Stück für Stück verschlingen. Da er das zu seinem Bedauern doch nicht über sich bringt, mißhandelt er den Toten, so viel er kann und immer wieder (a. a. O. 395 ff., XXIII, 24 ff., XXIV, 14 ff.). Apollo vergleicht ihn deshalb mit einem Löwen (XXIV, 41 ff.) und erfaßt auch den Sinn seines wilden Treibens. Menschenlos ist es, zu dulden und Maß zu halten in Schmerz und Zorn. Wer diese Schranken überspringen will, um mehr zu sein als ein Mensch, mag auf die Stufe der Bestien heruntersteigen. (Vgl. den Vergleich des heroischen Übermenschen mit einem unbändigen Löwen beim Sophisten Kallikles in Platos Gorgias § 484.) Aber damit verletzt er die allumfassende Ordnung, die sich in den waltenden Göttern verkörpert. So geht es dem bestialischen Selbstanbeter Polyphem (Odys. IX, 274 ff., 292, 477) und so gerät auch der löwengrimmige Pelide in Gefahr, den Zorn des Himmels zu erregen (XXIV, 53, vgl. 113 f.). Deshalb empfiehlt ihm Thetis mit mütterlicher Sorge einen ungefährlichen Weg, dem niederdrückenden Gedanken an die rasch nahende Vernichtung Trotz zu bieten: Er soll den kärglichen Rest des Lebens randvoll mit Genuß erfüllen (a. a. O. 128 ff.).

¹¹ IX, 325 ff. spricht er von seinen vielen Nachtwachen und blutigen Kampftagen (vgl. I v. 165 ff.).

¹² Trotzdem ist er vor solchen Regungen so wenig geschützt, daß er beim Gedanken an sein „ganz vorzeitiges“ Ende seine Heldentaten als nutzlose Quälerei des Priamos und seiner Söhne verachtet (XXIV, 540, vgl. auch IX, 325 ff. in Verbindung mit 401 ff.).

¹³ „I, 150 ff. Nicht der Trojaner wegen, der Lanzenschwinger, kam ich hierher zum Kampf, da sie mir gegenüber keine Schuld tragen. . . Vielmehr leisteten wir dir, du gänzlich Unverschämter, Gefolgschaft, damit du dich freust, und bemühen uns dem Menelaos Genugtuung zu erringen und dir, du Hundsäugiger.“ Demnach ist bei ihm Feindschaft und Freundschaft ausschließlich durch persönliche Momente bestimmt.

Und nun vergleiche man den Anfang der Friedensrede Nestors (254 ff.). Um die beiden streitenden Helden einander näher zu bringen, reizt er sie gegen einen tertius gaudens. Das ist aber kein Einzelner, sondern das ganze Volk von Troja. Da dessen Schadenfreude aus Nationalhaß stammt, kann sie bei ihren Opfern wieder nur Nationalhaß wecken und wo der aufspringt, wird auch das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit lebendig und überwindet den Gegensatz persönlicher Interessen. Noch stärker betont derselbe Redner in der Versammlung, die dem Auszug zur Schlacht vorangeht, den nationalen Charakter des Krieges. Um „den Aufbruch und die Seufzer Helenas zu rächen“, möge keiner auf Heimkehr drängen, bevor er bei dem Weibe eines Trojaners gelegen habe (II, 354 f.).

Ein andermal behauptet Diomedes, die Achäer würden den Kampf auch dann fortführen, wenn Agamemnon selbst sich einfallen ließe, feige umzukehren. Sollte aber das Heer dem schlechten Beispiel des Führers folgen, will doch er mit seinem Kameraden Sthenelos ausharren. So fest ist er überzeugt, daß der Krieg gegen Troja keine Familienangelegenheit der Atriden, sondern die Sache des ganzen Volkes ist und so treu steht er zur Gemeinschaft (IX, 40 f.).

Hingegen treibt den Peliden sein unerbittlicher Zorn in solche Vereinsamung, daß ihm Patroklos, sein Busenfreund, vorhält, er gebärde sich, als hätte er nicht einmal Eltern wie andere Menschen, sondern stamme aus dem Meere oder von einem Felsen (XVI, 33 ff.). Auch schilt er ihn „Unheilsheld“ (a. a. O. 31), weil er seine Heldenkraft, statt sie dem Wohl der Mit- und Nachwelt zu widmen, allein genießen möchte. Daß er auf dem Weg trotz seiner Riesenstärke doch nichts besseres wird als eine nutzlose Last der Erde, gesteht Achilles sich selbst, nachdem durch seine Schuld der Mund des treuen Warners für immer verstummt ist (XVIII, 104).

Aber damals, als der Sieg, den seine Untätigkeit den Trojanern brachte, für die Griechen schon zur vernichtenden Niederlage wurde,

hatte er gewünscht, keines der beiden Heere möge dem Verderben entrinnen und der Triumph, Ilios zu erobern, ihm und Patroklos zufallen (XVI, 97 ff.). Das ist ein wahrhaft menschenfeindlicher Ehrgeiz und doch scheint er uns bei Achilles, zumal in dem Augenblick, wohl begreiflich. Durch eine Frage, die ihm Patroklos stellte, fühlte er sich nämlich neuerdings an den bösen Schicksalsspruch erinnert, den ihm seine Mutter Thetis offenbart hat (a. a. O. 50). Natürlich reizt ihn der immer wieder zum schärfsten Protest und so verlangt er diesmal geradezu die völlige Umkehrung seiner Zukunftsbestimmung. Statt kurzlebig zu sein vor allen, möchte er mit Patroklos, seinem zweiten Ich, wohlbehalten und erfolgreich die andern überleben.

¹⁴ Schon die guten Lehren, die ihm sein Vater mitgab, als er von Phthia zu Agamemnon zog, sprechen von der Besorgnis, er werde im Bewußtsein seiner siegreichen Kraft seinem hochgemuten Sinn keine Schranke setzen und statt Wohlwollen zu üben in Unheil stiftende Streitsucht verfallen (IX, 252 ff.).

Eigene Einsicht in die Grenzen seiner Kraft und die Unentbehrlichkeit gegenseitiger Hilfe scheint er nach der Versöhnung mit Agamemnon zu bekunden (XX, 354 ff.). Da gesteht er nämlich, nicht stark genug zu sein, um die ganze Kampfarbeit allein zu verrichten. Denn der Aufgabe wären ja nicht einmal unsterbliche Götter wie Ares oder Athene gewachsen. Diese Selbstbescheidung klingt wohl wie eine ernste Absage an sein Gottähnlichkeitsideal (vgl. S. 14), ist aber doch nur ein Kunstgriff, die Achaeer seinen hochgespannten Ansprüchen an ihre Tapferkeit gefügig zu machen.

Wie zum selben Zweck Männer reden, die echt kameradschaftlich fühlen, zeigt Sarpedons Mahnruf an seine Lykier (XII, 409 ff.) und bei den Griechen die Ansprache der beiden Aias (XII, 265 ff.). Einer von ihnen, der Telamonier, stellt sich sogar in offenen Gegensatz zu Achilles: „Übermännlich“ nennt er ihn wegen seiner Unversöhnlichkeit und rät demgemäß, den stolzen Eigenbrödler sich selbst zu überlassen (IX, 697 ff.).

In eine ähnliche Verirrung gerät bei den Trojanern sein Gegenspieler, der sonst pflichtbewußte Hektor. Nur um der eigenen Stärke die ersehnte Betätigung zu bieten und sich dem großen Sohn der Thetis ebenbürtig zu zeigen, treibt er sein Volk in einen so verderblichen Kampf, daß er angesichts der selbstverschuldeten Niederlage fürchtet, von Leuten, die geringer sind als er, verdiente Vorwürfe zu bekommen (XVIII, 305 ff., XXII, 104 ff.).

^{14a} Helden wie Hektor und Aeneas empfinden den Versuch ihrer Gegner, sie einzuschüchtern, als Herabsetzung auf die Stufe des Kindes (VII, 233 ff., XX, 200). — Eine sehr merkwürdige Ergänzung zur Entwicklungsgeschichte des Peliden bietet die Phoinix-episode des IX. Gesanges (447 ff.). Dort berichtet Phoinix aus seinem eigenen Leben, daß er mit seinem Vater tödlich verfeindet und von ihm verflucht, immer kinderlos zu bleiben, heimlich entwich und zu Peleus flüchtete; bei dem fand er ein zweites Vaterhaus und überdies reichen Ersatz für die ihm versagten Vaterfreuden. Denn er wurde nicht bloß der Erzieher des Peliden, er übernahm es sogar, ihn erst aufzuziehen. Bei Beginn ihrer Bekanntschaft war ja Achilles noch ein rechtes „Speibkind“. Nichtsdestoweniger verstand er es trefflich, seinen großen Freund zu seinem geplagten Diener zu machen. Er verschmähte nämlich jede Mahlzeit, wenn ihn nicht Phoinix auf den Schoß nahm und unbekümmert um die Flecken, die sein Kleid davontrug, eigenhändig fütterte und tränkte. Das verwöhnte Bübchen, das seinen herrischen Willen durch eine starre Abstinenzpolitik geltend machte, gedieh zum Helden, blieb aber im Kern ungeändert; denn daß der Pelide, wenn er trotz, nicht mehr das Essen, sondern die Mitwirkung an der gemeinsamen Kampfarbeit verweigert, ist eine zeitgemäße, doch keine wesentliche Änderung seiner Methode. Sie anzuwenden hat er umso mehr Grund, als die Verzärtelung durch die Erzieher seine Empfindlichkeit gegen das ungerechte Schicksal und den anmaßenden Vorgesetzten notwendig steigert (vgl. den grausamen Glückswechsel des ebenso gehätschelten Knaben Astyanax, XXII, 499 ff.). Sogar gegen „Unschuldige“ erhebt Achilles leicht und „schrecklich“ Beschuldigungen und das ist nicht nur seinem Busenfreund Patroklos, sondern auch dem fernerstehenden Nestor wohlbekannt (XV, 653). Solche Reizbarkeit ist aber nach den Anschauungen antiker Moralphilosophen ein echter Kinderfehler und entwickelt sich besonders üppig, wenn ein Knabe der Einzige ist, eine Mutter hat, die ihm die Tränen trocknet, einen Pädagogen, der ihm den Willen tut, kurz wenn er in einer Art verwöhnt wird, die uns an den kleinen und auch an den großen Achilles erinnert. (Seneca de ira III, c. 24, 3, II, c. 19, 3, IV, c. 21.)

Kindlich ist schließlich an unserem Helden auch sein Mangel an Rücksicht für Wohl und Wehe der andern. (Ein sehr bezeichnendes Beispiel XIX, 205 ff.: Die Achaeer sollen nicht einmal essen, bevor sein Patroklos gerächt ist.) In dem Punkt gleicht

er den Jungen, die im Wege bauende Wespen aufstören und so aus Unverstand den vielen Wanderern, die vorbeiziehen, ein gemeinsames Unheil bereiten. (XVI, 259 ff.) Vgl. I, 1 ff. die Charakteristik des Zornes des Peliden: Das Verderben, das diese Raserei über tausende Unbeteiligte bringt (Horaz: Epist. I, 2, 14), verbindet sie mit jenem tollen Bubenstreich.

^{14b} Ein herrliches Beispiel für diesen ängstlich aufgeregten Ehrgeiz liefert Diomedes. In einem Augenblick höchster Bedrängnis, wo der König selbst im vertrauten Freundeskreis verzweifelt nach einem rettenden Berater ruft, fühlt just er sich befähigt, mit einem Vorschlag hervorzutreten. Aber, obgleich der Atride ausdrücklich erklärt hat, ihm wäre ein junger Nothelfer geradeso willkommen wie ein alter, fürchtet Diomedes, weil er der jüngste ist, bei seinen Zuhörern Unwillen zu erregen und beweist deshalb umständlich, daß er zwar später geboren sei, doch keineswegs minder edel (XIV, 110 ff.). Als Gegenstück vgl. Odysseus, der es mit dem Hinweis auf die reichere Erfahrung seines höhern Alters gleichsam entschuldigt, daß er bessern Rat zu geben weiß als der im Kampf weit tüchtigere Achilles (XIX, 216 ff.).

Zu Vergils Dido.

¹⁵ Den naheliegenden Einwand, eine rationelle Erklärung der Didotragödie scheitere an der Tatsache, daß himmlische Mächte in die Handlung eingreifen, entkräftet für den besonderen Fall und auch grundsätzlich R. Heinzes berühmtes Buch: Vergils epische Kunst, 1908, durch tiefgründige Erörterung über das Verhältnis der übernatürlichen zur natürlichen Motivierung (vgl. I. Teil, Kapitel 3, Dido: S. 123. Anmerkung und II. Teil S. 328: Motivierung).

¹⁶ Wie bitter not es gewesen wäre, daß sie sich ihr mit ganzer Kraft widme, statt sie zugleich mit dem Leben hinzuwerfen, veranschaulichen jene Überlieferungen, die von einer ihrem Tode unmittelbar folgenden Eroberung Karthagos durch Jarbas zu berichten wissen. (Ovid: Fasti III, 551 ff., Silius Italicus: Bellum Punicum VIII, 50 ff.)

¹⁷ Vgl. Heinze (a. a. O. S. 137) „während wir jetzt mit einigem Befremden bei der Sterbenden jede Sorge um die Zukunft der Stadt vermissen“.

¹⁸ Eine zutreffende Charakteristik dieses Lebensideals liefert der Stoiker Panaitios, dessen Abhandlung „über die Pflicht“ uns

durch Ciceros lateinische Bearbeitung erhalten ist. Da er einer Schule anhängt, die den einzelnen anweist, sich dem Ganzen als dienendes Glied anzuschließen, durchschaut er die Ichsucht auch da, wo sie auf dem Weg heroischer Anstrengung zu einer glänzenden Isolierung strebt. So sagt er (Cic. de offic. I, § 62) „... der Hochsinn, der sich in Gefahren und Mühsalen zeigt, ist fehlerhaft, wenn er der Gerechtigkeit entbehrt und nicht für das Gemeinwohl, sondern für die eigenen Interessen ficht. . . .“ § 64. „Aber es ist mißlich, daß bei dem in Rede stehenden Seelenaufschwung und Hochsinn sehr leicht Hartnäckigkeit und übermäßige Begier nach dem Vorrang entsteht. Wie es nämlich bei Plato heißt, daß der Nationalcharakter der Lakedämonier vollständig von dem Verlangen nach Sieg entflammt ist, so will jeder, je mehr er durch Hochsinn hervorragt, der erste oder vielmehr der einzige von allen sein. Es ist aber schwer, wenn man allen voran sein will, die Gleichheit zu wahren, dieses wichtige Merkmal der Gerechtigkeit.“ § 84. „Viele hat es gegeben, die nicht bloß ihr Geld, sondern ihr Leben für das Vaterland hinzugeben bereit waren, aber doch wieder nicht einmal das kleinste Opfer an Ruhm bringen wollten, selbst wenn das Vaterland die Forderung erhob.“ § 65. Aber wahre, weise Seelengröße meint, das Ehrenhafte, dem sie in erster Linie von Natur nachgeht, liege in den Taten, nicht im Ruhm, und vorzüglich zu sein, ist ihr lieber als dafür zu gelten (vgl. de finibus, III, § 57; V, § 69, vgl. auch Anm. 45 unten).

^{18a} Ein klares Zeugnis für den Glauben an die Schwäche der Frau liefert Juno in der Hohnrede, mit der sie den Sieg verkleinert, den Venus und Amor über Didos Herz gewonnen haben (IV, 93ff.): Wenn Zwei auf Einen losgehen und trotz ihrer Übermacht List gebrauchen, haben sie leichtes Spiel, noch leichteres, wenn sie Götter sind und ihr Gegner bloß ein Mensch, das allerleichteste, wenn dieser Mensch überdies nur ein Weib ist. Vgl. Didos Angsttraum: Sie flieht verfolgt von einem „übermütigen Feind“, dem „grimmen“ Aeneas (IV, 424, 464 f., vgl. 549).

Sehr geringschätzig spricht auch Merkur von der Frau. Er bezeichnet sie als ein stets veränderliches, unbeständiges Geschöpf (IV, 569 f.). Ihr fehlt also jene Festigkeit, die Aeneas bewährte, als er sich den schweren Entschluß Karthago zu verlassen, weder von Dido noch von ihrer Fürsprecherin Anna erschüttern ließ. Damals glich er dem Urbild kerniger Manneskraft, der sturmerprobten Eiche (v. 441 ff.). Ist aber die Standhaftigkeit des Mannes ein Ausdruck seiner Stärke, dann gehört der Wankelmut der Frau zu den Symptomen ihrer Schwäche.

¹⁹ Vgl. Aischylos Agamemnon, v. 11: der Wächter über die Königin Klytaemnestra; Sophokles Elektra: Was E. erstrebt (975 ff.) und ihre Schwester Chrysothemis dagegen einwendet (997 ff.); Euripides Orestes (1204 ff.): O. über Elektra. Ovid Metam XIII, 451 Polyxena: plus quam femina virgo. Seneca ad Helviam matrem c. 16 verweist seine trauernde Mutter auf das Beispiel der Frauen, „quas conspecta virtus intra magnos viros posuit“ und sagt ad Marciam c. 16 als Beweis der in Rom üblichen Schätzung weiblicher Tugend von der tapfern Cloelia virgo: tantum non in viros transcripsimus.

²⁰ Ausdrücklich sagt sie das wohl nicht. Aber was ein Gast ihres Vaters erzählt, kann sie am ehesten hören, wenn sie noch als Mädchen daheim im Frauengemach sitzt. Denn daß eine im Männeraal vorgetragene Geschichte auch dort vernommen wird, zeigt Odyssee I, 325 ff.

²¹ In einem Fragment seiner Hetärenbriefe sagt der Sophist Alkiphron fr. 5 über die berühmte Lais, sie sei von dem Maler Apelles „im Wildpark aufgezogen worden“ *θηριοτροφηθεῖσα*. Den Sinn dieses bildlichen Ausdrucks erklärt uns Athenaeus (XIII, 588 Cf.), indem er berichtet, Apelles habe Lais, als sie noch Jungfrau war, in sein Haus aufgenommen, damit sie daselbst zu künftigem Genuß drei Jahre heranreife. Während dieser Zeit steht sie natürlich noch nicht im Dienst Aphrodites, ebensowenig besitzt sie aber die volle Verfügung über ihre Person. Ebendeshalb gleicht sie den Insassen eines Wildparks, die mitten drinnen stehen zwischen den eingepferchten Haustieren und dem nicht gehegten Wild des Waldes. Nach dessen Art zu leben, heißt demnach für ein Weib „ledig“ sein und unschuldig, und so meint es auch Dido. Ein ähnliches Symbol für dasselbe Ideal verwendet der Dichter Anakreon, wenn er das unberührte Mädchen, um das er wirbt, als ein Füllen darstellt, das auf der Wiese leichtfüßig umherhüpft und spielt, aber dem Mann, der es zureiten möchte, mit mißtrauischem Seitenblick entflieht. (Anthol. lyric. ed. Hiller 4 fr. 70.) Dieser Zug verbindet das unbändige Füllen mit dem ängstlichen Hirschkalb, das in einem anderen Bruchstück Anakreons (fr. 52) auftaucht und nach dem Zeugnis der horazischen Nachdichtung: *Vitas hinuleo me similis Chloe* (I, 23) auch nichts anderes bedeutet als eine unerreichbare Geliebte. Nun ist das sorglose Wild, nach dessen Lebensweise Dido Verlangen trägt, jenem Hirschkalb artverwandt, während es in seiner Lebensführung an das lustige Füllen erinnert. Folglich gleicht es dem einen und dem andern, keinem ganz, und hat gerade deshalb im Reich der Poesie ein Recht auf sein eigenes Dasein.

²² Ein griechisches Lehrgedicht über die Jagd aus dem Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts (Pseudoopian) schildert den Eber, der eine Lagerstätte in den tiefsten Tiefen der Waldschluchten erseht und das vieltönige Lärmen des Wildes verabscheut. (III v. 364 ff.) Ebenda wird auch ein Stier gezeichnet, den die Schande, einem stärkeren Rivalen im Liebeskampf unterlegen zu sein, antreibt, ein Jahr lang fern von der Weide in der Einsamkeit des Bergwaldes wie ein Athlet frische Kraft zu erneutem Streit zu sammeln (II, 72 ff.).

²³ Noch im Jahre 18 n. Chr. finden es die Römer angebracht, einen Prinzen aus dem Reich Pontus zum König von Armenien zu erheben, weil er daselbst Adel und Volk „durch Jagen und Gastereien und anderes, was die Barbaren preisen“, für sich gewonnen hatte. (Tacitus, Annalen II, 56.) Ist es nur Zufall, daß der Jüngling, der so „königlich“ aufzutreten wußte, eine Mutter hatte, die sich, ähnlich wie Dido, als weise Herrscherin bewährte? (Strabo, XII 3, 29, p. 555.)

²⁴ Freilich sagt die Venus, um ihren Sohn Äneas glauben zu machen, sie selbst, die ihm in Gestalt einer Jägerin entgegen tritt, sei eine von den tyrischen Jungfrauen. Was sie über deren Püschgänge berichtet, könnte also sehr wohl eine dem Bedürfnis des Augenblicks dienende Erfindung sein. Allein, dem sei wie immer. Daß sich Dido auf das Waidwerk versteht, ist jedenfalls Tatsache und doch keineswegs nur selbstverständlich, sondern so auffällig, daß sich die Frage nach dem „Woher“ nicht von der Hand weisen läßt. Versuchen wir aber, sie zu beantworten, dann müssen wir doch die Aussage der Venus über die tyrischen Jungfrauen auf Dido anwenden und uns vorstellen, sie sei schon daheim als Mädchen mit ihren Freundinnen auf die Jagd gegangen. Dergleichen war ja in Sparta wirklich üblich und Vergil erinnerte selbst daran, indem er Venus im Jagdkleid mit einer spartanischen Jungfrau vergleicht. (I, 316, siehe Forbigers Kommentar.) Aber mehr als eine Vorbereitung für die Aufgaben der Mutterschaft bedeuten dergleichen Leibesübungen für die Spartanerinnen nicht (vgl. Plut. Lykurg c. 14), und deshalb dauern sie bei ihnen auch nur bis zum Eintritt in die Ehe. (Theokrit Epithalamium Helenae 22 ff., 39 ff.) Wenn nun unser Dichter Dido, obwohl sie zu den Matronen zählt, auf die Jagd reiten läßt, ist er sich zweifellos bewußt, sie dadurch mit der weiblichen Sitte in Widerspruch zu setzen. Wie gut es dagegen zu ihrem männlichen Heroismus paßt, zeigen die Ausführungen Senecas: ad Marciam c. 16 über das Reiterstandbild der Cloelia virgo.

^{24a} Auch der Frauenarbeit entzieht sich Dido im Gegensatz

zur Amazone Camilla (vgl. Anm. 57) keineswegs, sondern betreibt sie so erfolgreich, daß ein golddurchwirkter Purpurmantel, den sie eigenhändig verfertigt, würdig ist, ihren Geliebten, den Göttersohn Aeneas, zu schmücken (IV, 262 f.).

Noch geschickter betreibt sie aber die Webekunst in jenem geistigen Sinn, auf den die Doppelbedeutung des griechischen *ὄφραρον*, des deutschen „spinnen“ und „zetteln“ hinweist. Listen spinnt und zettelt sie zunächst in der Heimat gegen ihren bösen Bruder Pygmalion, aus dessen Gewalt sie sich samt ihren Schätzen unversehens befreit, hernach gegen den König von Libyen Jarbas, von dem sie durch das bekannte Kunststück mit der Rinds- haut den Bauplatz für die Burg Byrsa erlangt, dann gegen Aeneas, den sie, dem Rate Annas folgend, mit einem „Geflecht“ von Vorwänden in Karthago zurückhält (vgl. IV, 51 ff., vgl. 305 ff., 563), schließlich gegen Anna selbst, die sie zur ahnungslosen Förderin ihres Selbstmords macht. Wie weiblich ist diese wieder und wieder bewährte Schlaueit und doch wirkt sie bisweilen so heroisch, als wäre Dido „ein Ulixes in Weiberkleidern“ (vgl. Anm. 54). In Wahrheit ist sie aber ein Weib, das sich vermännlicht, ohne auf seine Weiblichkeit zu verzichten. Darum greift sie im Notfall sogar zu demütigen Bitten (vgl. 412 gegen 380, 535) und wenn sie klagt, daß sie zum Besten des Geliebten sich selbst nichts übrig ließ, erinnert sie, die Heroine, an Goethes Gretchen (Faust v. 3519).

²⁵ Vgl. Simmel: Hauptprobleme der Philosophie. (Sammlung Götschen), S. 153.

²⁶ Thukydides: Leichenrede des Perikles. (II, 45.)

²⁷ Vgl. Hermione, die sich als Tochter des reichen Königs von Sparta Menelaos ihrem Gatten Neoptolemos aus dem kleinen Skyros weit überlegen fühlt. (Euripides Andromache, 209 ff.) Daß sie ihn diese Überlegenheit auch verspüren läßt, ist ein naheliegender Fehler, von dem sich aber Dido freihält.

^{27a} Was die Ehe der Frau zumutet, faßt Didos Schutzgeist, Juno, im Streit mit der Liebesgöttin in die schneidend scharfen Worte: „servire marito“, dem Gatten Sklavin sein (IV, 103). Die selbstverständliche Folgerung, daß der Gatte ihr Herr ist, zieht der unglückliche Rivale des Aeneas, der eifersüchtige Jarbas (214). Viel maßvoller spricht die verliebte Dido. Aber daß der Mann das Weib an sich bindet, sie an ihn gebunden ist, sagt sie doch ausdrücklich (28 ff.).

²⁸ IV, 39, fragt Anna: „Nec venit in mentem, quorum con- sideris arvis?“, worauf sie die ringsum drohenden Feinde der Reihe nach aufzählt.

Dido denkt aber nicht bloß an ihre gefährliche Lage, sondern handelt auch darnach. Sie läßt die Grenzen scharf bewachen und rechtfertigt vor den Trojanern, die gleich bei der Landung angehalten wurden, diese Maßregel mit einem Hinweis auf die harten Zeiten und die Jugend des Reiches (I, 563).

²⁹ Vgl. Ovid. Fasti: III, 551 ff.: Sogleich (nach Didos Selbstmord) dringen ungestraft die Numider ein, es bemächtigt sich ihres eroberten Hauses der Maure Jarbas, und im Gedanken, verschmäht worden zusein, spricht er: „Sieh da, ich, den sie so abwies, genieße doch Elissas Kammer.“

³⁰ Für die Entwicklungsgeschichte der Sage bedeutet Didos Bedrängnis den Knotenpunkt, an dem die poetische Version, die Vergil bietet, von der ursprünglichen Überlieferung abzweigt. Diese erzählt, daß Jarbas Karthago zu zerstören drohte, wenn Dido nicht sein Weib werde. Sie aber habe ihm den Kriegsgrund, sich selbst seiner Begehrlichkeit entzogen, indem sie freiwillig aus dem Leben schied. In der neuen Fassung sucht sie der nämlichen Klemme auf einem anderen Wege zu entgehen. Sie stellt dem gewalttätigen Freier einen Mann entgegen, der stark genug ist, seinen Angriff abzuwehren, und doch so liebenswürdig, daß sie um seinetwillen nicht zwangsmäßig, sondern freiwillig dem Witwenstand entsagt.

³¹ IV, 38: Amor als Kämpfer, der zur Abwehr nötigt. Vgl. den Seelenkampf der verliebten Medea bei Ovid Metamorphosen (VII, 19 ff.).

³² A. a. O. der wohlgefällige Amor (placito Amore). Vgl. Ovid Liebeskunst I, 41 f. über das Verhältnis von Bedingtheit und Freiheit in der Erotik: „So lang' es dir freisteht. . . . wähl' aus, welchem Mädchen du sagen sollst: Du allein gefällst mir.“

³³ Vgl. Goethe Elpenor I, 4, 462 ff. Antiope: „Die Neigung ließ mich einsam leben und dem Verlangen nach den Schatten der Unterwelt voll Sehnsucht nachzuhängen; allein die Not befahl, den Mächtigsten zu wählen; denn ein Weib vermag allein nicht viel.“

³⁴ Mit lehrreicher Deutlichkeit gebraucht denselben Kunstgriff die Titelheldin in Grillparzers Libussa. Auch sie reitet und jagt; leitet ein junges Staatswesen mit überlegener Weisheit und weigert sich im stolzen Bewußtsein, mehr zu sein als nur ein Weib, einem rauhen Gatten zu gehorchen. Aber das Volk, ihres sanften Regiments überdrüssig, fordert einen Mann als Herrn und die herrschsüchtigen Großen des Reiches drängen sie, einen von ihnen neben sich auf den Herzogsstuhl zu setzen. Da flüchtet sie vor der Ver-

nunftehe, die ihr augenötigt wird, in eine Liebesehe, indem sie ihrer tiefen Neigung zu dem schlichten Bauern Primislaus (Przemysl), die sie bisher unterdrückt hatte, gestattet, den Geliebten herbeizurufen.

³⁵ IV, 18. Der Ausdruck, mit dem sie selbst ihre Ehescheu bezeichnet, ist eine mit der Präposition „per“ im Sinne von „durch und durch“ gebildete Verstärkung des Verbums taedere. Dieses ist in seiner Bedeutung nächstverwandt mit „fastidire“ und das heißt nicht bloß Widerwillen oder Ekel fühlen, sondern auch „ekel tun“, den Vornehmen spielen. Das zugehörige Substantiv „fastidium“ (die gleichbedeutende Form „fastus“ bei Ovid. *Metamorphos.*, XIV, 762 als Synonym des kurz vorher gebrauchten taedia v. 718) wird im Sinn „schönder Stolz“ oft mit superbia Hochmut verbunden, und das zum selben Stamm gehörige Adjektiv „fastosus“ dient zur Charakteristik spröder Frauen, die ihre Freier mit überlegener Verachtung abweisen. (Vgl. Ovid., a. a. O.) Dergleichen tat aber auch Dido. („Despectus Jarbas“ hält ihr deshalb sogar ihre zärtliche Schwester vor (IV, 36, vgl. 536). Im selben Sinn, nur viel härter, urteilt die böse Fama (IV, 189 ff.): In ganz Afrika lebe kein Mann, der dem heikeln Geschmack der stolzen Schönen genüge. Da sei ein exotischer Herr gekommen und dem billige sie zu wert zu sein, daß sie sich mit ihm verbinde. (Vgl. zum Gebrauch von dignari Vergil Aeneis III 475, Ecl. IV, 63; Ovid. *Metam.* VIII, 326.) Vornehm tuende Ausländerei wird ihr damit zur Last gelegt und aus verstiegenem Selbstbewußtsein hergeleitet. Es ist dieselbe Anklage, von der Nausikaa getroffen zu werden fürchtet, wenn sie sich mit einem so stattlichen Fremden wie Odysseus öffentlich sehen läßt. Würde sie aber eine solche Unterstellung fürchten, wenn sie nicht wirklich glaubte, im Inland gebe es für sie keinen rechten Mann? (Od. VI, 276, vgl. auch v. 34 ff.)

³⁶ Noch eine Sprosse höher auf der Wesensleiter langt die Latinerkönigin Amata in der Absicht, ihre Tochter Lavinia vor der Ehe mit dem hergelaufenen Äneas zu bewahren. Öffentlich verkündet sie, kein anderer sei würdig, Lavinia zum Gatten zu bekommen, als der Gott Bacchus (VII, 385 ff.). Und warum besorgt denn die homerische Nausikaa, die Leute könnten, wenn sie Odysseus, den Göttergleichen (VI, 243 ff.), neben ihr sehen, in ihm einen Gott vermuten, der auf ihre inständige Bitte herabgestiegen sei, um fortan ihr Gatte zu sein (Od. VI, 276 ff.)? Offenbar fürchtet sie, durchschaut zu werden, weil sie im tiefsten Grund ihres Herzens wirklich so hochfliegende Wünsche hegte. Was aber Didos Urteil

über ihren Erwählten betrifft, so sind dafür schon die ersten Worte, die sie an ihn richtet, sehr bezeichnend (I, 615). „Sohn einer Göttin“, lautet die Anrede, und ihr folgt die Frage, ob er denn wirklich der berühmte Äneas sei, von dem die Sage berichte, daß ihn Venus an den Wellen des Simois dem Dardaniden Anchises gebar. Offenbar ist ihr an der Persönlichkeit des Helden seine wunderbare Geburt besonders wichtig, und deshalb möchte sie vor allem in der Beziehung volle Sicherheit gewinnen. Zu dem Punkt kehrt sie daher zurück, sobald sie sich aus den Eindrücken, die sie beim Begrüßungsfest von ihrem Gast empfangen hat, ein klares Urteil zu bilden sucht. Sie kommt zur Überzeugung von der Göttlichkeit seiner Abkunft und gibt ihr mit den Worten (IV, 12): „Ich glaube und nicht eitel ist das Vertrauen“ einen geradezu feierlichen Ausdruck. Von seiner männlichen Schönheit und dem Mut, der aus seinen Lebenserinnerungen hervorleuchtet, spricht sie bloß, um die Vorzüge als Beweis seines Adels zu verwerten. Für den Zweck spendet sie ihnen allerdings das höchste Lob. Und so erscheint es uns auch sehr bedeutsam, daß beim Auszug zu jener Jagd, die für die Liebenden mit der Vorwegnahme der Hochzeitsfreuden endet, Äneas so heldenhaft schön ist wie Apollo, wenn er, mit klirrendem Köcher bewehrt, unter dem festlichen Jubel seiner Verehrer auf den Höhen von Delos einerschreitet (IV, 143 ff.). Wir sollen wissen, daß Didos Liebesopfer einem göttergleichen Göttersohn, einem unverkennbar heroischen Heros zufällt. Es ist daher nur folgerichtig, daß sie den Undank, mit dem er ihr dieses höchste Opfer lohnt, durch Leugnung seines himmlischen Ursprungs züchtigt. (IV, 365 ff.)

³⁷ Daß ihn Dido tatsächlich bemitleidet und ihr Mitleid zur Liebe wird, zeigt sich schon in dem Augenblick, wo er zum ersten Male und ganz unerwartet vor ihr erscheint. Da regt sich in ihrer Seele die Teilnahme für das traurige Geschick des Helden zugleich mit der Bewunderung seiner Schönheit und die beiden Gefühle fließen schon im Entstehen zu einem großen Staunen zusammen. (I, 613.) Dann beteuert sie, ihr eigenes Unglück habe sie gelehrt, mit dem fremden zu fühlen und ihm beizustehen. (630.) Durch die Erzählung seiner Leidensgeschichte steigert Äneas noch ihr Erbarmen und damit wächst auch die Liebe, bis sie ihrer selbst bewußt wird und auf den Widerstand der Witwentreue stößt. In diesem Kampf beruft sie sich zum Beweis für die Güte ihrer Sache ausdrücklich auf die rührenden Erlebnisse des Geliebten (IV, 13 ff.). Derselbe Zusammenhang wirkt bei Medea, dem Urbild der ver-ratenen Frau. Ihr Vater stellt dem Argonauten Jason, um ihn zu

vernichten, unlösbare Aufgaben. Sie bedauert diese Härte und schenkt auch deshalb dem schönen Fremdling ihr Herz. (Ovid. *Metam.* VII, 24 ff.)

³⁸ Jarbas vermißt bei Dido, die er kraft seines Herrscherrechtes von dem Elend der Heimatlosigkeit befreite, das Pathos der Distanz (211 ff.). Dasselbe Gefühl sucht Dido bei dem ungetreuen Geliebten zu wecken, wenn sie ihm die Not vorhält, der sie ihn entriß, als er vom Sturm an ihre Küste geworfen wurde (373 ff.).

³⁹ Des restlos schweifenden Äneas großer Vorgänger Odysseus steht zu Kalypso in einem Verhältnis, das die geltende Rangordnung der Geschlechter noch entschiedener in ihr Gegenteil verkehrt. Denn jene Nymphe ist eine furchtbar gewaltige Göttin (*δευινή θεός*) (Od. XII, 449), er aber ist nicht einmal ein Halbgott wie der Venussohn Äneas. Irdische Eltern haben ihn zur Sterblichkeit gezeugt. Auch gerät er noch viel tiefer ins Unglück als der Flüchtling aus Troja. Nicht bloß sturmgepeitscht, sondern schiffbrüchig, nicht mit einer Schar von Schicksalsgenossen, sondern als einzig Überlebender kommt er an die Küste und müßte verschmachten, fände er nicht bei Kalypso gastliche Aufnahme. Darum ist er nicht bloß moralisch, sondern auch physisch von ihr aufs stärkste abhängig. Sie aber liebt ihn eben deshalb. Denn für ihr Liebesleben beansprucht sie als Göttin dieselbe Freiheit, die sich die Götter nehmen, und wenn die im Sieg über irdische Frauen die Bewährung ihrer überirdischen Macht genießen, warum sollte nicht sie dieselbe Stärkung ihres Selbstgefühls bei einem sterblichen Manne suchen, zumal wenn ihr das Schicksal einen solchen so ganz in die Hand gibt wie den vielduldbenden Odysseus. (Od. V, 118 ff. und Poseidons Ansprache an das Opfer seines listigen Zauberers, die von ihm geschwängerte Heroine Tyro, XI, 248 ff.) Nah verwandt mit ihrer Liebe ist aber auch die zarte Neigung, die derselbe Held im jungfräulichen Herzen Nausikaas erweckt. Denn wenn diese vor ihm steht, von fürstlichem Glanz umgeben, er aber, um nur seine Blöße zu decken, einen Lappen von ihr erbitten muß, dann ist für ihn auch die Tochter des Phäakenkönigs eine Göttin (Od. VI, 149). Und das kommt ihr sicher sehr gelegen. Bedeutet es doch eine Art Vergöttlichung, und daß sie sich dergleichen verlangt, davon zeugt ihre geheime Sehnsucht, der Unsterblichen einer möge vom Himmel niedersteigen, um ihr Gatte zu werden. (Vgl. oben 20.) Übrigens wird ihr auch der Wunsch durch die göttliche Schönheit des geheimnisvollen Fremden wenigstens zum Teil erfüllt (VI, 243) und

so ist ihr Liebesehrgeiz noch geneigter, Odysseus als den rechten Freier anzuerkennen.

⁴⁰ Wie eine Frau einen Mann glücklich zu machen sucht, damit er ihr Geschöpf werde, zeigt in aller Schärfe Kalypso, wenn sie Odysseus mahnt, sich nicht den Leiden auszusetzen, die seiner auf der Heimfahrt und zu Hause harren, sondern als ihr Gemahl in ewiger Jugend das leichte Leben der Götter zu führen. (Odys. V, 206 ff.)

⁴¹ In Ovids Heroinenbriefen erhebt Hypsipyle, eine Geliebte Jasons, die von Medea aus seinem Herzen verdrängt wurde, gegen ihre glückliche Rivalin den Vorwurf, die Ruhmestaten des Gatten und seiner Gefährten, der Argonauten, sich zuzuschreiben (Epist. VI, 99). Das heißt offenbar, sie wolle Jason nur als ihren Handlanger gelten lassen. Genau so denkt Mercurius von Dido. Denn Äneas als „uxorius“ zu bezeichnen, sieht er sich dadurch veranlaßt, daß er ihn mit dem Bau ihrer Stadt beschäftigt findet. Objektiv ist natürlich weder dies noch jenes Urteil, da sie beide den Zweck verfolgen, ein Liebespaar zu trennen. Denken wir aber an Medea, wie Euripides sie der Mit- und Nachwelt zeigte, die Frau, die sich gegen die Vorherrschaft der Männer grimmig auflehnt, dann erscheint es uns sehr glaublich, daß sie in ihrem Gemahl ein Werkzeug sieht, selber männliches Ansehen zu erlangen. Und wie steht es mit Dido? Sie verrichtet nicht bloß Mannestaten, sie verlangt auch, daß Äneas sie anerkenne, indem er ihr als Liebespfand sein kampf-erprobtes Schwert widmet. Wo aber er mit ihr auf gleich kommen möchte, und als Kolonisator will er ebensoviel vollbringen, leistet sie ihm solchen Widerstand, daß er den Eindruck gewinnt, sie neide ihm den Erfolg (IV, 347 ff.). Demnach besteht wohl wirklich auch bei ihr das Streben, nicht bloß mit seiner Hilfe, sondern auch auf seine Kosten das eigene Ich zu erhöhen. Edel und nobel treibt sie es, aber im Grunde ist es immer noch das Handwerk der Zauberin Kirke, die ihren heldenhaften Gast zur Liebe lockt, um ihn zu entmannen. (Od. X, 301.)

⁴² Daß die Liebe, ohne es zu merken, dem Ehrgeiz Vorspanndienste leisten kann, war auch den antiken Moralphilosophen bekannt. Beweis — die ebenso derbe als deutliche Erörterung des Epikureers Horaz (Satiren I, 2, 62) und Plutarch Erotikus 752.

^{42a} So lang sie gegen die Neigung kämpft, die Aeneas in ihrem Herzen weckte, scheut sie sich noch die Satzungen der göttlichen Scham aufzulösen (v. 27). Sie wagt es aber doch, nachdem ihr

Annas Zuspruch Mut gemacht hat (55). Bald vermag nicht einmal der Gedanke, was die Leute sagen werden, die bis zum Wahnsinn erhitzte Leidenschaft zu hemmen (91). Schließlich huldigt ihr Dido ganz offen (170, 221). Allerdings erschrickt sie schon wieder vor der eigenen Kühnheit und sucht demgemäß Deckung, indem sie ihrer Liebessünde den Namen „Ehe“ beilegt (170 f.).

⁴³ Das Schlagwort stammt wohl von der friedfertigen Anna und auch sie gebraucht es zugunsten der Witwenheirat. Aber ihr geht es ausschließlich um Parteinahme für die Natur. Gegen die unnatürliche Sitte Stellung zu nehmen, indem sie auch den äußeren Schein nicht wahrte, bleibt der kämpferischen Dido vorbehalten. (IV, 170.) Indes ist selbst ihre Angriffslust nicht unbegrenzt. Daher verschmäht sie wohl, die Existenz ihrer Buhlschaft zu verbergen, bemäntelt aber die nackte Tatsache mit dem schönen Namen Ehe. (171 ff.)

⁴⁴ Bei Nacht mahnt ihn das Traumbild des Vaters, bei Tag der Anblick des Sohnes, daß er diesen nicht um die Königsherrschaft betrügen dürfe, die ihm das Schicksal auf dem Boden Italiens zuwies (IV, 351 ff.).

⁴⁵ Cicero de finibus, III, § 64): „Die Welt wird nach ihrer (der Stoiker) Meinung durch das Walten der Götter gelenkt und ist gewissermaßen ein Göttern und Menschen gemeinsames Staatswesen und jeder von uns bildet einen Bestandteil dieser Weltordnung, woraus natürlich folgt, daß wir den allgemeinen Nutzen dem unseren vorziehen sollen.“ In diesem Sinn ist Äneas ein echter Weltbürger. Denn er gründet das neue Troja im Bewußtsein, ein Gebot des Schicksals zu erfüllen (IV, 340 ff.), und das Schicksal, an das er und sein Dichter glaubt, ist eine allweise und allgütige Weltvernunft. (Heinze a. a. O. S. 289.)

⁴⁶ Es gibt mehrere Stufen der Gemeinschaft, sagt Cicero in seiner Pflichtenlehre (I, § 53). Ihre Aufzählung beginnt er bei der allmenschlichen, steigt von da hinab zur Volksgemeinschaft und nennt als unterste: die Familie.

⁴⁷ Daß sie einen Staat gründet und erfolgreich lenkt, bildet keinen Gegenbeweis. Denn näher noch als allen andern Alleinherrschern liegt denen, die ihr Reich selber schufen, die Versuchung, statt ihr Ich dem Staat, den Staat ihrem Ich einzuordnen, und so tut, wie wir noch sehen werden, auch Dido. Aber zeigt denn nicht das Eheglück, dessen sie sich an Sichaeus Seite erfreute, daß sie es doch versteht, Gemeinschaft zu halten? Die Antwort ergibt sich

aus dem bereits besprochenen Rangverhältnis der beiden Gatten. Er war wohl reich, aber nichtsdestoweniger bloß ein Untertan ihres königlichen Vaters. Daher konnte sie das Gefühl, der überlegene Teil zu sein, schon bei ihm genießen. Die Verbindung mit dem unbehausten Äneas ist erst recht geeignet, ihr diese Befriedigung zu bieten. Im reichsten Maß fließt sie ihr bei ihrer wahrhaft selbstlosen Schwester Anna. Demnach scheint sie einer solchen Stärkung ihres Ichgefühls zu bedürfen, um sich an ein Du innig anzuschließen. Das zeugt aber nicht vom Streben nach Gemeinschaft, sondern vom Willen zur Macht.

^{47a} Folgende Erwägung macht die tragische Notwendigkeit dieses „Vergeblich“ noch deutlicher: Wenn Dido in der Hoffnung, die Gattin ihres Geliebten zu werden, ihn schon vorher zum Bettgenossen macht, gibt sie ihm damit den stärksten Vertrauensbeweis, den ein Mann von einem Weib erhalten kann. Und dennoch: So grausam er sie enttäuscht, im Grund übt er nur Vergeltung und was er ihr antut, ist noch immer weniger als ihr schlechtes Gewissen argwöhnt: Listig, ohne daß er es merkt, wollte sie ihn an Karthago fesseln und sich seiner bemächtigen (vgl. Anm. 41). Darum fürchtet sie jetzt, er wolle listig hinter ihrem Rücken das Weite suchen (305 ff., vgl. 283 ff., 337 ff.).

⁴⁸ Geübt hat er sie schon mit der ganzen Selbstverleugnung, die dazu nötig ist, als er dem Wunsch, auf den Ruinen Trojas eine neue Stadt zu erbauen, entsagte, um, dem Spruch des Schicksals gehorsam, nach Italien zu steuern. (IV, 340 ff.)

⁴⁹ Den Gipfel hat er gewonnen, wenn er vor dem letzten Kampf die Summe seines Lebens zieht und seinem Ascanius als geistiges Vermächtnis hinterläßt. (XII, 435): „Disce, puer, virtutem ex me verumque laborem, fortunam ex aliis.“ Er kann sich nicht wie die sterbende Dido großer Erfolge rühmen. Aber er kann sie missen. Ihm, dem stoischen Helden, genügt das Bewußtsein, sich mit männlicher Tatkraft um sie bemüht zu haben.

⁵⁰ An dieser Forderung mißt Vergils Freund Horaz das Gebaren der Griechenfürsten von Troja, wenn er über sie das vernichtende Urteil fällt: *Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi*. Ep. I, 2, 14.

⁵¹ Eine genaue Parallele zu dieser Motivierung bietet Goethes Novelle: Die wunderlichen Nachbarskinder (Die Wahlverwandtschaften, II. T., Kap. 10): „Sie beschloß zu sterben, um den ehemals Gehaßten und nun so heftig Geliebten für seine Anteilnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besitzen sollte, wenigstens mit

seiner Einbildungskraft zu vermählen. Er sollte ihr totes Bild nicht loswerden (vgl. Äneas, IV, 384 ff.), er sollte nicht aufhören, sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt habe.“ Mit dem Gedanken, sich zu töten, um ihre Nächsten zu bestrafen, läßt übrigens Goethe schon die Heldin seines Singspiels „Die Fischerin“ spielen.

⁵² Zur Zeit, da Vergil mit der Arbeit an der Äneis anfängt, bewundert sein Freund Horaz in der berühmten Ode auf den Sieg bei Actium (carm. I, 26) eine zeitgenössische Königin des Ostens, Kleopatra von Ägypten, weil sie sich planmäßig mit List den Weg zum Selbstmord bahnte, um den schon erlittenen und den ihr noch bevorstehenden Demütigungen zu entgehen und würdig ihrer Abkunft von Königen zu sterben. Dieser Vorsatz erforderte, daß sie auch vor dem Schwert keine weibische Furcht empfand und sich durch freiwilligen Austritt aus dem Leben über die niedrige Sphäre ihres Geschlechts zum Triumph über ihren Besieger erhob. Das genügt, um unser Verständnis der Vergilschen Dido durch eine genaue Parallele zu befestigen. Vielleicht ist aber die Beziehung der beiden Frauengestalten noch inniger. Erwägen wir, daß die Ägypterin nach der offiziellen Version mit ihrer Liebeshoheit Roms Weltstellung zu stürzen unternahm, die Karthagerin durch Liebeslust seine Gründung zu vereiteln sucht, so liegt der Gedanke nahe, daß Vergil unter dem Eindruck der Tragödie in Alexandria stand, als er die tragische Didoepisode schuf. Und wie wichtig mußte es dem höfischen Dichter erscheinen, eine Versuchung, die Antonius, den Rivalen des Augustus, ins Verderben gezogen hatte, von Äneas, des Augustus Ahnherrn und Urbild, siegreich überwinden zu lassen. Demgemäß verweist die boshafte Fama in ihrem Bericht über Didos Liebesleben so deutlich auf die Schwelgerei, der sich Kleopatra im Winter vor der Entscheidungsschlacht mit ihrem Buhlen hingab, daß schon der alte Wytttenbach die Anspielung bemerkte. (Vgl. Forbigers Kommentar zu IV, 193.)

⁵³ Diese Einwirkung vollzieht sie nicht persönlich, sondern mittels der Furie Alekto. Die zur Helfershelferin zu nehmen, beschließt sie mit den berühmten Worten: „Kann ich die Himmlischen nicht rühren, will ich die Hölle in Bewegung setzen“ (VII, 312 „Flectere si nequeo superos Acheronta movebo“). Dann steigt sie selbst hernieder, um jenes Ungetüm heraufzuholen (323 ff.). Demnach zwingt sie sich, im Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit, das Hochgefühl befriedigter Rache auf dem Umweg über eine recht eigentlich abgrundtiefe Selbsterniedrigung zu suchen. Aus dem-

selben Grund tut Dido zwar nur zum Schein und doch beschämt ein Gleiches, wenn sie sich mit magischen Künsten rüstet, denen die Mächte der Unterwelt gebieten (IV, 493).

⁵⁴ Vgl. Livius XXX, 13: Ein Weib, die Karthagerin Sophonisbe, als verderbliche Kriegsfurie, die den Numider Syphax gegen seine römischen Gastfreunde und Bundesgenossen hetzt und waffnet.

^{54a} Daß Juno im Ringen um die Weltherrschaft „ihr“ Karthago vertritt (I, 12 ff.), steht damit nicht in Widerspruch. Denn unter ihrem oder genauer gesagt Heras Schutz stand auch Argos und demgemäß wurde auch ein Krieg zwischen Argos und dem Spartanerkönig Kleombrotos als Kampf zwischen Weib und Mann bezeichnet (vgl. das Orakel bei Herodot VI, 77 und Alys Erklärung: Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot S. 158).

⁵⁵ Ausgenommen sind natürlich die Frauen, denen es ebenso wie der Venus, des Helden göttlicher Mutter, zum höchsten Stolz gereicht, einen mannhaften Sohn geboren zu haben und ihn immer weiter hinauf zu bringen. Diese mütterliche Form des weiblichen Geltungsstrebens sucht nämlich die Befriedigung der eigenen Ansprüche nicht im Kampf gegen die Männerherrschaft, sondern als ihr dienstfertiger Vasall. Im tiefsten Grund ist das freilich nur ein anderer vorsichtigerer Weg, um aus der verachteten Weiblichkeit zu einer Art Männlichkeit zu gelangen (vgl. des Verfassers Aufsatz: Der Kampf der Frau um ihre gesellschaftliche Stellung im Spiegel der antiken Literatur, Intern. Zeitschrift für Individualpsych. III. S. 289).

⁵⁶ Vgl. Livius X, 23 die Gegenüberstellung von *virtus* und *pudicitia* als männlicher und weiblicher Vorzug.

⁵⁷ Die Stimmung dieses Kampfes lebt vor allem in den Sagen von den Amazonen, den Weibern, die es den Männern gleichtun, mit Männern fechten und ihnen schließlich doch erliegen. Solch eine Amazone ist auch Vergils Camilla, die Frauenarbeit und Ehe ablehnt (VII, 805 ff., XI, 583 f.), um zur höheren Ehre ihres Geschlechts das Waffenhandwerk zu betreiben. (XI, 686 ff.) Aber nach rühmlichem Kampf fällt sie durch eine echt weibliche Schwachheit, das unbezähmbare Verlangen nach einem glänzenden Beutestück (XI, 778 ff., vgl. als Gegensatz das Gebet ihres Überwinders Arruns, 789 ff.). Demnach versucht auch diese „grimme Jungfrau“ (XI, 664) vergebens, dem starken Geschlecht seinen Vorrang zu entreißen, und wieder ist der Sieg der männlichen Sache zugleich ein Sieg für Äneas. Denn die Amazone stand im Lager seiner

Feinde. Wie erbittert in Wirklichkeit die Geschlechter miteinander um die Macht rangen, bezeugt schon die Klage des alten Cato, daß die Frauen, die sich sonst überall beherrschen ließen, gerade unter den weltregierenden Römern die Herrschaft führen (Plutarch, *Apophthegmata*, p. 198 D; vgl. Plutarch, *Lycurg*, c. 14, Ende). Der witzige Ausspruch stammt wahrscheinlich aus der Rede, mit der er als Konsul (195 v. Chr.) für die Erhaltung eines Gesetzes eintrat, das dem weiblichen Luxus enge Grenzen zog. (Livius XXXIV, c. 1 ff.) Damit machte er sich zum Anwalt der altübernommenen Hegemonie des Mannes. Dieselbe Rolle nimmt der Kaiser Tiberius (14 bis 37 n. Chr.) in Anspruch, wenn er sich durch das Ansehen und den Einfluß seiner Mutter Livia und seiner Schwiegertochter Agrippina gekränkt fühlt. (Tacitus, *Annales* I, 7, 14, 69; III, 64; IV, 57; V, 1; Sueton: *Tiberius*, c. 51 ff., 53; vgl. *Caligula* 23: Livia ein Ulysses in Weiberkleidern.) Seinen antifeministischen Überzeugungen entspricht auch die Scheltrede, mit der einer seiner verläßlichsten Offiziere, A. Caecina, in einer Senatssitzung des Jahres 21 n. Chr. gegen das Überhandnehmen der Weibervirtschaft loszog. (Tacitus, a. a. O. III, 33.)

Zu Othello.

⁵⁸ Nach G. Sarrazin: „William Shakespeares Lehrjahre“ S. 51 im Jahre 1554 aufgeführt und gedruckt. Dieser Datierung widerspricht Schreckhas: Über Entstehung und Verfasser des Titus Andronikus (S. 18, Anm. 2) und entscheidet sich (S. 21) für das Ende der Achtzigerjahre.

⁵⁹ Ein paar Szenen später taucht wieder der Gedanke auf, als Beweis der Ebenbürtigkeit eine Art Blutprobe zu verwenden. Um die Wesensgleichheit von Juden und Christen darzutun, sagt da Shylock: „Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht?“ (III, 1, 69, vgl. K. H. V. IV. 1, 106 ff., Othello IV. 3, 96 ff., die Wesensgleichheit zwischen Königen und anderen Menschen, zwischen Weibern und Männern). Die auffällige Übereinstimmung der zwei im tiefsten Ernst gesprochenen Erwägungen ist ein bedeutsamer Wink, daß der Dichter Mohren und Juden als Schicksalsgenossen betrachtet, weil sie von vornherein bei den christlichen Völkern für minderwertig gelten, obgleich sie im Grunde nicht anders organisiert sind als ihre Verächter.

⁶⁰ Von Shylocks Tochter Jessica möchte sein Diener Lancelot glauben, daß sie einer Buhlschaft ihrer Mutter mit einem galanten

Christen entstamme (II, 3, 11, III, 5, 10 ff.). So selbstverständlich ist es dem schlichten Manne aus dem Volke, daß jüdische Abkunft mit liebenswürdigem Wesen unvereinbar ist. Jessica polemisiert gegen diesen Glauben an die zwingende Macht des jüdischen Blutes. Sie fühlt sich eben nur dem Blute nach als Shylocks Tochter, nicht in ihrer Gesinnung (II, 3, 18).

⁶¹ „Du nanntest Hund mich, eh du Grund gehabt“, sagt Shylock anklagend zu Antonio (III, 3, 5).

⁶² Die beiden Edelleute (II, 5, 57; II, 3, 12) „Viel Lärm um Nichts“ (II, 3, 272), König Heinrich IV. (I. T., II, 4, 200) vgl. noch Macbeth (IV, 2, 26).

⁶³ Emilie, (V, 2, 23): Du dummer Mohr, Rodrigo (I, 1, 127): lüsterner Mohr, Emilie (V, 2, 248): grausamer Mohr, Jago (I, 3, 363): umherschweifender Barbar; Brabantio (I, 1, 99) spricht mit Bezug auf Othello von „Kettensklaven“.

⁶⁴ I, 3, 112, 122. III, 3, 5.

⁶⁵ I, 1, 111, vgl. den Hengst als Urbild verliebter Brunst in Venus und Adonis 259 ff., 385 ff.

⁶⁶ Black als Gegenteil von fair Sonnet 127. Demgemäß ist der Mohr geradezu Sinnbild der Häßlichkeit. Verlorne Liebesmüh (IV, 3, 117). Dumains Gedicht: Dir ja hätte Zeus geschworen: Juno gleiche schwarzen Mohren. Biron a. a. O. 268: Mit seinen holden Farben prangt der Neger. Die beiden Edelleute (II, 6, 26). Othello (I, 1, 6): Das Dickmaul.

⁶⁷ Clifford, einer der grimmigsten Feinde Richard III., findet zwischen dessen moralischer und physischer Entartung einen genauen Parallelismus, sein Sohn behauptet gar einen ursächlichen Zusammenhang (K. H. VI, 2, T. V, 1, 157). Der Leib des Bösewichts sei nämlich um seiner abscheulichen Seele willen mit Häßlichkeit gebrandmarkt. Noch einen Schritt weiter geht Margarete, indem sie erklärt, das Mal, das Richard trage, habe ihm die Hölle aufgeprägt (K. H. III. I, 3, 228). Von diesem Standpunkte aus ist es nur folgerichtig, wenn sie ihn auch kurzweg als Höllengeist a. a. O. 144 bezeichnet, vgl. auch das Schimpfwort misbegotten devil, mit dem Lord Salisbury in „König Johann“ seinen Gegner Faulconbridge belegt (IV, 4, 9).

⁶⁸ Denselben Gegensatz zwischen Außen und Innen, den Portia gutwillig beim Prinzen von Marokko voraussetzt, stellt Hubert, der Diener des Königs Johann, bei sich selber fest. König Johann (IV, 3, 220 ff., 256 ff.). Der Wert dieser Parallelstelle liegt darin, daß

sie auf das Vorurteil gegen die „Gezeichneten“ ausdrücklich Bezug nimmt. Hubert wendet sich nämlich im Gefühl beleidigter Unschuld gegen die Behauptung des Königs, seine Häßlichkeit sei das Stigma des geborenen Verbrechers. Was aber die Neigung anlangt, den dunkelhäutigen Sohn Afrikas für einen schwarzen Bösewicht zu halten, so ist sie nicht bloß durch Portias Widerspruch bezeugt. Einen positiven Beleg bietet: „Wie es Euch gefällt“ (IV, 3, 35 f.). Hier werden nämlich die Äthiopen auf eine Stufe mit den Giganten gestellt. Schlimme Unholde sind sie beide, die „wilden Männer“ und die Schwarzen. Und sind die Gedanken der Riesen ungeschlacht wie ihre Gestalt, so sind die Worte der Äthiopen womöglich noch abscheulicher als ihr schwarzes Gesicht. Was man von „ethiopic words“ erwartet, zeigt auch Titus Andronikus, der die Rede so eines rabenschwarzen Kerls dem Krächzen eines Unglücksrabens gleichstellt (III, 1, 158, Sang je ein Rabe so, der Lerche gleich).

⁶⁹ Vgl. Antonius vor der Schlacht bei Alexandria: Der Morgen fängt wie eines Jünglings Geist, der wünscht, sich auszuzeichnen, zeitig an (IV, 4, 26). . . . Einen Mars in Windeln nennt Heinrich IV. den jungen Percy (III, 2, 111).

⁷⁰ An ein Mißverhältnis zwischen der Schwere der Waffe und der Schwäche des Knaben, der sie ergreift, läßt uns auch Othello denken, wenn er den Beginn seiner kriegerischen Tätigkeit folgendermaßen bezeichnet: „Als dieser Arm siebenjähriges Mark gewann (I, 3, 83). „Oder sollen wir glauben, daß gerade sein Arm bei solcher Jugend schon so stark war wie der eines wehrfähigen Mannes? Das hieße, den Mohren für ein Wunder an Körperkraft erklären. Aber dafür will er ja gar nicht gelten. Im Gegenteil. Wenn es ihm in seiner besten Zeit gelang, sich eines Tages durch eine vielfache Übermacht den Weg zu bahnen, so hatte er das nach seiner Meinung nur der einzigartigen Güte seines Schwertes zu danken. Vom Arm, der es schwang, spricht er sogar geringschätzig. Ihm gibt er nämlich das Beiwort „klein“ (V, 2, 260). Mit sieben Jahren war jedoch dieser Arm selbstverständlich noch ein Gutteil kleiner. Wenn nun Othello trotzdem im Kindesalter an der Seite reifer Männer ins Feld zog, dann hatte bei ihm die Entwicklung des kriegerischen Sinnes das physische Wachstum weit überflügelt, noch weiter als bei Troilus, der sich bereits im Kampf und in der Liebe als Mann bewährt hat, von Hektor aber doch noch ermahnt wird, den rauhen Krieg nicht zu versuchen, sondern erst die Bänder seiner Sehnen erstarken zu lassen (Troilus und Cressida, V, 3, 33).

⁷¹ Übrigens kann auch einen Mann aus edlem Stamm, der im Leben rasch emporkommt, ein Gefühl schwerer Zurücksetzung befallen, wenn er einen anderen, dem er ebenbürtig ist, in unerreichbarer Höhe über sich sieht. In der Art verläuft das Schicksal Macbeths. Er ist des Königs Duncan leiblicher Vetter (I, 1, 24). Noch näher rückt er ihm durch den glänzenden Sieg, den er als tapferer Feldherr über Reichsfeinde und Rebellen davonträgt. Dieses Verdienst nach Gebühr zu krönen, ist jedoch dem Herrscher eingeständenermaßen nicht mehr möglich (I, 4, 15 ff.). Nun steht das Königsrecht, auch unbezahlbare Dienste zu empfangen, der Vasallenpflicht, sie zu leisten, scharf gegenüber (24). Eine solche Ungleichheit zwischen Männern, die einander als gleichwertig schätzen, ist aber sehr bedenklich. Macbeth spricht wohl, als gäbe er sich dennoch zufrieden. Und Duncan ist nicht bloß ein gütiger Herr (I, 7, 16 ff.), sondern hat auch den unbestreitbaren Vorrang, den ehrwürdiges Alter verleiht (II, 2, 14 f.). Sobald er aber seinen jugendlichen Sohn Malcolm feierlich zum Thronfolger einsetzt (I, 4, 37 ff.), bleibt für Macbeth nur die trübselige Aussicht, in alle Zukunft und mit viel weniger Grund den Untergebenen zu spielen. Von dem Augenblick an schwillt sein Ehrgeiz so mächtig, daß er sich durch Mord den Weg zum Throne bahnt.

⁷² IV, 1, 14 f. nennt Shylock Graziano emphatisch: „Junger Mann“. Ihn schilt Salanio derb: „Altes Aas“ und spielt darauf an, daß die zeugungskräftigen Mannesjahre bereits hinter ihm liegen (III, 1, 37 ff.).

⁷³ York, von dem Heere der Königin Margarete aus dem Felde geschlagen und von „totbringenden Verfolgern“ ereilt, faßt den Entschluß, alles, was sie ihm antun würden, zu verachten. Dagegen kann wieder Margarete ihres Sieges nur froh werden, wenn es ihr gelingt, den verhaßten Gegner durch blutigen Hohn aus seiner trotzigsten Ruhe aufzujagen und zu ohnmächtiger Wut zu reizen (König Heinrich VI., 3. T. I, 4, 22, 27 ff., 87 ff.).

⁷⁴ Als Gegner solcher Art zeigen sich schon in der ersten Szene Jago und Rodrigo, indem sie den Mohren wegen Desdemonas Entführung nicht bloß verklagen, sondern auch aufs unflätigste beschimpfen und damit den giftigen Neid bekunden, den sein stolzer Aufstieg bei ihnen weckt. Von ihrem Treiben hat er selbst freilich keine Kenntnis, aber sein Ausdruck „base adversity“ zielt doch offenbar auf ihresgleichen, somit auf schmähstüchtige Neider. Vor dem Neide sorglich auf der Hut zu sein, ist auch die Art Angelos in „Maß für Maß“ und was will er gegen ihn schützen?

Wieder mit Othello völlig übereinstimmend, die gemessene Würde des ernstesten Mannes (gravity), denn die ist, wie er selbst bekennt, der Stolz seines Lebens (II, 4, 9 f.).

⁷⁵ Ludovico hat gleich beim Kommen, ohne sich erst umzuschauen, den Versammelten zugerufen: „Wo ist dieser übereilte Unglücksman?“ (V, 2, 282.)

⁷⁶ Ganz ähnlich sagt Romeo: „Ich habe mein Selbst verloren, ich bin nicht hier, dies ist nicht Romeo, es ist irgend ein anderer“ (I, 1, 203) zur Entschuldigung der unverdienten Härte, mit der er seinen teilnahmsvollen Freund Mercutio behandelt. Auch er deckt sich, indem er die Identität seines inneren Menschen bestreitet. Daß die verschiedenen Ich nicht aufeinanderfolgen, sondern neben und gegen einander stehen, den Fall erlebt Cressida in der Liebe zu Troilus: Ne Art von meinem Ich verweilt bei Euch, Unartig Ich, das sich verlassen will und Narr des Fremden wird. Wo steht mein Kopf? (III, 2, 155.)

⁷⁷ Köhler und Mohren nebeneinander: Verlorene Liebesmüh. (IV, 3, 267 f.)

⁷⁸ Schon die Sprüche Salomons (c. XXX v. 21 ff.) rechnen unter die allerunmöglichsten Dinge, den Knecht, der König wird, die verhaßte Frau, die einen Mann bekommt, und die Magd, die ihren Herrn beerbt.

⁷⁹ Der englische Feldherr Talbot ist so zwerghaft klein, daß er Gefahr läuft, sogar von Weibern verspottet zu werden. Dafür schafft er eine unüberwindliche Armee. Denn von seinem Geist gelenkt, dient sie ihm als ein Riesenkörper, der ganzen Völkern Schrecken einflößt (K. H. VI., 1. T., II, 3, 54 ff., vgl. Exkurs 3). In „Maß für Maß“ redet Isabella von dem kleinen Beamten, der, wenn er nur könnte, wie Jupiter donnern wollte, nichts als donnern (II, 2, 110 ff.). Ein solcher Mensch ist der Haushofmeister Malvolio in „Was Ihr wollt“ (II, 5, 164 ff.), der sich gern überzeugen läßt, daß er seine Eignung zum Aufstieg aus dem dienenden Stand nicht besser erweisen könne, als wenn er mit den anderen Dienern mürrisch ist. Dagegen behandelt ein echter Edelmann, wie der Graf von Roussillion Untergebene „als Wesen anderer Art, zeigt ihrer Niedrigkeit den stolzen Gipfel und macht sie stolz durch seine Demut“ („Ende gut, Alles gut“, I, 2, 41), vgl. Exkurs 5.

⁸⁰ Auf seine Weise tut das auch Jago: In der ihm gestellten Aufgabe, ein treuer Diener seines Herrn zu sein, erblickt er die beleidigende Zumutung, sich zum geduldigen Packesel herzugeben

(I, 1, 45 ff.) und davor fühlt er sich erst sicher, wenn er seinerseits den Herrn als rechten Esel sanft an der Nase führt (I, 3, 407 ff.).

⁸¹ Vor diesem unendlich fernen Ideal, das im Grunde nur ein anderer Ausdruck für Gottgleichheit ist, schrumpft natürlich auch jeder andere Mensch zum Nichts zusammen. Selbst ein Lear, der von sich rühmen darf: „Jeder Zoll ein König“ (IV, 6, 111), denn ihn bestimmten Natur und Gesetz einmütig für seine Würde (vgl. Edmunds Monolog: I, 2), selbst der muß schmäzlich scheitern, weil er als unbärtiger Knabe, von Schmeichlerzungen betört, „alles“ zu sein beansprucht (IV, 6, 98 ff.) und daß er sich bis ins hohe Alter über das urmenschliche Gefühl der Schwäche und Hilflosigkeit hinwegtäuscht, vergrößert nur die Wucht seines Zusammenbruches.

⁸² Vgl. Friedrich Hebbels Novelle: Matteo (Bd. IX, S. 145 ed. Krumm, Verlag Fock, Leipzig): „Soll man nichts Anderes scheinen wollen, als man ist, so soll man auch nichts anderes sein wollen, als man scheint; das seh ich ein und will's darnach verhalten.“ So spricht der von Blatternarben fürchterlich entstellte Matteo, nachdem ihm ein fremder Mann ohne Umstände zugemutet hat, für Geld einen Mord zu begehen.

⁸³ Von der verpflichtenden Kraft ererbten Adels spricht die Mahnrede, die König Heinrich IV. dem liederlichen Prinzen Heinz hält (König Heinrich IV., 1. T., III, 2, 16 ff.) und Tarquinius zu sich selbst (Lucr. 197 ff.).

⁸⁴ Der Gedanke, daß der Mensch nur im Widerschein des Lichtes, das er andern strahlen läßt, den eigenen Wert erkennen könne, kehrt unter dem Bilde der Fackel, die nicht für sich leuchtet, in der Rede wieder, mit der in „Maß für Maß“ der Herzog die Regierungsgewalt seinem Stellvertreter Angelo übergibt (I, 1, 32).

⁸⁵ Die feierliche Verwahrung gegen den naheliegenden Argwohn, daß er dem eigenen sinnlichen Verlangen zu Gefallen rede, steigert er bis zu der Beteuerung, von der Glut jugendlicher Leidenschaft nicht mehr berührt zu sein (265). Dabei vergißt er ganz, daß er ein paar Augenblicke früher die Aufrichtigkeit gerühmt hat, mit der er dem Himmel die Sünden seines Blutes beichte (122 f.). Der Eifer, den er jetzt auf die Verleugnung seiner Sinnlichkeit verwendet, ist derselbe rigoristische Übereifer, der in schärfste Ausprägung Angelo zeigt. Der gesteht sich nämlich kaum, daß sein Blut fließt oder daß sein Begehren mehr auf Brot als auf Stein gerichtet ist („Maß für Maß“, I, 3, 52).

Die Befürchtung, die Othello mit seinem feierlichen Gelöbnis

unwandelbarer Pflichterfüllung abschneidet, stellt Enobarbus dem Verlangen Cleopatras, mit Antonius ins Feld zu ziehen, offen entgegen. („Antonius und Cleopatra“, III, 7, 10 f.)

⁸⁶ Präzis (precise) ist auch Angelo in der Pflichterfüllung. Aber gerade der Herzog, der ihm diesen Vorzug zubilligt, merkt wohl, daß er für ihn ein Mittel ist, sich gegen die bösen Zungen seiner Neider zu sichern (I, 3, 50). Demnach treibt Angelo mit dem übertriebenen Rigorismus, den wir an ihm schon kennen, Prestigepolitik und Othello tut dasselbe.

⁸⁷ v. 286. „Bist Du der Teufel, kann ich dich nicht töten.“

⁸⁸ Auch in dem Punkt begegnet er sich mit dem Rigoristen Angelo. Nur geht der noch ein gutes Stück weiter. Er begnügt sich nämlich nicht, wie ein Asket zu fühlen, sondern handelt auch demgemäß, indem er seinen Leib kasteit (Maß für Maß, I, 5).

⁸⁹ Mit moralischen Erwägungen sich selbst zu betrügen versteht auch Tarquinius (Lucr. 246 ff.). Dagegen erkennt Angelo, der die schöne Isabella gerade um ihrer Sittsamkeit willen begehrt, sehr genau, daß am unwiderstehlichsten die Versuchung ist, die uns drängt, „aus Liebe zur Tugend zu sündigen“ (Maß für Maß, II, 2, 182).

⁹⁰ Dasselbe tut mit grotesk-komischer Übertreibung der Haushofmeister Malvolio. Je lieber er selber zum Herrenstand gehörte, desto tugendhafter ist er, um doch in einer Art den liederlichen Junkern seine Überlegenheit beweisen zu können (II, 3, 123).

⁹¹ Desdemona selbst hatte mancherlei gegen den seltsamen Freier einzuwenden. Zum Gelingen seiner Werbung bedurfte er daher nach ihrem eigenen Zeugnis der Hilfe Cassios, der zu seinen Gunsten sprach und auch zu sprechen wußte (III, 3, 71 ff.). Denn er ist ein Kavalier aus der Musenstadt Florenz (III, 1, 42), ausgestattet mit einem guten Stück der wissenschaftlichen (I, 1, 19, 24, 31) und der ganzen gesellschaftlichen Bildung seiner Heimat und demgemäß ein Meister jener höfisch feinen Konversation (II, 1, 170 ff.), die Othello, dem Zögling des Kriegslagers, ganz versagt ist.

⁹² In dem Bekenntnis, daß er sie nicht um die Schätze der See in Kauf gegeben hätte, liegt ein hohes Lob (I, 2, 26 ff.).

⁹³ Wenn er am Ende seines Lebens in rückschauender Betrachtung klagend ausruft, „Hier steht der Mann, der einst Othello war“ (V, 2, 283), erscheint ihm als seines Ich bester Teil jenes nur einmal vorhandene Etwas, das nicht mit Begriffswörtern um-

schrieben, sondern nur mit einem Eigennamen bezeichnet werden kann, und das ist seine Individualität. Sie schätzt er auch in guten Tagen so hoch, daß er unter ausdrücklichem Verzicht auf die Ehre, die er als Sprößling königlicher Ahnen in Anspruch nehmen könnte, den höchsten Preis, die Hand Desdemonas, als verdienten Lohn eigener Taten fordert (I, 2, 20 ff.).

⁹⁴ Mit sieben Jahren begann er das Leben des Kriegers zu führen. Infolgedessen — denn der ursächliche Zusammenhang ist ja unverkennbar — hatte „seine Jugend mancherlei unheilvollen Schicksalsschlag zu ertragen“ (I, 3, 157). Schon die Jugend, und nicht erst das Mannesalter — in dem Sinne ergänzen wir ein „Schon“. Um aber den vollen Gefühlswert der Worte auszudrücken, müssen wir noch hinzufügen: Sogar die Jugend, die sonst nichts oder nur wenig zu tragen bekommt, weil ringsum stärkere Schultern bereit sind, an ihrer statt die Lasten des Lebens auf sich zu nehmen. Othello litt also nicht bloß frühzeitig, sondern entbehrte auch früh liebevoller Helfer. Und wie denn anders? Er zieht ja als Knabe ins Feld und, wie es im Felde geht, sagt das Soldatenlied Schillers: „Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein“ (s. Exkurs 2).

⁹⁵ Die Freiheit, die er nur aus Liebe zu Desdemona aufgab, nennt er „unbehaust“ (I, 2, 25) und verrät damit den nahen Zusammenhang seines Unabhängigkeitsstrebens mit der Abneigung gegen Seßhaftigkeit. Auch erzählt er seine Selbstbiographie als Geschichte seiner Pilgerfahrt, offenbar, weil er sein Leben recht eigentlich durchwandert hat (I, 3, 153). Dieselbe Vorstellung klingt schließlich aus den Worten, mit denen er an der Leiche der Desdemona seinen Entschluß, ihr ins Grab zu folgen, symbolisch ankündigt: „Hier ist mein Fahrtenende, hier ist mein Ziel und die letzte Marke meines Segels“ (V, 2, 266 ff.).

⁹⁶ Wenn er auch der rasch entschlossenen Frische (prompt alacrity), die er im Ungemach bewährt, das Beiwort „natürlich“ gibt, zeigt doch der Zusammenhang, daß mindestens ein gut Teil der schönen Gabe nur die natürliche Wirkung jener „tyrannischen Gewohnheit“ ist, die ihm das Kies- und Stahllager des Krieges in ein dreimal geschütteltes Daunenpfehl verwandelt (I, 3, 230).

⁹⁷ Die Überzeugung von der prinzipiellen Unmöglichkeit einer „Kontrolle“ über das eigene Schicksal bewirkt, daß Othello den Versuch aufgibt, gewaltsam aus der Haft auszubrechen, die Montano über ihn nach der Entdeckung seiner Mordtat verhängt hat (V., 2, 264).

Folglich hatte er die entgegengesetzte Überzeugung, als er diesen Versuch plante. Er plante ihn aber in der Erinnerung, daß er einst ein zwanzigfach stärkeres Hindernis mit dem Schwerte in der Faust überwunden habe. Auf diesem Höhepunkt seines Heldenlebens glaubte er demnach erst recht, das Schicksal „zu kontrollieren“. Und wenn es für die Zuversicht, mit der er das unternahm, noch eines Beweises bedarf, so liefert ihn der Umstand, daß er selbst bei dem Gesandten Venedigs, dem „feinen Ludovico“ (IV, 2, 35), den Eindruck weckte, dieser Aufgabe schlechthin gewachsen zu sein. Was dieser würdige Gewährsmann im Bild einer allen Geschossen des Schicksals trotzenden Unverwundbarkeit darstellt (IV, 1, 276 ff.), dem gibt Jago konkreten Inhalt, wenn er die Ruhe rühmt, mit der Othello seine Schlachtreihen von feindlichen Geschützen weggefegt, seinen Bruder von seiner Seite fortgerissen sah (III, 4, 133). Betrachten wir aber das Bild als solches, dann ergibt sich wieder eine andere Beziehung. Von den Geschossen des Schicksals spricht in seinem berühmten Monolog: „Sein oder Nichtsein“ auch Hamlet und fragt, ob es Pflicht der Edeln sei, sie zu dulden (III, 1, 57 f.). Aber dieses Dulden, das aus philosophisch gestimmter Selbstbesinnung entspringen soll und eine grundsätzliche Stellungnahme zum Leben bedeutet, ist nicht weit entfernt von der „stoischen“ Geduld, mit der ein Horatio die guten Schickungen ebenso gleichmütig hin nimmt wie die bösen (III, 2, 70 ff.). Hingegen hat Othello, der seinem guten Namen, wie einer leicht verletzten Gottheit dient, schon wegen dieser Abhängigkeit von einem äußern Gut niemals den Anspruch, als Stoiker zu gelten. Seine Gelassenheit kann demnach nur in der Gebärde mit der übereinstimmen, die Hamlet meint. Was ihr eigentlicher Sinn ist, wird sich erst später zeigen.

⁹⁸ Wenn Shylock Venedigs Adel höhnisch auffordert, seine Töchter mit seinen Sklaven zu vermählen, so setzt er voraus, daß Ehegemeinschaft als vollkommenster Ausdruck gesellschaftlicher Gleichberechtigung bewertet wird (IV, 1, 93). Demnach stellt sich Othello, indem er die Tochter eines „Magnifico“ eigenmächtig zu seiner Frau macht, mit diesem und dessen Standesgenossen auf eine Stufe. Und das tut er im Bewußtsein, daß sein Verdienst ein solches Glück frei und offen in Anspruch nehmen dürfe (I, 2, 23).

⁹⁹ Drei vornehme Fürsprecher Jagos, die für ihren Schützling die Ernennung zum Leutnant gar demütig erbat, soll Othello mit „schwulstigen Kunstausdrücken des Soldatenfaches“ und einem kühlen: „Ich habe meinen Offizier schon gewählt“, abgefertigt haben. So erzählt Jago, um Rodrigo zu erklären, warum er den

Mohren hasse (I, 1, 7 ff.). Im Selbstgespräch sagt er davon nichts. Folglich ist es erlogen. Aber des äußeren Scheins entbehrt diese Lüge so wenig, wie die Verleumdungen, die er später bei Othello gegen Desdemona vorbringt. Sein rechtmäßiger Kriegsherr ist der Senat. Sieht der in ihm sein Eins und Alles, dann darf er selber auch den hochmögendsten Nobile, wenn er sich in seine militärischen Befugnisse einmischt, als unzuständigen Außenseiter behandeln.

¹⁰⁰ Offenbar fühlt er sich bei dem Gedanken gleichsam degradiert und zwar desto tiefer, als er den siegreichen Rivalen über sein unverschämtes Liebesglück lachen sieht und nun fest überzeugt ist, von ihm mit dem Hochmut eines römischen Triumphators verachtet zu werden (IV, 1, 119).

¹⁰¹ III, 2, 90 ff. „Excellent wretch: Perdition catch my soul but I do love thee! and when I love thee not, Chaos is come again.“ Die Erklärung des vielerörterten Ausspruches hat unseres Erachtens mit der Feststellung zu beginnen, daß die beiden hypothetischen Perioden, aus denen er besteht, in den Bedingungssätzen fast wörtlich übereinstimmen, in den Folgesätzen durch die Glieder „perdition“ und „chaos“ korrespondieren. Was für Othellos Seele das ewige Verderben, ist das Chaos für die Welt. Hier der Makrokosmos, dort ein Mikrokosmos, jeder der beiden Universen von einem Weltgericht und einem jüngsten Tag bedroht, aber beide zur selben Zeit und unter derselben Voraussetzung. Das Ende seiner Liebe soll Othellos kleine Welt vernichten, ihr Sturz den Fall der großen nach sich ziehen. Wie der Zusammenhang zu denken ist, zeigt die Verwünschung, mit der Northumberland, als Rächer seines Sohnes Percy, den Bürgerkrieg gegen König Heinrich IV. beginnt (König Heinrich IV., 2. T., I, 1, 154 ff.). Da soll die Zwietracht, die sein Entschluß über England bringt, weiter und weitergreifen, bis sich selbst die Elemente feindselig gegen einander empören. Wenn wir noch außerdem bedenken, daß die Liebe für den mächtig begeisterten Biron (Verlorene Liebesmüh, IV, 3, 328 f.) eine alle Elemente durchwaltende Naturkraft ist, während sie wieder der verliebten Cressida den Mittelpunkt ihres Mikrokosmos bedeutet (Troilus und Cressida, IV, 2, 110 ff.), dann können wir uns auch schon zusammenreimen, daß die Vernichtung eines solchen mikrokosmischen Mittelpunktes sympathetisch fortwirkt, durch alle Elemente bis ins Zentrum des Makrokosmos dringt und das harmonische Gefüge des Weltbaus mit sich reißt in den Abgrund (Chaos) des Verderbens (perdition). Übrigens ist Othello nicht der einzige Liebhaber, der aus den wechselnden Regungen seines

Herzens welterschütternde Bewegungen machen will. Auch Florizel, der verwöhnte Einzige des Böhmenkönigs Polyxenes im Wintermärchen, wünscht, daß die Natur die Flanken der Erde zerbreche und alles Lebendige verderbe, wenn er die Treue verletzt, die er seiner Perdita gelobt hat (IV, 3). Den Glauben an eine Natur und Menschen geheimnisvoll verknüpfende Sympathie, der aus all diesen Aussprüchen tönt, bekennt parodierend und darum besonders deutlich der Herzog der Ardennen, indem er von dem Melancholiker Jaques sagt (Wie es Euch gefällt II, 7, 5 f.): „Wenn er, der Mißblaut, an Musik sich freut, so werden bald die Sphären unharmonisch.“ Seinem Schmerz eine kosmische Bedeutung zu verleihen und ihm damit die drückende Erdschwere zu nehmen, den Kunstgriff gebrauchen auch andere. So ruft der junge Clifford an der Leiche seines im Bürgerkrieg gefallenen Vaters den jüngsten Tag herbei (K. H. VI., 2. T., V, 2, 40 ff.). Vom Überdruß am Sonnenlicht erfaßt, fordert Macbeth den Anbruch des Weltgerichts und einen Sturm, der das All in Scherben schlägt (V, 5, 49). Auch Lear möchte durch den Aufruhr in seiner kleinen Welt die große, wo die Naturgewalten herrschen, in Mitleidenschaft ziehen (III, 2, 1 ff.). Ihm genügt es aber nicht, wenn sie teilnahmsvoll seiner Stimmung gewaltigsten Ausdruck leiht. Er hätte gewünscht, daß sie sich stets nach seinem Willen richte. Wäre der Donner vor ihm verstummt und Regen, Wind und Fieber an ihn nicht herangekommen, dann hätte er von sich glauben dürfen, was ihm die schmeichlerischen Hofschranzen schon in seiner Jugend weismachten. Dann wäre er nämlich wirklich Alles (IV, 6, 103 ff.).

¹⁰² Levin Schücking (Die Charakterprobleme bei Shakespeare S. 42 ff.) meint freilich, Cäsars Selbstcharakteristik sei nicht mit moderner Psychologie, sondern aus der noch unentwickelten Technik des altenglischen Dramas zu erklären. Was uns als Ausdruck eines bis zur Selbstvergötterung gesteigerten Ichgefühls erscheint, darin findet er einen naiven Kunstgriff, der dem Publikum die „objektive“ Wahrheit über den Helden vorzuführen bestimmt sei. Demnach wäre Shakespeares Cäsar tatsächlich so fest von Entschlüssen, wie er sich selber darstellt. Vergessen wir aber nicht, daß er im nämlichen Zusammenhang behauptet, auch über Schmeichelei erhaben zu sein, während Decius Brutus den Mitverschworenen versichert, er brauche diese Tugend bloß an ihm zu rühmen, um ihn ganz nach Belieben zu lenken (II, 1, 203 ff.). Und wirklich gelingt es ihm, mit einem Schmeichelwort, das er geschickt hinter Widerspruch verbirgt, den

Diktator in die Gewalt seiner Mörder zu bringen (II, 2, 83 ff.). Daß einen Augenblick früher die abergläubisch besorgte Calpurnia ihren Gatten durch einen Kniefall bewogen hat, das Haus nicht zu verlassen (54), erhöht den Erfolg der Liebedienerei des Brutus und zeigt erst recht deutlich, wie weit Cäsar von objektiver Wahrheit entfernt ist, wenn er seine Willensmeinung für unbestechlich und unerbittlich hält.

¹⁰³ Beim Diktator wird es auch vollkommen befriedigt. Denn er wird tatsächlich „zum Gott“ erhöht (Cassius zu Brutus, I, 1, 121 vgl. 60).

¹⁰⁴ Vgl. Perikles, II, 2, 10 f.: „Fürsten sind Menschen, die der Himmel nach seinem eigenen Bilde schafft“ und „Tarquinius und Lucretia“ (602): „Könige sollten wie Götter jegliches Ding regieren“.

¹⁰⁵ Othellos Gottähnlichkeitsgefühl aus seiner Charakteristik des kriegerischen Poms herauszulesen, gelang schon Sievers, der auch sonst des öftern zeigt, daß der harte Drill Hegelscher Dialektik, mit dem er sich und den Leser fruchtlos quält, ihm wenigstens den feinen Instinkt des praktischen Psychologen nicht ausgetrieben hat (Herrigs Archiv für das Studium der neuen Sprachen, Jg. VI, Band IX, 1851, S. 91). Daß der Inhaber eines „königlichen“ Poms in der Anbetung, die ihm gezollt wird, etwas wie Gottähnlichkeit genießen kann, bezeugt mit der Autorität des Sachkenners König Heinrich V., fügt aber hinzu, daß er selbst dieser Versuchung nicht erliegt (K. H. V., IV, 1, 258 f.). Gerade darum ist er ein Held nach dem Herzen unseres Dichters (vgl. auch K. R. II., III, 2, 160 ff.).

¹⁰⁶ Ein Pygmaee, sagt Lear (IV, 5, 170) ist imstande, die Sünde, wenn sie nicht mit Gold gepanzert, sondern in Lumpen auftritt, mit einem Strohalm zu durchbohren (vgl. „Zähmung der Widerspenstigen“, V, 2, 174): „Stroh sind unsere Lanzen“, zur Charakteristik weiblicher Wehrlosigkeit) und als Widerspiel das Urbild männlicher Wehrkraft, Goliath, mit dem Weberbaum (Weiber von Windsor V, 1, 22).

So kinderleicht ist auch der Sieg über Othello, wenn ihm wirklich ein puny whipster das Schwert entreißen kann. Führt doch der whipster, der seinen Namen verdient, keine andere Waffe, als die Peitsche (whip), mit der er seinen Kreisel antreibt (whip). Und von dem soll ein Othello entwaffnet werden, statt daß gerade umgekehrt die Peitsche des frechen Bürschchens in die Hand

seines Gegners fällt, während dessen Schwert nicht einmal aus der Scheide fährt. Denn darüber beruhigt uns ja der lustige Puck im „Sommernachtstraum“ (III, 2, 409): Gegen einen Buben zieht ein echter Mann nicht blank, sondern schafft sich von ihm Ruhe, indem er ihn prügelt (whip), ob mit der Rute, wie jener Kobold droht, oder mit der Peitsche, die Othello gerade näher zur Hand wäre, ist für den Ausgang des Rencontre nicht von wesentlicher Bedeutung (vgl. auch „Was Ihr wollt“, III, 4, 428 u. Kön. Joh. V, 2, 135). Schläge bekommt nun einmal ein Junge (Ant. u. Kleop. III, 11, 99 ff.), und wäre er selbst ritterbürtig wie Falstaff, solange er sich noch als whipster gebärdet und Kreisel treibt (Die lustigen Weiber von Windsor V, 1, 25). Aber Othello fühlt sich eben nicht mehr fähig, dergleichen Knirpsen den Herrn zu zeigen. Ein paar Augenblicke später ließe er sich ja sogar mit einem Schilfrohr (rush) einschüchtern, einer Waffe, die schon genau so kraftlos ist wie „der Strohalm des Pygmäen“. So wehrlos kann ein Mann auch dann werden, wenn er wagt, gegen einen Zauberer wie Prospero zum Schwert zu greifen. Aber sogar in dem Fall bekommt er seine Ohnmacht als Rückfall in kindliche Schwäche zu fühlen. (Sturm I, 2, 480 ff.)

^{106a} „Zeig mir den wundesten Fleck der Neuigkeit — Ich bin kein Weib, ich falle nicht in Ohnmacht.“ In diesen selbstgewissen Ausruf Richard Faulconbridges (König Johann, V, 6, 21 ff.) könnte Othello nicht einstimmen. Denn von Jagos Enthüllungen erschüttert, stürzt er besinnungslos zu Boden. Dafür bekommt er nach dem Erwachen von Jago zu hören, er solle doch ein Mann sein.

¹⁰⁷ Der halbwüchsige Knabe, der sich nicht zurückhalten läßt, die Heldenrolle zu spielen, obgleich ihm die richtige Körperkraft noch fehlt, ist eine Lieblingsgestalt der alten Heldendichtung (Vgl. Vedel, Heldenleben, S. 57 ff.). Als Liebeshelden zeigt ihn Shakespeare selbst in der Gestalt des kleinen Robin, der froh ist, vor Frau Flut einherzugehen als ihr männlicher Führer, statt hinter Ritter Falstaff als dessen zwerghafter Gefolgsmann (Lust. Weiber III, 2, 5). Ein Knabe, der weder vom Vater durch Schläge noch von Frauen durch Küsse an seine unreife Jugend gemahnt werden will, ist der Prinz Mamilius. Mit jenem möchte er fechten, vor diesen den erfahrenen Schönheitsrichter spielen. (Wintermärchen I, 2, 162 ff.; II, 1, 5 ff.) Noch gar nicht erwachsen (ungrown), sondern Knabe (boy) und doch schon ein Krieger, der sich den Heißsporn Percy vom Leibe hält und sein „jungfräuliches“ Schwert

voll Tapferkeit einweiht, ist auch Johann, der jüngere Sohn des Königs Heinrich IV. (K. H. IV., 1. T. V, 4, 21 ff., 132).

¹⁰⁸ Einer von ihnen, der junge Siward, wird im Augenblicke, da er kämpfend dieses Ziel erreicht, vom Tode ereilt: „Er lebte nur, bis er ein Mann war“ (V, 7, 69).

¹⁰⁹ Coriolan hatte ein „Amazonenkinn“, als er „rauhbärtige Krieger in die Flucht jagte und während er auf der Bühne noch ein Weib spielen konnte“, zeigte er sich in der Schlacht bereits als Mann (II, 2, 96, 101). Auch der junge Talbot sah noch mädchenhaft aus und konnte erst ein kleines Schwert führen — vgl. den kleinen Gernegroß York, den Vetter Richards III, als er im Kampf das Siegel der Ritterschaft empfing („König Heinrich VI., 1. T., IV, 7, 36).

^{109a} Im Kinderspiel sieht Falstaff den schärfsten Gegensatz zur Kampfarbeit (K. H. IV., 1. T. V, 4, 76).

¹¹⁰ Das gerade Widerspiel jener Dirne, die den Helm eines Kriegers als Küchengerät mißbraucht, bilden die Frauen und Mädchen Englands, von denen Faulconbridge begeistert sagt, daß ihre Fingerhüte zu Fechthandschuhen, ihre Nadeln zu Lanzen, sie selbst zu Amazonen werden (König Johann, V, 2, 154 f.), wenn es gilt, einen Einfall der Franzosen abzuwehren, vgl. die Frauen, die mit Spindeln losgehen (Wintermärchen I, 2, 37). In dem symbolischen Schicksal, das Othello seinem Helm androht, sind aber genau genommen zwei Momente zu unterscheiden. Die Verwandlung der kriegerischen Wehr in ein Küchengerät spricht deutlich von jener moralischer Entmannung oder Verweiblichung, die Hamlet an sich selbst durch den höhnischen Vergleich mit einer fluchenden Küchenmagd brandmarkt (II, 2, 624). Daß aber durch ein gemeines Frauenzimmer die Exekution vollzogen werden soll, zeugt von der Furcht des starken Geschlechtes, dem schwachen nicht bloß ähnlich zu werden, sondern sogar untertänig. Vor dieser Gefahr bangt übrigens auch dem kecken Valentin in „Viel Lärm um Nichts“, ja ihm scheint sie womöglich noch schlimmer. Denn nach seiner Meinung könnte ein scharfzüngiges Weib, wie Beatrice, auch den gewaltigen Keulenschwinger Herkules zwingen, mit seiner berühmten Waffe ihr Küchenfeuer zu nähren und ihr außerdem mit seiner Riesenkraft zu dienen (II, 1, 261). Wie die Furcht vor Verweiblichung mit der Angst zu verkindlichen in eins fließt, zeigt Macbeth, der Banquos Geist beweisen möchte, daß er ein Mann sei und nicht die Babypuppe eines Mädchens (III, 5, 99). Hingegen bezeichnet ein Ritter von der Art des edeln Falstaff

Verweiblichung als Folge einer allzu nüchternen und zarten Diät. Diese bewirkt nämlich eine Art männlicher Bleichsucht und Unfähigkeit, männliche Leibesperben zu erzeugen (K. H. IV., 2. T., IV, 3, 95 ff.). Vgl. als Gegenstück Macbeth zu seiner Gattin (II, 7, 72): „Gebier nur Knaben! Aus deinem unerschrockenen Mark sollen nur Knaben kommen.“

¹¹¹ Vgl. „Wie es Euch gefällt“ IV, 2, 165. Oliver zur verkleideten Rosalinde: „Ihr ein Mann! Euch fehlt ein männlich Herz“ und Rosalinde: „Ich hätte wahrhaftig von Rechts wegen ein Weib werden sollen“.

¹¹² K. H. VI., 1. T., V, 3, 132. Reignier im Augenblick, da er seine Tochter Margarete als Gefangene des Feindes sieht: Ich bin ein Krieger, nicht geneigt zum Weinen, noch über Wankelmut des Glücks zu schreien. Vgl. K. H. VI., 3. T., III, 3. Ludwig zu Margarete, 16 ff.

¹¹³ Ulysses über Troilus (IV, 5, 99). „Nicht leicht gereizt, — gereizt, nicht leicht beruhigt — im Brand der Tat rachbegieriger als Eifersucht.“ Troilus selbst Cressidas Buhlschaft belauschend: „Mein Wille steht getrennt von all der Schmach durch einen Wall von Fassung.“ Dann, nachdem er alles angesehen, droht er mit einem furchtbaren Rachesturm und gibt Ulysses Grund, ihn nochmals zur Selbstbeherrschung zu mahnen (a. a. O. 51 f. u. 59). Nicht unmännlich zu trauern, sondern den Kummer über die Ermordung seiner Familie in wütende Rachgier zu verwandeln, empfiehlt Malcolm dem verzweifelten Macduff (Macbeth IV, 3, 227, vgl. K. H. VI., 3. T., II, 1, 85 f.). Das Gegenteil der Selbstbeherrschung, die „rasche Laune“, entschuldigt der Cäsarmörder Cassius, nachdem er ihr im Streit mit Brutus die Zügel schießen ließ, indem er sie als Erbteil seiner Mutter hinstellt (Jul. Caesar IV, 3, 119). Diese Ausflucht beruht auf demselben Grundgedanken wie die Selbstverteidigung des tränenseligen Laertes (Hamlet IV, 7, 189) und die Anklage, die der eifersüchtig wütende Leonatus Postumus gegen die Frauen schleudert (II, 5, 19, Cymbelin). An ihnen soll es liegen, daß die Männer keine ganzen Männer sind; weil nämlich ein Jeder von einem Weib geboren sei, habe er auch ein Stück Weiblichkeit mitbekommen. Leonatus will diese Lehre in einer Streitschrift niederlegen (a. a. O. 32 f.). Eine moderne Ausführung seines Plans ist Weiningers bekanntes Buch: Geschlecht und Charakter, das in den einzelnen Individuen Männliches und Weibliches sondert und wertet.

¹¹⁴ Auf moralischem Gebiet führt es zu jenem Rigorismus, von

dem Schillers Wallenstein sagt (Wallensteins Tod, II, 2): „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, — das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide; — Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck — der Dinge Maß, die nur sich selber richten. — Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig, — Böös oder gut. . . . Eng ist die Welt und das Gehirn ist weit. — Leicht bei einander wohnen die Gedanken — doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“ Das eilfertige Gebaren mit messerscharfen Antithesen wie „Gut und Böse“ ist von dem hastigen Hin- und Hertappen zwischen Schwarz und Weiß offenbar nicht verschieden. Aber man beachte überdies, daß der Fehler bei Schiller als jugendliche Verirrung bezeichnet wird und der Dichter sogar andeutet, wie ein unerfahrenes Denken das wirre Durcheinander der Wirklichkeit durch ein vereinfachendes Schema zu meistern sucht.

¹¹⁵ „Der Teufel täuscht gern in der Engeltracht“ Biron zum König in „Verlorene Liebesmüh“ IV, 3, 257.

¹¹⁶ Gerade deshalb ist es echte Liebe. Denn „weise sein und lieben, wird Menschen nicht, nur Göttern zugeschrieben“, sagt Cressida, III, 2, 163 f.

¹¹⁷ Auch dieser Fehler ist im Grunde ein Vorzug, da es ja zum Wesen des echten Ritters gehört, zwar nicht leicht gereizt, aber gereizt, nicht leicht besänftigt zu sein (Troilus und Cressida, vgl. Anm. 113). Nur stiftet eben auch das Beste, falsch verwendet, ein Unheil, das seine Herkunft schändet (Lorenzo in „Romeo und Julia“, II, 3, 21). Vgl. Wie es Euch gefällt, II, 3, 14 f.; Adam: O welche Welt ist dies, daß gute Gaben, dem, welcher sie besitzt, zu Giften werden.

¹¹⁸ Das empfindet er als Niederlage und gesteht es auch, indem er sein Auge dem Weinen „unterworfen“ (subdued) nennt (vgl. Ant. u. Kleop. III, 2, 52, Macbeth V, 1, 229, Hamlet IV, 7, 189 f., Lear II, 4, 280, K. H. VIII. III, 2, 429 ff., K. H. VI. 3. T. II, 1, 85 f. über die ins Weibische oder Kindische spielende Unmännlichkeit eines weinenden Mannes). Aber gerade durch ihr Übermaß wird die tränenselige Schwäche wieder zu einer Art Stärke. Wie gut auf diesem Umweg die Selbsterhöhung vorwärts kommt, bezeugen die halbironischen, halb sentimentalen Phantasien, in denen Richard II. schwelgt. Mit seinen verachteten (despised) Tränen will er über England Überschwemmung und Hungersnot bringen oder an der Stelle, wo sie zu Boden fallen, sein eigenes Grab aushöhlen (III, 3, 166). Othello hält sich von solcher Großsprecherei fern. Aber zu etwas Wunderbarem macht auch er seine Tränen, indem er ihren Strom dem

Harz vergleicht, das aus Arabiens Gummibaum fließt. Auch auf andere Art verwendet er sie zur Selbsterhöhung; wenn er vor der Ermordung Desdemonas weint, sieht er darin nicht Schwäche, sondern Stärke, denn seine Tränen sind erbarmungslos und das Weh, dem sie entstammen, ist himmlisch, da es züchtigt, wo es liebt (V, 2, 21). Und als er vor seiner Gattin weinte, während er sie einem Verhör unterzog, benutzte er diesen Gefühlsausbruch, um einerseits mit seiner großen Geduld, andererseits mit seinem übergroßen Unglück — man muß wohl sagen — zu prahlen. IV, 2, 40, vgl. II, 1, 226: Jago über die Prahlucht des Mohren.

¹¹⁹ „Liebe“, sagt der Herzog von Mailand in den „Beiden Edelleuten von Verona“ (III, 1, 124), „ist wie ein Kind, das nach allem greift, was es bekommen kann.“ Ein Kind greift aber, man denke nur an das Söhnchen Coriolans (I, 3, 64), auch nach einem bunten Falter. Und da Liebe, mutwillig wie ein Kind, hin- und herhüpft (Biron in „Verlorene Liebesmüh“, V, 2, 765), kann sie sich gleichfalls an solch einem „leichtbeschwingten Spielzeug“ ergötzen.

¹²⁰ Den Gedanken, eine törichte Leidenschaft durch einen Vergleich mit dem naiven Gebahren der indischen Wilden halb anzuklagen, halb zu entschuldigen, hat auch die unglücklich verliebte Helena in „Ende gut, alles gut“ (I, 3, 212).

¹²¹ Vgl. IV, 2, 34: „Sonst fürchten sich die Teufel vor Deiner Engelsbildung und fassen Dich nicht an“ und das Widerspiel dieses Wutschreis der Eifersucht, den Wehruf tiefster Reue: „Peitscht mich, ihr Teufel, vom Anblick dieser himmlischen Schönheit“ (V, 2, 276).

¹²² In diesem Punkt zeigt der Herzog von Wien in „Maß für Maß“ musterhafte Vorsicht. Vor die Aufgabe gestellt, sich aus seinen Ratgebern einen Stellvertreter zu wählen, nimmt er statt des altbewährten Escalus den jugendlichen Angelo (I, 1), dessen Würdigkeit noch nicht so recht erprobt ist. Aber wenn Angelo selbst daran erinnert (I, 1, 47 ff.), um die ihm zugedachte Bestallung abzulehnen, so ist sein Einwand nicht bloß überflüssig, sondern geradezu verkehrt. Denn eben darum, weil sein Herr volle Klarheit über ihn erst gewinnen möchte, soll er an einen Posten treten, wo sich zeigt, ob Macht ihn ändert, ob der Schein auch Wahrheit (I, 3, 53 ff.).

Daß die Menschen der Shakespeareschen Welt keineswegs unfähig sind, auch solche Fragen, die ihr persönliches Interesse in stärkstem Maße berühren, sachlich zu prüfen und alle möglichen

Lösungen vorurteilsfrei in Betracht zu ziehen, zeigt Claudio in „Maß für Maß“. Denn von Angelo, des Herzogs neu ernanntem Stellvertreter, wegen einer Buhlschaft zum Tode verurteilt, sucht er auf dem Wege zur Armsünderzelle seinem Freunde Lucio und sich selber den unbegreiflich harten Richterspruch in der Art verständlich zu machen, daß er die verschiedensten Beweggründe aneinanderreihet. Angelos wahres Motiv herauszufinden, lehnt er zunächst ausdrücklich ab und entscheidet sich erst am Ende seiner Erwägung mit voller Bestimmtheit für eine moralisch verwerfliche Ursache, die Ruhmsucht (I, 3, 167 ff.). Soviel zur formellen Seite der Aufgabe, die Othello durchzudenken hatte.

Inhaltlich ähnelt sie der, welche sich Hamlet gerne klar vor Augen stellt. Hat ihm sein Oheim Claudio wirklich den Vater gemeuchelt oder ist das Gespenst, das sich für die Seele des Ermordeten ausgab, der Geist der Lüge, der Teufel, und er selbst in seiner melancholischen Schwachheit das leichtgläubige Opfer eines höllischen Blendwerks? (II, 2, 635 ff.). Daß gerade diese Selbstkritik scharf beleuchtet, was Othello in der Beurteilung der Anklage Jagos beobachten müßte, sei hier nochmals in Erinnerung gebracht.

¹²³ Auf diesen wichtigen Punkt verweist schon Wetz (Shakespeare vom Standpunkt der vergleichenden Literaturgeschichte) mit großem Nachdruck.

¹²⁴ Darin wird er freilich im Grunde durch Jagos Einwände mehr bestärkt, als behindert. Denn, wenn der Schlaue tut, als wäre er bemüht, seinen Kameraden nicht allzu schwer zu belasten, so wirkt schon das auf Othello wie eine Warnung vor dem entgegengesetzten Fehler parteiischer Bevorzugung des Angeklagten, der doch auch seinem Herren nahe steht (II, 3, 248 ff.). Und dabei hat er sogar die Pflicht, den Freund zu richten, während Jago wider ihn nur Zeugenschaft leisten soll. Unter solchen Umständen ist es wirklich schwer genug, nicht weniger zu tun als die Sache selbst verlangt. Den Mohren aber treibt der Ehrgeiz, hier wie sonst, zur Überleistung. Und in dem Falle muß er sich noch ganz besonders zusammennehmen. Bei Montano, dem unschuldigen Opfer der Wut Cassios, hat nämlich Jago mit seiner gut gespielten Zurückhaltung sehr böse Zweifel an seiner Unbefangenheit geweckt (220 f.) und das ist natürlich für Othello ein Antrieb mehr, ohne jede Rücksicht Vergeltung zu üben.

¹²⁵ III. Jago erklärt seine Anwürfe gegen Desdemona entschuldigend aus einem Übermaß von Liebe für Othello (III, 3, 134,

216). Zu dem Gesichtspunkt hat ihn aber Othello selbst verholfen, als er ihm vorhielt, er stehe mit seines Freundes Feinden im geheimen Einverständnis (*conspire*), wenn er denke, daß an ihm irgend ein Unrecht begangen wurde, den Gedanken aber in sich verschließe (141 ff.).

¹²⁶ Angelo glaubt sogar das wagen zu können, wenn vor seinem Richterstuhl „gemeines“ Volk steht, auf das er von der Höhe seiner Tugend und Würde mit grenzenloser Verachtung herabschaut. „Ich hoffe“, sagt er zu seinem Amtsgenossen Escalus, „Ihr findet Grund, sie alle peitschen zu lassen“ (Maß für Maß II, 1, 147). Hingegen stimmt der gütige Escalus mit seinem: „Ich glaube selbst“ nur scheinbar zu. Denn nachdem er sich geduldig der Mühe eines endlosen Verhörs unterzogen hat, findet er den Fall zu wenig geklärt (186), entläßt daher die streitende Sippschaft und gibt ihr nur eine freundschaftliche Ermahnung auf den Weg.

¹²⁷ Bewußt behauptet er sogar, ganz übereinstimmend mit Jagos Betrachtung über den Unwert des guten Rufes (II, 3, 369 ff.), vgl. auch Falstaff in K. H. IV, 1. T., V, 1, 127 ff.), daß er sich über das Urteil der Welt erhaben fühle und Schande mit Geduld ertragen könnte, ja daß er sich von Desdemona selbst ruhig zur Zielscheibe des allgemeinen Spotts machen ließe, wenn er nur nicht durch einen Nebenbuhler aus ihrem Herzen verdrängt würde (IV, 2, 46). Ja, wenn — als Wirklichkeit gilt ihm aber, er sei schon verdrängt. Und daran glaubt er, seit er überzeugt ist, es werde geglaubt. Demnach hängt die Entscheidung, ob er vom Urteil der Welt unabhängig sein soll, doch wieder an diesem Urteil — ein innerer Widerspruch, der klar beweist, daß hier Othello eine arge Selbsttäuschung begeht (der Begriff bezeugt durch K. R. II., III, 2, 166). Doch ist sie darum keineswegs sinnlos. Denn, wenn er, der alles für Ehre tat (V, 2, 294), nur Desdemonas Liebe braucht, um die Last der öffentlichen Verachtung tragen zu können, wie unverzeihlich ist es dann, daß er solcher Macht durch ihre Untreue beraubt wird und wie gerecht, daß er sie darum streng bestraft.

¹²⁸ Man vergleiche damit, wie Emilie in einem Atem eine ganze Reihe von Umständen aufzählt, die den Gedanken, Desdemona sei treulos, gar nicht aufkommen lassen (IV, 2, 137 f.).

¹²⁹ III, 3, 227. „Und doch, wie die Natur sich selbst vergißt.“ Jago: „Da liegts.“

¹³⁰ In anderer Form begeht den Irrtum, die Treue der Gattin als Prestigefrage zu behandeln, Postumus, der Liebesheld in „Cym-

belin“¹³¹. Von der Stunde der Geburt gänzlich verwaist und nur durch die Gnade des Königs Cymbelin als Kostgänger der Hof-
tafel aufgezogen (I, 1, 35 f., 2, 141, 145; II, 3, 117 ff.), ist er
innerlich gedrückt, leidet daher zeitweise an Schwermut (I, 7, 62;
II, 2, 9) und fühlt sich beschämend klein vor seiner Gattin (I, 2,
119), der Erbprinzessin Imogen. Um so stärker ist sein Verlangen,
mit ihr vor der Welt zu prunken. Deshalb genügt ihm nicht das
Bewußtsein, an ihr eine himmlisch reine Frau zu besitzen, er will
es überdies durch eine strenge Keuschheitsprobe förmlich bewiesen
sehen. Der Erfolg dieses Unterfangens ist, daß Jachimos Arglist
auf Imogens Reinheit einen bösen Schein wirft, der sich zunächst
gar nicht beseitigen läßt. Für Postumus, der sich am Strahlen-
glanz ihrer lichten Tugend sonnen wollte, bedeutet das selbstver-
ständlich ebensoviel, als wäre sie wirklich befleckt. Es ist daher
nur folgerichtig, daß er Imogen auch ebenso behandelt und, was
an ihm liegt, tut, um gleichfalls zum Gattenmörder zu werden.

Nebenbei bemerkt, macht es psychologisch keinen Unterschied,
wenn einer statt der Tugend die Schönheit der Gattin zur Be-
friedigung seines Geltungsstrebens mißbraucht. Postumus, der
Jachimo ermächtigt, sich, wenn er nur könne, den Weg in Imogens
Schlafzimmer zu bahnen, ist demnach innerlich verwandt mit dem
Lyderkönig Kandaules, der die Reize seines Weibes im Ehegemach
seinem Freund Gyges zur Schau stellt. Bei Hebbel ist dieser Kan-
daules der typische Epigone, den die Größe seiner Ahnen vor sich
selbst erniedrigt. Auch in diesem Eifersüchtigen wirkt also der
überspannte, des rechten Weges nicht mehr bewußte Ehrgeiz, der
aus einem Gefühl der Minderwertigkeit entspringt.

¹³¹ Wie berechtigt seine Auffassung ist, bezeugt Othello selbst,
indem er gleich zu Beginn des unmittelbar folgenden Zwiegespräches
mit schmerzlicher Sehnsucht auf den süßen Schlaf zurückblickt,
den er in seliger Ahnungslosigkeit noch die Nacht zuvor genöß
(III, 3, 341). Von der Wohltat des ruhigen Schlafes, der Qual des
unruhigen und der Schlaflosigkeit spricht der Dichter bekanntlich
so, daß sich der Eindruck, persönliche Bekenntnisse zu hören,
geradezu aufdrängt. Außer der berühmten Anrede Heinrichs IV.
an den Schlaf, 2. T., III, 1, 4 ff. (vgl. K. H. VI., IV, 1, 286 ff.),
beachte man die Tatsache, daß Richard III. (IV, 1, 13 ff.), Macbeth
und dessen Gattin (V, 3, 160 f.) an ihrem Schlaf für ihre Verbrechen
gestraft werden, die beiden letztgenannten nach dem Prinzip der
Talion, weil sie den Schlaf gemordet haben (Macbeth, II, 2, 35,
III, 4, 141 f., V, 1, 14 ff.).

¹³² Sehr bezeichnend ist auch, wie er triumphiert (IV, 1, 45 f.), nachdem Othello vor Aufregung über seine giftigen Lügen in Ohnmacht gefallen ist. „Nun wirke, wirke Arznei.“ Daß hier Jago etwas von der Befriedigung eines Forschers fühlt, der bei einem Experiment den erwarteten Erfolg eintreten sieht, bemerkt schon Wetz (a. a. O. S. 337).

¹³³ Daß er die Fähigkeit, auch die folgenschwersten Entschlüsse im Augenblick zu fassen und auszuführen, zum Ideal des jede Lage beherrschenden Helden rechnet, zeigt die Geschichte vom Türken in Aleppo, in der seine Selbstcharakteristik gipfelt (V, 2, 352 ff.). Jenen Ungläubigen gegen die Heiligkeit des christlichen Glaubens und die Majestät der Republik Venedig wüten sehen und ihn mitten unter seinem Volk niederschlagen, war für Othello eins. Mithin war es schon damals „der rasche Mann“, für den ihn jetzt nach seiner voreiligen Schreckenstat Ludovico erklärt (a. a. O. 282). Nur, daß ihm dieser Charakterzug damals nicht Tadel, sondern Lob eintrug. Damit es jetzt wiederum so werde, läßt er nun seine Raschheit noch einmal spielen und macht seinem bemakelten Leben freiwillig ein Ende, eh' die Umstehenden, von seiner Erzählung gebannt, auch nur ahnen, was er vor hat.

¹³⁴ Selbstverständlich bringt das überhaupt keiner zu Wege, der es sich nicht im Gegensatz zu Hamlet (III, 1, 83 ff.) grundsätzlich versagt, über die geplante Tat hinaus Zukunftssorgen nachzuhängen. Diese Bedingung erfüllt Othello aufs genaueste. Davon, was nach der Bestrafung des ehebrecherischen Paares geschehen wird, zieht er nur so viel in Betracht, als für das Gelingen der Sache selbst Bedeutung hat; Jago soll Cassios Leutnantsstelle haben, damit er es ja nicht unterlasse, seinen Vorgänger zu ermorden (III, 3, 479).

¹³⁵ vgl. Lucretia v. 1240: Männer haben einen marmornen, Weiber einen wächsernen Geist, und K. H. IV. 1. T. II. 3, 114 f. Percy zu seiner Frau: „Standhaft bist Du, jedoch ein Weib.“

¹³⁶ In einem wilden Ausbruch von Weiberhaß behauptet der eifersüchtige Leonatus Postumus (Cymbelin II, 5, 29 ff.): Selbst in Lastern sind sie nicht beständig, und wenn auch Männer wankelmütig sind, stammt dies seines Erachtens aus dem Teil, den sie vom Weibe mitbekommen haben (19 f.). Auch Rosalinde in „Wie es Euch gefällt“ (III, 3, 434 ff.) rechnet Veränderlichkeit zu den Charakterzügen, die das Weib mit dem Knaben teilt.

¹³⁷ Wie der Mensch den Eid mißbrauchen kann, um aus sich

heraus einen äußeren Zwang zu setzen, der das innere Widerstreben gegen die beschworene Tat, wenn schon nicht erstickt, so doch niederhält, beobachten wir bei Lady Macbeth. Weil ihr Gatte, als ihm die Krone noch fast unerreichbar schien, sich zugeschworen hat, sie, sei es auch durch Mord, zu erraffen, erinnert sie ihn, sobald König Duncan in seine Hand gegeben ist, an jenen Eid und verteidigt dessen verpflichtende Kraft durch die vermessene Behauptung, daß sie selber, ihrem mütterlichen Gefühl zum Trotz, sich den Säugling von der Brust reißen und ihn zerschellen wollte, wenn sie es geschworen hätte (I, 7, 57 ff.). Vergleicht man damit die stolze Mahnung des Brutus, das Schwören Memmen und Spitzbuben zu überlassen, die weder Mannesmut noch die gute Sache zur Tat lenkt (Caesar II, 1, 114 ff.), dann zeigt sich erst recht deutlich, daß die mehr als männliche Energie der Lady Macbeth im Grunde doch nur die Schwäche eines Weibes ist, das sich durch Entweiblichung (I, 5, 41 ff.) zur Mannesstärke zu erheben sucht. Das sagt ihr auch Macbeth deutlich genug mit den Worten: Ich wage alles, was einem Mann anstehen mag. Wer mehr wagt, ist kein Mann (I, 7, 47 f.). Und so würde sich auch Othello nicht mit so grausamer Beflissenheit an seine Rache binden, wenn er nicht besorgte, schwach zu scheinen oder es in Wahrheit zu werden. Für die Abneigung selbstsicherer Charaktere gegen den Eid zeugt übrigens auch Julia, indem sie den Geliebten warnt, ihr seine Liebe zu beschwören (II, 2, 112).

¹³⁸ Zu diesem trübseligen Bekenntnis bietet in „Romeo und Julia“ ein Ausspruch der Titelheldin ein fröhliches Gegenstück (II, 2, 170 ff.). Am Schluß ihres nächtlichen Zwiegespräches im Garten erklärt sie nämlich dem Geliebten, nicht mehr zu wissen, was sie ihm noch zu sagen hätte und da er sogleich bereit ist, zu warten, bis es ihr wieder beifalle, erwidert sie freimütig, dann werde sie sich erst recht nicht besinnen, so glücklich fühle sie sich in seiner Nähe. Mithin wird es ihr sogar noch klarer als dem Mohren, daß dem äußern Anschein zum Trotz im Vergessen Sinn und Absicht waltet. Das bezeugt auch der Bastard Faulconbridge, wenn er sich nach seiner Erhebung in den Ritterstand vornimmt, die guten alten Bekannten beim Gegengruß nicht mehr mit ihren rechten Namen zu nennen und durch solche Gedächtnisfehler fürnehme Gleichgültigkeit zu bekunden (König Johann I, 1, 185 ff.).

¹³⁹ Wohl vergleichbar mit Othellos Versuche, von Desdemona nicht zu viel zu wissen, ist die Anstrengung, die Troilus macht, um Cressidas Untreue zu verkennen (V, 2, 117 ff.). Verschieden ist nur,

entsprechend der besonderen Art seines Wissens, die Methode, zum Nichtwissen zu gelangen. Othello hat aus Indizien geschlossen und braucht daher bloß ihre Kette zu zerreißen, indem er eines der Glieder ins Unbewußte fallen läßt. Troilus, der aus unmittelbarer Wahrnehmung schöpft, kann den Gedanken an das Ideal, das er Cressida nennt, nur wahren, wenn er das Zeugnis der Sinne verwirft. Das tut er auch wirklich mit Worten, die zwischen der Klarheit des Erkenntnistheoretikers und der Verfinsterung des Wahnsinnigen seltsam schwanken (a. a. O. 123).

Wie er gegen das Zeugnis der Sinneseindrücke ankämpft, um seine Seelenruhe zu retten, so macht sich Albanien nach Ansicht seiner Gattin Goneril blind gegen Beleidigungen, denen er entgegenstreben möchte, wenn er sie verspürte (Lear IV, 2, 52).

¹⁴⁰ Der Zweck wird natürlich nur dann erreicht, wenn ihm wirklich die Sinne schwinden. Das geschieht, nachdem eine Trübung seines Denkens, die zunächst er selbst an sich beobachtet, gleich darauf in wirren, abgerissenen Reden zum sinnfälligen Ausdruck gelangt ist. An der Echtheit seiner Ohnmacht ist demnach nicht zu zweifeln. Und heuchelt denn Lady Macbeth, wenn sie in dem Wirrwarr, der auf die Entdeckung ihres Verbrechens folgt, ohnmächtig hinsinkt? (II, 3, 126). Keineswegs. Denn zur Abwehr des Verdachtes, ihren königlichen Gast ermordet zu haben, hatte sie sich bereits ein ganz anderes Benehmen zurecht gelegt. Sie selbst gedachte, ihr Opfer am lautesten zu beklagen (I, 7, 78 ff.). Doch, da es gilt, mit bewußter Kunst mißtrauisch forschende Blicke zu täuschen, verzagt sie am Gelingen, flüchtet ins Unbewußte und wird ohnmächtig. Ein solches Ausbiegen vor qualvoller Entscheidung ist aber auch Othellos Ohnmacht. Demnach geschieht ihm eigentlich gar nicht so unrecht, wenn er gleich nach dem Erwachen von dem scharfblickenden Jago zu hören bekommt, er habe sich unmännlicher Schwäche schuldig gemacht (IV, 1, 77 ff.).

¹⁴¹ „Maß für Maß“ (III, 1, 77, vgl. II, 2, 83 ff.) Isabelle: „Der Käfer, der zu Tode getreten wird, leidet so viel, wie ein Riese, wenn er stirbt.“ Titus Andronicus (III, 2, 53 ff.) nennt seinen Bruder Marcus Mörder, weil er eine Fliege tot schlug, ein harmloses, armes Ding, das auch Vater und Mutter habe und von ihnen beklagt werde.

¹⁴² Leontes, der eifersüchtige Gatte Hermiones, hat diese Scheu bereits überwunden, findet aber gerade darin einen Beweis für die Berechtigung seines Argwohns: (I, 2, 325) „Meinst Du (Camillo),

mich so verschlammt und hirnverrückt, selbst die Reinheit und Weiße meines Bettes zu besudeln. . . . hätt' ich nicht reifen Grund?“ Bei einem komischen Leidensgefährten unseres tragischen Helden, dem eifersüchtigen Fluth aus den „Lustigen Weibern von Windsor“, der auch seine Frau der Untreue überführen möchte, gibt es nur einen äußeren Widerstand gegen dieses Treiben und das ist der heftige Einspruch, den seine Freunde erheben. Aber ihre Mahnung: „Ihr tut Euch selber unrecht“ (III, 3, 228, IV, 2, 165) ist sehr geeignet, Othellos dunklen Widerwillen gegen sein eigenes Forschen aufzuhellen. Anton Tschechow zeichnet in seinen Skizzen einen Gymnasiasten, der fürs liebe Brot einen dummen Jungen einpauken muß und sich durch diese Aufgabe so erniedrigt fühlt, daß es ihm eine bittere Befriedigung gewährt, von seinem Schüler falsche Antworten zu erhalten, während er sich hingegen geradezu ärgert, wenn er unerwartet etwas Richtiges zu hören bekommt. Ein solcher Prüfer ist Othello für Desdemona.

¹⁴³ Wäre er selbst der regierende Herr von Marokko, dann könnte er sogar auf eine europäische Prinzessin Anspruch erheben, wie jener König des benachbarten Tunis, dem der ehrgeizige Alfons von Neapel seine einzige Tochter, die schöne Claribella, trotz ihres Widerstrebens (Sturm II, 1, 136 ff.) zum Weib gibt.

¹⁴⁴ In den beiden Edelleuten von Verona beklagt die verliebte Julia, von innerm Widerstreit gequält, die Verkehrtheit der törichten Liebe, die, wie ein eigensinniges Kind, die Amme kratzt und gleich darauf gedemütigt die Rute küßt (I, 2, 55 ff.). Diese Charakteristik paßt auch auf Othello und zwar nicht nur dort, wo er liebt, sondern für seinen ganzen Verkehr mit Menschen. Denn, wenn Verliebte zwischen trotzigen Angriffsgebärden und unterwürfiger Schmeichelei haltlos schwanken, entstammt ihr kindliches Gebahren dem Gefühle, vor dem geliebten Wesen so rettungslos klein zu sein wie ein Kind.

Othello, der Mohr, hat aber unter Weißen immer Grund, sich klein zu fühlen und kommt daher im Verkehr mit ihnen nie so recht zum steten Gleichmaß des Erwachsenen. Daß er sich leidenschaftlich bemüht, ja nicht wieder zum Kind zu werden, sondern sich männlicher zu gebärden als jeder andere, steht damit offenbar nicht im Widerspruch, sondern im innigen Zusammenhang.

¹⁴⁵ Über die Grenzen, die der Freiheit des Mannes durch die Ehe gezogen sind, streitet in der „Komödie der Irrungen“ Luciana mit ihrer Schwester Adriana, die gerade voll Ärger und Ungeduld

auf ihren säumigen Gatten mit dem Essen wartet (II, 1, 1 ff.). Zu seiner Verteidigung sagt die unvermählte Luciana: „Ein Mann ist nun einmal sein eigener Herr, der nur der Zeit gehorcht. Er geht und kommt, wie er just Zeit hat. Also sei geduldig“ (a. a. O. 7 ff.).

¹⁴⁶ Sich verlieben, gilt dem spröden Sinn des Jägers Adonis für gleichviel, wie um seine Freiheit bestohlen werden oder sich das Herz aus der Brust, wo es wie in einer stillen Klause liegt, ausperren lassen (781 ff.). Mit diesen Gedanken vergleiche man den ergreifenden Ausdruck der Sehnsucht, mit der Othello auf die Seelenruhe und Zufriedenheit zurückblickt, die er genoß, als er noch ganz Krieger war (III, 3, 348 ff.). Die Ähnlichkeit ist unverkennbar und verstärkt den Eindruck, daß jeder der beiden stolzen Männer von Furcht vor der Frau erfüllt ist.

¹⁴⁷ Offenbar meint er dieselben Sünden, die Escalus in „Maß für Maß“ auf den entschiedenen Antrieb (the resolute acting II, 1, 12, vgl. Angelo II, 4, 15, V, 1, 473) des Blutes, Jago auf dessen Begierde und nichts als Begierde zurückführt (I, 3, 333); das sind aber zweifellos ausschließlich Liebessünden. Da nun gerade die, ihrer Natur entsprechend, mehr als andere Irrungen das Licht scheuen, ist es wohl begreiflich, daß Othello gerade sie nennt, wo es gilt, die Aufrichtigkeit seiner Beichte zu bekunden.

¹⁴⁸ Er nennt Desdemona chuck (III, 4, 50, IV, 2, 23) Puppe, aber erst, während er von Eifersucht gequält, nach seinem Taschentuch forscht, und so klingt aus dem Kosewort tiefe Verachtung für das Weib, das Spielzeug des Liebesgottes.

¹⁴⁹ „Das Schwert ist meine Braut“, sagt mancher junge Held, der sich, um nicht zu verweichlichen, weiblichen Umgangs enthält. (Vedel, Heldenleben I, 55). Aus demselben Geist stammt der Ausspruch des Dauphins in König Heinrich V. (49): „Mein Pferd ist meine Geliebte“. Daß dieses scherzhafte Bild auch schlimme Wirklichkeit sein könnte, deutet sein Gegner im Wortgefecht, der Connetable, spöttisch an (III, 7, 74). Wir möchten noch hinzufügen, daß die griechische Sage von einem Sohn des Kriegsgottes Ares berichtet, der aus Weiberhaß an einer Eselin seine Lust büßt. (Roschers Lexikon der Mythologie I. s. v. Aristonymos.) Sein Widerspiel ist der Weibernarr, den seine Leidenschaft in so schmachvolle Abenteuer stürzt, daß sein eigener Vater bereut, ihn nicht zur Tochter gemacht zu haben (Anton. u. Kleop. IV, 11, 144).

¹⁵⁰ Auch der miles gloriosus in „Verlorene Liebesmüh“, hier heißt er Armadio (I, 1, 169 ff.) erklärt, daß es für einen Soldaten

gemein sei, verliebt zu sein, und da er leider doch von dieser verwerflichen Leidenschaft ergriffen wurde, gegen sie sein Schwert brauchen möchte (I, 2, 62 ff.).

In tiefem Ernst, aber darum nicht minder geringschätzig lehnt in „Maß für Maß“ der Herzog die Liebe ab (I, 3, 1 f.), wenn er dem Bruder Thomas sagt: „Glaubt nicht, der Liebe matter Pfeil durchbohre ein festes Mannesherz.“

^{150a} I, 1, 132, 176, vgl. I, 1, 210 f., I, 2, 245, II, 3, 14 ff., III, 2, 10 ff.

¹⁵¹ Dasselbe Bild gebraucht Perdita im Wintermärchen. Bevor sie nämlich von ihrer königlichen Abkunft weiß, klagt sie, in der Meinung nur eine schlichte Schäferin zu sein, über den weiten Abstand (IV, 3, 16 f.), der sie vom geliebten Prinzen Florizel scheidet und ruft traurig: „Die Sterne seh' ich küssen eh' die Täler, eh' Hoch sich paart und Niedrig.“ (V, 1, 206.) Es gibt aber auch ein lustiges Gegenstück zur Sternanbeterin Helena. Das ist der tugendstolze Haushofmeister Malvolio, dessen eitle Hoffnung auf die Liebe seiner Herrin, des edlen Fräuleins Olivia, durch einen unterschobenen Brief folgendermaßen ermutigt wird (Was Ihr wollt, II, 5, 157 f.): „Mein Schicksalsstern erhebt mich über Dich. Manche werden groß geboren, manche erwerben Größe, manchen fällt Größe zu.“

¹⁵² Sein Widerspiel sind jene Riesen, von denen im Cymbelin Bellarius sagt, daß sie stolz gereckt, den Turban gottlos auf dem Haupt, durch Königspforten hindurchgehen, der Sonne keinen guten Morgen bietend (III, 3, 3 ff.). Hingegen schämt sich des Bellarius Pflegesohn, Arviragus, die Sonne anzuschauen, der heiligen Strahlen Wohltat zu genießen und noch ein namenloser Wicht zu sein (IV, 4, 40 ff.). Somit ist unterwürfige Verehrung des erhabenen Gestirns Sinnbild einer von der eigenen Nichtigkeit durchdrungenen Demut, Gleichgültigkeit gegen diese Majestät Symbol des Hochmuts, der dem eigenen Ich eine überragende Stellung zuweist. Doch kann der freie Aufblick zur Sonne, da er dem König der Vögel, dem Adler, von Natur gegeben ist, auch rühmliches Streben nach oben und berechtigtes Hochgefühl bedeuten. Daher sagt Richard Gloster mahnend zu seinem Bruder Eduard: „Bist Du des königlichen Adlers Brut, nun so bewähr's und blick' empör zur Sonne“ (König Heinrich VI., 3. T., II, 1, 91 f.).

¹⁵³ Daß solche Abzeichen, die unter dem Namen „impreses“ beim Adel des Elisabethinischen England sehr in Mode waren, Bild und Spruch wie Körper und Geist vereinigen müssen (vgl. das

griechische *ἐπιγραμμά* auf Denkmälern), lehrt ein zeitgenössischer Berichterstatter, den Wetz in seinem Buch: Die Lebensnachrichten über Shakespeare, S. 33, zitiert. Eine geschichtlich beglaubigte *impresa* auf die jungfräuliche Königin Elisabeth bildet ein Seitenstück zu der Shakespearschen auf Prinzessin Thaisa. Sie zeigt nämlich den Mond im vollen Licht mit der Beischrift: *Quid sine te caelum?*“

¹⁵⁴ Vgl. Emiliens Antwort auf Othellos Geständnis, daß er Desdemona getötet habe (V, 3, 129): „Umso mehr ist Engel sie, ihr umso schwärzerer Teufel.“

¹⁵⁵ Das ist auch bei Malvolio, und weil er als Karikatur gezeichnet ist, bei ihm sogar besonders deutlich. Ausdrücklich bekennt sich Falstaff in der Huldigung, die er Frau Flut widmet, zum Liebesehrgeiz (Lust. Weiber III, 3, 48).

¹⁵⁶ Wie sich der Übergang vom frauenfeindlichen zum verliebten Ehrgeiz vollzieht, zeigt das Minnelied Longuevilles, eines der Bücherhelden aus dem Kreis des Königs von Navarra (Verlorne Liebesmüh IV, 3, 64 ff.). „Die Frau'n verschwor ich, doch ist klar zu schau'n, Dir, einer Göttin, wollt' ich nicht entsagen.“ Daß er diese „Göttin“ auch als Sonne preist, die auf seine Erde scheint, knüpft die Beziehung zu den Vertretern der ehrgeizigen Liebe noch fester.

¹⁵⁷ Othellos Versicherung, er würde, wenn ihm nur Desdemona die Treue halten wollte, nebst anderen Übeln auch Armut zu ertragen wissen (IV, 2, 46 f.), zeigt, daß es ihn ernste Überwindung kostet, auf materielle Güter zu verzichten. Sie zu erwerben, muß ihm demnach eine gewisse Befriedigung gewähren.

¹⁵⁸ Man beachte außerdem den ganzen Zusammenhang, in dem diese Behauptung auftritt (III, 3, 211). Othello beginnt bei dem Lob, das Desdemonas Vorzüge in der Öffentlichkeit ernten, und macht zunächst die negative Feststellung, er sei darüber nicht eifersüchtig. Dann bewertet er den Beifall, den sein Weib findet, auch positiv. Hierauf spricht er von dem weiten Abstand, der sein Verdienst von dem ihren trennt und versichert, daß er dennoch keine Angst fühle. Als drittes Glied der Rede setzt er also wieder eine Negation. Das ist Regelmäßigkeit genug, um den Eindruck eines symmetrischen Aufbaus zu erwecken. Die Position, die noch fehlt, ergänzen wir, weil wir sie erwarten. Nicht bloß furchtlos, sondern geradezu freudig empfand Othello, daß Desdemona so viel wertvoller sei als er.

¹⁵⁹ Zur Zeit, da er um Desdemona wirbt, hat er übrigens

nicht einmal die Wahl zwischen diesem und einem anderen Erfolg, vielmehr bleibt ihm nur übrig, entweder ganz untätig zu warten, bis ein neuer Krieg Gelegenheit zu einem neuen Sieg schafft, oder unterdessen im lang vermiedenen Liebeskampf einen entscheidenden Schlag zu führen (II, 3, 84).

¹⁶⁰ Othello hütet sich, diesem Irrtum zu verfallen, solange er um Desdemona wirbt. Da ist ihm Brabantio der gefährliche Gegner, den es durch kluge Täuschung zu überrumpeln gilt. Nachher behauptet er freilich, der alte Herr habe ihn geliebt (I, 3, 128). Denn jetzt muß das gelungene Wagestück gerechtfertigt werden und da kann es nur nützlich sein, den anderen und vielleicht sich selber weiszumachen, die Zuneigung, die ihm der Magnifico zeigte, habe ihn ermutigt, auch dessen Tochter für sich einzunehmen.

¹⁶¹ Sehr bezeichnend für diese Art, den Menschen von vornherein und grundsätzlich als Mittel zum Zwecke anzusehen, ist Romeos Urteil über den armen Apotheker. Zufällig hat er den Hungerleider bemerkt und schon fällt ihm ein, daß der Gift verkaufen würde, obwohl es Mantuas Gesetz bei Todesstrafe untersagt. Aber, daß er sich bald selber an ihn wenden werde, davon weiß er im Augenblick gar nichts. Der Gedanke, wofür ein solcher Fachmann zu gebrauchen wäre, eilt eben dem Bedürfnis voran (Romeo und Julia V, 1, 49 ff.).

Das rechte Widerspiel zu dieser Leistung männlichen Scharfblicks ist die Meisterschaft, mit der ein Mädchen, wie Marina, den Mann von seinem Amt zu scheiden weiß. Selbst in dem nur allzu dienstfertigen Knecht eines Kupplers spürt sie die tief verschüttete Menschenwürde auf und macht ihm selbst begreiflich, daß auch die Armut, die nach Brot geht, kein Grund ist, die Selbsterniedrigung so weit zu treiben wie er (Perikles IV, 6, 176 ff.). Derselbe Gegensatz männlichen und weiblichen Denkens zeigt sich in den Urteilen, die Laertes und seine Schwester Ophelia über ihren Liebhaber Hamlet fällen. Während sie den persönlichen Vorzügen des Prinzen huldigt (III, 1, 159 ff.), ist er in seinen Augen nur der künftige Herrscher, der schon jetzt den Forderungen seines hohen Amtes sklavischen Gehorsam schuldet (I, 3, 10 ff.). Ähnlich ist der Streit, den Prospero, wenn auch nur zum Schein, mit seiner Tochter Miranda in Betreff des schiffbrüchigen Ferdinand führt. Sie bemitleidet und liebt den stattlichen Ritter vom ersten Augenblick (I, 2, 407). Er bezeichnet ihn als feindlichen Späher und behandelt ihn demgemäß (449 f., 457). In der nämlichen Art erhebt auch Desdemona Einspruch gegen die politischen Erwägungen, mit denen Othello den

Fall Cassio erledigt (III, 1, 47 ff., 3, 12) und verfißt das Recht einer rein menschlichen Betrachtungsweise, wie sie im Privatleben gang und gäbe ist (III, 3, 64 f.).

¹⁶² Wen wir als ein Wesen unseresgleichen erkennen, dessen Not weckt unser Mitleid. Zu der Einsicht bekennt sich Prospero ausdrücklich (Sturm V, 2, 20 ff.). Aber geläufig ist sie auch dem Mohren und demgemäß folgert er richtig, daß er einer Seele, die ihn bemitleidet, als ihresgleichen erscheint.

¹⁶³ Selbstverständlich beruht auch Desdemonas Liebe nicht bloß auf der Bewunderung, die sie dem gefahrerprobten Manne widmet, sondern auch auf dem Mitleid, das sein Unglück bei ihr erregt. Denn nach einem klugen Wort Olivias (Was Ihr wollt III, 2, 136 f.) ist schon das bloße Mitleid ein Weg zur Liebe.

¹⁶⁴ Rosalinde in „Wie es Euch gefällt“ I, 3, 11: O wie voll Disteln ist diese Werktagswelt.

^{164a} Mit gehässiger Übertreibung, aber im wesentlichen völlig richtig sagt darüber Jago zu Rodrigo (II, 1, 225): „Bedenk', mit welcher Heftigkeit sie gleich den Mohren liebte, bloß weil er prahlte und ihr phantastische Lügen erzählte.“

¹⁶⁵ Die Eifersucht, an der Othello und Leonatus kranken, ist nur ein Sonderfall gegenüber der typischen Form, in der das Leiden bei Jago auftritt. An diesem einfachen Schulbeispiel erkennen wir deutlich die Grundbedingung, von der beim Mann die Entwicklung des Übels abhängt. Eifersüchtig wird er, wenn er sich aus dem einen oder dem anderen Grunde schwach fühlt. Nun ist Jago ein armer, ungebildeter, ums tägliche Brot dienender Proletarier (vgl. Exkurs 2), der trotz seiner natürlichen Fähigkeiten nur eine sehr ungewisse Aussicht hat, in die Oberschicht aufzusteigen und sich eine sichere Zukunft zu gründen. Um so bitterer fühlt er seine Abhängigkeit von hohen Herren, wie Othello und Cassio. Deshalb stellt er sich gegen sie von vornherein feindlich und erwartet auch von ihrer Seite nur Schlimmes. Sein Mißtrauen geht so weit, daß er sie nicht bloß beschuldigt, seine Beförderung ungerecht gehemmt zu haben (I, 1, 12 ff.), vielmehr fürchtet er durch ihre überlegene Konkurrenz selbst bei seiner Frau verdrängt zu werden (II, 1, 306, 317). Im wesentlichen gleich, aber noch viel ähnlicher dem Fall Othellos, steht es bei Leonatus Postumus, von dem wir ja schon wissen, daß er seit der Geburt gänzlich verwaist, als Pflegekind des Königs Cymbelin aufwuchs, sich infolgedessen für unwürdig hielt, der Gatte der Erbprinzessin Imogen zu werden, und eben

darum rasch bereit war, an der Dauerhaftigkeit ihrer standeswidrigen Liebe zu verzweifeln.

Übrigens kann das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, das dem Mann das ruhige Behagen am Besitz seines Weibes raubt, ihm ebensogut den Genuß der Herrschaft trüben. Shakespeares Eifersüchtigen ist demnach ähnlich zumute wie dem Usurpator Macbeth, der merkt, daß seine Würde an ihm so locker sitzt, wie der Mantel eines Riesen an einem Zwerg, der ihn gestohlen hat (V, 2, 20 f.).

¹⁶⁶ Othello fragt Desdemona, wer denn als Bittsteller bei ihr vorgeschrieben habe, und da sie Cassio nennt, will er noch wissen, ob er soeben fortgegangen sei (III, 44, 37). Er hat ihn aber selbst erkannt. Demnach tut er in seinen Fragen unwissender als er wirklich ist, übt also schon jetzt eine aus Mißtrauen entspringende Verstellung (vgl. Sievers in Herzogs Archiv für das Studium der neueren Sprachen. Jahrg. 1, 51 Bd. IX):

¹⁶⁷ Die scharfsinnige Beatrice in „Viel Lärm um nichts“ entgegen dem Prinzen von Aragonien, der sich ihr neckend als Gatte anbietet, neben ihm müßte sie noch einen zweiten haben. Denn er sei zu kostbar, um an Werktagen getragen zu werden, demnach gewissermaßen ein Mann nur für den Sonntag (II, 1, 342). Solch ein Gemahl ist aber Othello wirklich, da er Desdemona in köstlichen Feierstunden durch seine Wundergeschichten gewonnen hat. Da muß er wohl fürchten, sein sonntäglicher Reiz werde bald im Werktag des Ehelebens verschwinden.

¹⁶⁸ Liebe ist fancy. So lehrte den Dichter seine Muttersprache durch den Doppelsinn des Wortes und hier, wie immer, war er ein gelehriger Schüler unbewußter Volksweisheit. Wenn im Sommertraum zwei Liebespaare in jähem Wechsel von Verlangen und Abscheu durcheinander wirbeln und der Liebeszauber der Elfen, der sie trennt und bindet, nur fortführt, was schon die Unbeständigkeit eines der Liebhaber begann, so ist diese Liebe nichts als fancy, da sie ohne ersichtlichen Grund wählt und verschmäht. Wie aber, wenn die Neigung sogar gegen das klare Zeugnis der Augen und der Vernunft entscheidet? In dem Fall ist sie selbstverständlich erst recht fancy. Auf dem Wege kann sie sich bis ins Lächerliche verirren. So ergeht es Titania, die ihren Gatten, den Elfenkönig, meidet, aber für einen leiblich und geistig vereselten Weber schwärmt. Hingegen wirkt es tragisch, daß Desdemona einen Mohren Venedigs feinsten Kavalieren vorzieht. Aber auch das ist fancy.

^{168a} Desto schärfer äußert derlei Jago, und wenn er es auch tut, um dem unglücklich verliebten Rodrigo zu beweisen, daß er noch Aussicht hat, Desdemona zu gewinnen, von der Vergänglichkeit ihrer phantastischen Leidenschaft für den schwarzen Abenteurer ist er sogar innerlich überzeugt und zweifelt nur, ob es ihm selbst, ob es Cassio gelingen werde, Othello zum Hahnrei zu machen (II, 1, 227, 303, 298).

¹⁶⁹ Das Gegenstück zu der kriegerischen Askese Othellos ist die Genußsucht jener Helden, von denen das höfische Epos sagt, daß sie sich „verliegen“. Denn das Ruhebett, das ihren Wagemut lähmt, ist nicht bloß weich, sondern auch minnig.

¹⁷⁰ Wie der Eintritt in die Ehe bei ehrgeizigen Seelen ängstliche Zweifel weckt, ob das eigene Ich den hier zu gewärtigenden Anforderungen genüge, und wie dergleichen Skrupel auch in höchstem Liebesglück auftauchen, zeigt das rührende Bekenntnis, das Portia ihrem Verlobten Bassanio ablegt (III, 2, 158 ff.). Man merke wohl, was sie beunruhigt, ist nicht das Mysterium der leiblichen Vereinigung. Wäre es das, man dürfte sagen, so könne nur ein unberührtes Mädchen empfinden. Nein, ihre ängstliche Sorge gilt dem ganzen Zusammenleben von Mann und Frau. Und doch ist sie dafür gar nicht schlecht gerüstet. Denn, wenn sie sich auch selber Ehrgeiz bei mißt, mehr zu werden, als die Gattin eines vollendeten Kavaliere, hat sie kaum erstrebt (I, 2, 23). Ganz anders steht es bei Othello. Da er immer eifrig Bedacht nahm, seine Unabhängigkeit gegen das andere Geschlecht zu behaupten, ist er für die eheliche Gemeinschaft innerlich gar nicht vorbereitet und hat schon deshalb Grund, sich nicht ganz heimlich zu fühlen, wenn es gilt, dem Bund, den er mit Desdemona schloß, die letzte untilgbare Weihe zu geben.

¹⁷¹ Ein Neuvermählter, der nicht ins Ehegemach, sondern ins Feld geht, ist auch Bertram in „Ende gut, alles gut“. Freilich tut er das aus freien Stücken und mit der erklärten Absicht, seine Braut zu meiden (II, 3, 286 f., 308 f.), während Othello nur dem Zwang der Umstände zu gehorchen glaubt und nicht merken will, wie gerne er sich zwingen läßt. Zwischen der Ehescheu Othellos und Bertrams hält das seltsame Gebaren des Verlobten Heros, Claudio („Viel Lärm um nichts“) gewissermaßen die Mitte. Sobald ihm nämlich der Prinz ankündigt, daß er nur seine Hochzeit mitzufeiern, dann aber sogleich heimzukehren gedenke, ist er auch schon entschlossen, seinen Herrn zu begleiten, und verrät damit, wie gerne er statt in

die unbehaglich neue Bahn des Ehegatten einzulenken, den wohlvertrauten Weg des Fürstendienerers fortsetzen möchte. Der Prinz verweist ihm diese unzeitgemäße Anhänglichkeit mit dem Bemerkten, daß sie einen häßlichen Fleck auf den Glanz seiner jungen Ehe werfen würde (III, 2, 1 ff.). Darauf läßt es Claudio geschehen und zwar ohne ein Wort der Widerrede, daß eben diese Ehe durch Don Juans Anklage gegen Hero noch ungleich ärger beschmutzt und sogar völlig verhindert wird. So mächtig wirkt bei einem Mann, dem in Liebessachen jedes Selbstvertrauen mangelt, die Furcht vor der Frau der Sehnsucht nach ihrem Besitz entgegen.

^{171a} In der Parodie einer galanten Huldigung, die Falstaff vor Frau Fluth deklamiert, wünscht auch er zu sterben. Denn er habe sein himmlisches Juwel errungen und so stehe sein Ehrgeiz am Ziel (Lust. Weiber II, 3, 47 f.). Wir sehen: es ist die ehrgeizige Liebe, die vor der Gefahr, ihre glorreiche Eroberung nicht behaupten zu können, in den Tod flüchtet.

¹⁷² Über diese Grundtatsache des Liebeslebens erhält der spröde Adonis anschauliche Belehrung. Sein eigener Hengst zerrißt den Zaum, der ihn fesselt, um mit glühendem Ungestüm hinter einer prächtigen Stute einherzujagen (65, 253 ff.).

¹⁷³ Sehr charakteristisch ist der Gegensatz einer frischfröhlichen Leidenschaft, wie der Olivers und Celias in „Wie es Euch gefällt“, von der Rosalinde sagt, daß sie Stufe um Stufe rasch emporstieg und nun eine Leiter zum Ehestand bildet, auf der das Pärchen unaufhaltsam hinanklimmen muß, um nicht vor der Ehe unenthaltam zu werden (V, 2, 42 ff.).

¹⁷⁴ Demnach ist die Tatsache, daß er von Jago beeinflusst wird, während Leonatus bloß seiner eigenen Einbildung nachhängt, nicht geeignet, die beiden Eifersüchtigen prinzipiell zu scheiden. Vielmehr zeigt sich ihre geistige Verwandtschaft auch darin, daß Leonatus, der eigenwillig bis zum bitteren Ende stürmt, doch am Beginn des Irrwegs den Versuch macht, an seinem Vertrauten, dem ehrlichen Camillo, einen Pfadfinder und Spießgesellen, wir könnten auch sagen, einen zweiten Jago, zu gewinnen (I, 2, 278: Sag's und bestätige es!).

¹⁷⁵ Einem zur Zähmung bestimmten Falken werden zunächst die Augenlider vernäht. Für die Operation ist „seal“ „versiegeln“ der weidgerechte Ausdruck. Den gebraucht Othello, wenn er der Signorie verspricht, seine Sehkraft auch durch die Liebe nicht blenden zu lassen. Also denkt er dabei mit Unwillen an das Schicksal

des wehrlos gemachten Raubvogels. Daß er sich im Kampf gegen diese Erniedrigung der Leitung Jagos anvertraut, ohne zu merken, daß er von ihm sogar als Esel an der Nase geführt wird (I, 3, 407 f.), gehört auch zu der inneren Gerechtigkeit, mit der hier jede Schuld ihre Sühne herbeiruft.

¹⁷⁶ Unter dem Eindruck der Verdächtigungen Jagos spricht er wieder in der Berufssprache des Weidmannes von Desdemona als einem Falken, der ihm zwar mit den Fußfesseln ans Herz gewachsen sei, aber dennoch von seinem Mund den Abschiedspfeiff erhalten und mit dem Wind das Weite suchen soll, sobald er sich flatterhaft gezeigt hat.

^{176a} Von dem schwachen Selbstvertrauen des bejahrten Liebhabers spricht der Herzog von Mailand im Gespräch mit Valentin (Die beiden Edelleute III, 1, 83). Daß es der Dichter an sich selbst kennen lernte, lehrt das Sonnet 138.

¹⁷⁷ Mit dieser Selbsteinschätzung des Mohren vergleiche man, wie Desdemona von sich denkt. Hat sie einen Fehler begangen, dann sollte Othello jene erzieherische Milde walten lassen, auf die ein Kind Anspruch hat (IV, 2, 111 f.). Demnach ist jeder der beiden Gatten nur allzu geneigt, das eigene Ich dem Partner nicht recht gewachsen zu fühlen. So einträchtig sie sich über die bloß sinnliche Liebe erheben, zu jener geistigen Kameradschaft, die Brutus und Portia erreichen (II, 1, 280 ff.), finden sie nicht den Zugang.

¹⁷⁸ Daß der Hinweis auf Cassios Mithilfe bei der Werbung auch ohne die Folgerung, die Desdemona daraus zieht, geeignet ist, den Mohren zu reizen, wurde bereits besprochen.

¹⁷⁹ Dauernd steht in einem solchen Verhältnis vollständiger Unterordnung König Cymbelin zu seiner Frau. Bezeugt doch ihr Sohn aus erster Ehe, der anmaßende Cloten, daß sie Macht habe über den Eigensinn ihres Gatten (IV, 1) und was ihr Cymbelin selbst ins Grab nachruft (V, 5, 62 ff.) bestätigt vollauf die Richtigkeit dieses Urteils. Gelegentlich entschließt sich ebenso wie Othello auch sein komischer Leidensgefährte, der eifersüchtige Fluth, zur bedingungslosen Unterwerfung unter sein Weib und wird deshalb von seinem Freunde Page gewarnt, von einem Extrem ins andere zu fallen (IV, 4, 6 ff.).

¹⁸⁰ Auch Heinrich Percy, der Stotterer, der das kindliche Gebrechen seiner Sprache durch gewaltige Mannestaten wettmacht (K. H. IV., 2. T., II, 3, 23 ff.), verweigert seiner liebevollen Gattin selbst die bescheidenste Einmischung in sein kriegerisches

Geschäft (K. H. IV., 1. T., II, 3, 108 ff.). Denn auch er sieht in der Frau nur ein Spielzeug für unnütze Stunden und nennt sie deshalb Puppe (96, vgl. Othello I, 3, 270: toys und III, 4, 50 [chuck]).

¹⁸¹ Sie selbst wünscht ja, wie bereits erwähnt, bei Othello die erzieherische Milde zu finden, auf die ein irrendes Kind Anspruch hat.

¹⁸² Dieselbe Rücksicht sperrt ihm noch einen zweiten Ausweg. Desdemona wegzuschicken, kann er ebensowenig verantworten. Das sahen wir bereits in der Betrachtung über die schlimme Nachrede, die seine normwidrige Ehe unter allen Umständen zu treffen droht. Und daran schloß sich auch schon der Gedanke, daß ihm von seinem Standpunkt nichts anderes übrig bleibe, als bei Desdemona eine wirkliche Schuld zu suchen. Aber wie tief diese Tendenz begründet ist, zeigt sich erst jetzt. Sie dient nicht bloß zur Abwehr des hämischen Argwohns der bösen Welt, sie verteidigt auch Othellos bedrohten Mannesstolz gegen die lastende Überlegenheit der hohen, allzuhohen Frau.

¹⁸³ „Und sonderbar war es, daß gerade in diesem allerverlassensten Zustande sich ein unbekanntes Liebesbedürfnis in ihm regte, daß seine Verzweiflung in Mitleid mit dem eigenen Zustand sich verwandelte und ihm nur ein Wesen fehlte, das dieses Mitleid mit ihm leben könnte.“ So sagt der Freund Goethes, Karl Philipp Moritz, in seinem autobiographischen Roman „Anton Reiser“ (S. 411, Martin Mörickes Verlag München) und liefert mit diesem Stück seiner Lebensbeichte eine wertvolle Parallele zu der Art von „Liebesbedürfnis“, die den ewig einsamen Mohren von Venedig zu Desdemona treibt.

¹⁸⁴ IV, 1, 208 f. Othello: „Und dann von so freundlichem Gemüte.“ Jago: „Ja zu freundlich.“

¹⁸⁵ Tarquin, der ebenso listige als gewalttätige Bezwiner der keuschen Lucrezia bekämpft ihren Widerstand mit der zweiseitigen Drohung, ihr Leben und Ehre zugleich zu rauben. Habe er sie nämlich vorerst für immer stumm gemacht, dann könne er sich auch gestatten, ihr eine Buhlschaft mit einem Sklaven anzudichten und das wäre doch für sie schlimmere Schande als Sklavenpeitsche und niedrige Geburt (537).

Wir sehen, Tarquin steigert den Wert des Sklaven bloß zu dem Zweck, Lucrezia zu überzeugen, daß sie noch verächtlicher werden könnte als ein so verachtetes Geschöpf. Allein der Sklave, wäre er nur zugegen, dürfte sich dennoch freuen, auf Kosten der großen

Dame emporzukommen. Genau so aber geht es in Wirklichkeit dem Mohren. Nachdem er hören mußte, wie weit Desdemona über ihm steht, fühlt er es als Selbsterhöhung, wenn sie vor seinen Augen von ihrem stolzen Gipfel herabsinkt.

¹⁸⁶ Richard II. (V, 5, 41 ff.) spricht von der Musik des Menschenlebens und zeigt deutlich genug, daß sie auf dem rechten Verhältnis des Einzelnen zum Ganzen beruht. Der Einzelne, so lehrt der Dichter im eigenen Namen den schönen Adressaten seiner Sonette, bildet noch keine Einheit. Die entsteht erst, wenn er sich gepaart hat und der Einklang von Gatte und Gattin durch ein Kind zur vollstimmigen Harmonie gesteigert ist. Wer dagegen in glänzender Isolierung lebt, gleicht der strahlend aufsteigenden Sonne, die allein die Bewunderung der ganzen Welt auf sich zieht, aber nicht minder einsam und dazu unbeachtet untergeht (VIII und VII). In Venus und Adonis läßt Shakespeare die Liebesgöttin selbst verkünden, daß Abkehr vom andern Geschlecht (751 ff.) aus Eigenliebe und Stolz entspringt. In der Komödie „Ende gut, Alles gut“ legt Parolles der Jungfräulichkeit denselben Fehler zur Last und erklärt sie für ebenso lebensfeindlich wie Selbstmord (I, 1, 148 ff.). Leben heißt nach alledem sich liebend aneinander schließen.

¹⁸⁷ Den schärfsten Gegensatz zu ihrer Ergebung ins Unbegreifliche bildet die zielbewußte Tatkraft der Römerin Portia, die es nicht duldet, von Brutus vernachlässigt zu werden, sondern in einer bis zu den Grundfesten ehelicher Gemeinschaft hinabsteigenden Aussprache das vollste Vertrauen ihres Gatten erobert (II, 2, 267).

¹⁸⁸ Vgl. Heraklit. (Diels: Fragmente der Vorsokratiker 4 Fr. 60.)

¹⁸⁹ Vgl. Heraklit, a. a. O. Fr. 119.

¹⁹⁰ I, 3, 285 f. Othello vor der Signorie: „Mein Fähnrich, ein Mann ist er voll Gradheit und Verlaß.“ II, 3, 179. Redlicher Jago! 248. Jago, ich weiß, aus Liebe und Biederkeit schonst Du die Sache. III, 3, 118. Weil ich weiß, Du bist voll Liebe und Bravheit. 258. Der Bursch ist von weitgehender Redlichkeit. III, 4, 470, 242. Ich grüße Deine Liebe. V, 2, 147. Er ist ein braver Mann und haßt den Schlamm, der schmutzigen Taten anhängt.

¹⁹¹ Über die Unzulänglichkeit der Physiognomik klagt König Duncan (Macbeth I, 4). „s gibt keine Kunst, der Seele Artung im Gesicht zu lesen. Ich gründete auf diesen Edelmann mein unbedingt Vertrauen.“ Mit dem trüglichen Widerspruch zwischen außen und innen entschuldigt sich der von seiner bösen Gattin

arg hintergangene Cymbelin (V, 5, 65, vgl. Sturm I, 2, 454, Miranda über Fernando). Sehr unsicher fühlt sich in diesen Fragen auch der Statthalter von Messina, Leonato, in „Viel Lärm um Nichts“ und möchte deshalb in den Augen des geständigen Missetäters Boracchio den für seinesgleichen charakteristischen Ausdruck beobachten (V, 1, 272). Daß aber doch die Kunst, nach dem Leib die Seele zu beurteilen, neben schwachen Schülern ihre tüchtigen Meister hat, zeigt der Diktator Caesar, indem er aus einer allgemeinen Betrachtung über den Charakterunterschied der Dicken und der Dünnen ein völlig zutreffendes Urteil über den gefährlichen Ehrgeiz des hageren Cassius entwickelt (Jul. Caesar I, 2, 191 ff.). Übrigens ist die Frage, ob sich das Wesen eines Menschen auf dem Gesicht lesen lasse oder dieses den Kern des Menschen verberge, schon in der volkstümlichen Spruchweisheit erörtert und zwiespältig beantwortet worden. (Vgl. Fr. Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde S. 317.)

¹⁹² Cassio (II, 1, 165 ff.): Er spricht frei heraus, Herrin, und Ihr müßt an ihm mehr den Soldaten als den Studierten genießen. Daß ein solches Wesen Maske sein kann, ist grundsätzlich bekannt. Beweis die meisterhafte Charakteristik, die Cornwall in King Lear II, 2, 102 von diesem Menschentypus entwirft: „Das ist ein Bursch — für Derbheit einst gelobt, erkünstelt er — Vorlaute Roheit und er zwingt sein Wesen — in fremde Tracht. Er kann nicht schmeicheln, nein! — Ein ehrlich grad Gemüt, muß Wahrheit sprechen. Die Art von Schelmen kenn' ich, deren Gradheit mehr Listen hegt und mehr verderbte Zwecke — als zwanzig blödgeduckte Knickse-macher, die ängstlich ihren Dienst übertreiben.“ Ja, der so spricht, kennt die gleisnerischen Schelme wirklich, aber nur als Gattung. Im einzelnen Fall weiß er ebensowenig wie Othello, den echten vom falschen Biedermann zu scheiden (vgl. Othello III, 3, 121 ff.). Denn im grundehrlichen Kent einen abgefeymten Heuchler zu erblicken, ist doch genau so töricht, wie den Ränkeschmied Jago als ein Muster von Ehrlichkeit zu preisen.

¹⁹³ Rodrigo nennt er seinen Beutel. Gleich darauf gibt er ihm, weil er so dumm ist, den Spottnamen „Schnepfe“. Den Mohren aber möchte er, recht als Esel, säntlich an der Nase führen (II, 2). Im nächsten Selbstgespräch nimmt er sich wieder vor, Othello zum Uerzesel zu erniedrigen. Hingegen will er jetzt Rodrigo als Jagdhund zur Verfolgung Cassios gebrauchen und führt seine Absicht so rücksichtslos durch, daß der arme Narr in einem Augenblick der Selbsterkenntnis klagend ausruft: „Ich laufe

hier mit in der Meute, wie ein Hund, der nur Laut gibt, aber nichts erjagt (II, 3, 373).

¹⁹⁴ I, 3, 408. Othello will er zum Esel machen, Rodrigo nennt er einen Gimpel (II, 1, 391) und gebraucht ihn als Jagdhund (II, 1, 315), bis es der Ärmste selber merkt (II, 3, 373, III, 3).

¹⁹⁵ I, 3, 389. So mach ich meinen Narren mir stets zum Säckel.

¹⁹⁶ So steht auch Lear zu seinen Töchtern und Gloster zu seinen Söhnen. Jenem fehlt die Menschenkenntnis, weil er als mächtiger König auf einsamem Gipfel thront und von schmeichelnden Höflingen verleitet, noch über die Grenzen der Menschheit zur Götterhöhe vorzudringen sucht (vgl. Anm. 81 u. 101). Und Gloster — der hat einen Sohn im Ehebruch gezeugt und sollte ihn durch verdoppelte Sorgfalt für den Makel entschädigen, mit dem er sein Leben belastet hat. Statt dessen sucht er nur für sich selbst Schutz vor den gesellschaftlichen Nachteilen des eigenen Fehltritts und schickt deshalb den unbequemen Bastard frühzeitig ins Ausland. Begreiflicherweise kommt Edmund nicht bloß als Fremder, sondern geradezu als Erzfeind nach Hause (vgl. Kap. III). Durch die schmachvolle Zurücksetzung, die Gloster dem unehelichen Sohn widerfahren läßt, wird aber auch seine Beziehung zu dem ebenbürtigen Edgar vergiftet. Denn die erhält etwas vom Charakter ungebührlicher Begünstigung und wie verhängnisvoll dergleichen auf den parteiischen Vater rückwirkt, zeigt ja Lears Verhältnis zu seiner Lieblingstochter Cordelia mit erschütternder Klarheit. Demgemäß hat auch Gloster so wenig Einsicht in die Seelen seiner Kinder, daß er schließlich das bösertige für wohlgeraten, das gutartige für ganz mißraten ansieht.

¹⁹⁷ Vgl. Welz: Die Lebensnachrichten über Shakespeare (S. 215). Shakespeare macht die menschliche Unzulänglichkeit zum Gegenstand seiner Tragödie im Gegensatz zu Corneille und Schiller, welche die Größe des Menschengesistes und seine Überlegenheit über das Schicksal verherrlichen.

Was aber die Menschenkenntnis betrifft, so besitzt immerhin der am meisten, der genug Selbsterkenntnis aufbringt, seinem Urteil zu mißtrauen, bevor er es sogleich überprüft hat. Dieser Bedingung genügt der Herzog in Maß für Maß. Denn seine Gesinnung ist so, daß er vorzüglich des „Kenne dich selber“ gedenkt (III, 2, 252) und demgemäß erforscht er auch das Herz seines Ratgebers Angelo, um zu sehen, ob Macht ihn ändert, ob der Schein auch Wahrheit (I, 4, 53 f.).

Sein Gegenteil finden wir im Caesarmörder Cassius. Auch der durchschaut mit scharf beobachtendem Blick das Tun des Menschen (Jul. Caesar I, 2, 201 f.). Aber wozu? Um ihnen wie der Herzog den richtigen Platz anzuweisen oder sie zu bessern? (Maß für Maß III, 2, 32, V, 1, 480 f.) Nein, nur um seiner selbst willen! Weil sein leibliches Auge seit jeher schwach ist (V, 3, 21), möchte er sich durch verdoppelte Aufmerksamkeit sichern und seiner mangelhaften Ausrüstung zum Trotz keinem nachstehen (I, 1, 95 f., 128 f., 134 ff.), sondern womöglich alle übertreffen (I, 2, 207, vgl. Kap. V mit Exkurs). Dieses ehrgeizige Streben, das ihm sogar den Schlaf stört (I, 2, 192), wird doch weniger gereizt, wenn er mit rücksichtsloser Kritik fremder Schwäche stille Duldung der eigenen verbindet. Wirklich ist er gegen die so nachsichtig, daß er dem Freund, der sie in bester Absicht tadelt, Gehässigkeit zum Vorwurf macht (IV, 3, 85, 88 f., 96, vgl. v. 6, 12, 28, 71 ff.). So führt ihn der Mangel an Selbsterkenntnis zur Verkennung des Nebenmenschen. Darum ist er kein echter Menschenkenner, sondern nur dessen Zerrbild. Sehr klar wird der Zusammenhang zwischen Freund- und Selbsterkenntnis auch bei Lear. Daß er die Nebenmenschen verkennt und um so schlimmer, je näher sie ihm stehen, wurde bereits erörtert (Anm. 196). Wir brauchen nur noch hinzuzufügen, daß dieses Unverständnis aus einer echt prinzlichen Erziehung stammt, die ihn nicht zur Selbsterkenntnis brachte (I, 2, 297), sondern mit eitler Selbstanbetung erfüllte.

¹⁹⁸ Wäre der Dichter mit diesem Begriff nicht vertraut, dann wüßte er auch nichts von dessen Widerspiel, dem Lebensstümper. Aber den charakterisiert er ebenso kurz als klar: Es ist ein Mensch nach Art jenes armen Schächers Bernardin, von dem der weise Herzog sagt: „Ungeeignet zu leben oder zu sterben“ (Maß für Maß IV, 3, 71); vgl. in Macbeth (I, 4, 7 ff.) den Cawdor, der nicht zu leben wüßte, denn er wurde zum Verräter, aber das Leben verließ, als hätte er auf seinen Tod studiert.

Zu Der Tod in Venedig.

¹⁹⁹ Ob es je einen andern Heroismus gab als den, der sich durch trotzige Auflehnung gegen ein Gefühl der Schwäche die Wirkung der Größe abgewinnt, die Frage wäre unserm Dichter schwerlich aufgestiegen, hätte er sich nicht als kleiner Junge in den erstaunlichsten Helden der Schwäche, in Achilles, dermaßen eingelebt, daß er seine jüngere Schwester als toten Hektor dreimal um die Mauern

Trojas schleifte (vgl. Th. Mann: Rede und Antwort S. 391). Als Zweitgeborener nach einem 4 Jahre älteren und demgemäß stolz überlegenen Bruder und rings von sorglichen Frauen umgeben, hatte er freilich Grund genug von Manneskraft zu träumen und vor wirklicher Bewährung zu bangen. In der Tat war seine Bangigkeit so arg, dass er sich an die Rockschoße seines Vaters klammerte, als ihn dieser zum erstenmal in die Schule brachte.

²⁰⁰ An diesem Punkt eröffnet sich ein lehrreicher Ausblick auf das Verhältnis psychologischer und literarhistorischer Behandlung einer Dichtung.

Dem Seelenforscher gilt Georg von Aschenbach ohne weiters als ein wirklicher Mensch und Manns Novelle als die Urkunde, die über ihn Aufschluß liefert. Bei solcher Betrachtungsweise findet seine geistige Verwandtschaft mit einer geschichtlichen Persönlichkeit, wie August v. Platen, nur insoweit Beachtung, als sie ihm selber fühlbar wird und ihn bestimmt, sich dem verehrten Berufsgenossen noch stärker anzugleichen. Anders verfährt der Literarhistoriker. Für ihn ist Manns Novelle zunächst eine Dichtung, deren Wirklichkeitsgehalt festzustellen einer Quellenuntersuchung vorbehalten bleibt. Erinnert ihn der Held der Erzählung an einen Menschen von geschichtlicher Bedeutung, so fragt er, ob dieser das Modell ist, nach dem der Dichter das Geschöpf seiner Einbildung geformt hat. Um das zu entscheiden, verfolgt er die Ähnlichkeit soweit als möglich und antwortet bejahend, wenn außer der Geistesart die äußeren Lebensumstände übereinstimmen. In diesem Fall kommt das Ergebnis literarhistorischer Arbeit auch dem Psychologen zustatten. Denn es spricht für die Berechtigung seines Versuches, die Seele eines erdichteten Menschen nach denselben Grundsätzen zu behandeln wie die eines wirklichen.

Nun wäre es durchaus nicht schwer, die Beweiskraft unserer psychologischen Untersuchung auf die eben angedeutete Art zu steigern. Aber wir müßten wohl eine zweite Abhandlung schreiben, um die Reihe der Tatsachen vorzuführen, die bekunden, daß Gustav von Aschenbach im Ebenbild Augusts von Platen geschaffen wurde. Hier erwähnen wir bloß, daß die Zeugnisse über gemeinsame Charakterzüge in reichster Fülle aus den Selbstbekenntnissen fließen, die Platen seinen Tagebüchern anvertraut hat. Beweisend sind aber schon die Übereinstimmungen, die klar zutage liegen. Von diesen wurden bereits genannt: die dichterische Begabung, die in Kunst und Leben gleich mächtige Neigung zu adeliger

Vornehmheit, die verbotene Liebe zum eigenen Geschlecht und die schwärmerische Neigung für Italien, besonders für das märchenhafte Venedig. Dazu kommt, daß jener Zug nach dem Süden, den die Schatten am Busento und wie viele deutsche Seelen beweinen, auch diesen beiden Dichtern zum Verhängnis wird. Viel zu früh und fern der Heimat werden auch sie begraben als Opfer der mörderischen Seuchen, die unter der südlichen Sonne so gut gedeihen. Und die Heimat? Heimisch sind sie beide, zwar nicht durch Geburt, aber durch ihr Lebensschicksal in München. Daß Platens Vaterstadt Ansbach und der Familienname seines Geistesverwandten Aschenbach so ähnlich klingen, könnte für Zufall gelten; aber lauten nicht die Vornamen August und Gustav sogar „ethymologisch gleicherweise stimmig“? Daß der Dichter zu der Form „Gustav“ griff, war eine Folge seiner Erschütterung über den Tod Gustav Mahlers. (Rede u. Antwort S. 354.)

Aber noch mehr verwandt als mit Platen ist A. dem Titelhelden einer Goetheschen Novelle, dem „Mann von fünfzig Jahren“. Schon dieser Name weist auf eine wesentliche Übereinstimmung. Auch Aschenbach ist nämlich, obgleich ein paar Jahre älter, immer noch ein Fünfziger.

Das einzige Kind, das ihm die früh verstorbene Gattin schenkte, eine Tochter, hat schon geheiratet. Der Mann von fünfzig Jahren besitzt einen heiratslustigen Sohn und ist gleichfalls Witwer.

Groß scheint der Gegensatz, wenn wir die Berufe vergleichen. Goethe erzählt von einem Major, Mann von einem Dichter. Aber es ist ein Dichter, der sich freut, von preußischen Offizieren zu stammen, ihren Idealen mit einer mächtigen Prosaepopöe über Friedrich den Großen huldigt und das eigene Ringen nach künstlerischer Vollendung gerne als Kriegsdienst einschätzt. Kurz gesagt, Thomas Mann zeigt uns einen Poeten, der zum Soldatentum hineigt und Goethes Major? Nun der ist wohl Soldat, betreibt aber in seinen Mußestunden mit Lust und Geschick die Dichtkunst.

Sein Hauptwerk, ein didaktisches Epos über die Jagd behandelt das Thema so vollständig klar und läunig, wie es nur einem echten Waidmann gelingen kann. „Aber doch war das Ganze mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt“. Dasselbe „Bedauern vergangener Zeiten, früh geschwundener Zustände und Empfindungen“ brachte der Major auch in anderen Gedichten zum Ausdruck und fand er sein Lieblingsthema bei den alten Dichtern, besonders bei Horaz behandelt, so schrieb er die Stelle in seine „Gedenk- und Erinnerungsbücher“.

Hier zeigt sich schon eine tief innere Übereinstimmung zwischen dem Major und Georg Aschenbach. Worin sie besteht, mag uns Goethe selber sagen: „Da den Frauen der Augenblick, wo eine unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchst peinlich ist, so wird den Männern in gewissen Jahren, obgleich noch im völligen Vigor, das leiseste Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerst unangenehm, ja gewissermaßen ängstlich.“ Der Mann von fünfzig Jahren und der andere, noch ältere Fünfziger, beide suchen sie aus Angst vor der Unzulänglichkeit des Alters in „neuer Liebe neues Leben“ und für das neue Leben einen neuen Leib. Weil es aber kein „natürliches Mittel“ gibt, das mit Faust zu reden „30 Jahre vom Leibe schafft,“ so gehen sie zwar nicht gerade in die Hexenküche, greifen aber doch zur Sudelköcherei des Kosmetikers.

Damit wird ihre selbtherrliche Auflehnung gegen das Naturgebot offenkundig. Aber begonnen hat sie schon da, wo sie, ohne die Absicht zu merken, doch „nach einem Plan sich verlieben“ (Faust I, v. 1800). Freilich, normwidrig für sein eigenes Geschlecht zu schwärmen, wagt bei Goethe nur der christliche Teufel und der persische Sänger Hafis. Sein Major bleibt auch an der Schwelle des Alters dem natürlichen Geschmack für das andere Geschlecht treu. Aber er verlobt sich mit einem eben erst erblühten Mädchen, seiner Schwester Tochter Hilarie, die er bisher für ein schönes Kind ansah, nur väterlich liebte und gern als Gattin seines Sohnes Flavio dachte. Die jähe Wendung ist bedenklich und dass die kindliche Hilarie der Verbindung mit dem so viel älteren Mann nicht bloß freudig zustimmt, sondern sie innig ersehnt und nach Kräften herbeiführt, ist zwar begreiflich (vgl. Goethes Bemerkungen zum Divan über das Schenkenbuch), kann aber unsere Bedenken bloß vermehren.

Hingegen scheint es ermutigend, daß Flavio seinerseits die nahverwandte Jugendgespielin gar nicht begehrt und mit der ganzen Leidenschaft seiner Jahre um eine junge Witwe wirbt. Vom Vater will er bloß die Bestätigung, daß er richtig gewählt hat, und nötigt ihn deshalb, seine Angebetete kennen zu lernen.

Die Probe gelingt nur allzu gut. Der Major, der nun wieder jung ist, läßt sich von der ihrer Macht wohl bewußten Schönheit der grossen Dame fesseln, und wenn er auch nicht aus sich heraustritt, innerlich wird er zum zweitenmale und jetzt erst richtig der Rivale seines Sohnes. Erwägen wir, welche Konflikte aus diesen Irrungen und Wirrungen erwachsen können, dann erscheinen sie nicht minder gefährlich als Aschenbachs verpönte Schwärmerei für einen „allerliebsten Jungen“ (Faust, v. 11735).

Und nicht bloß in der Gefährlichkeit der Folgen herrscht zwischen dieser und jener Verwicklung eine bedeutsame Übereinstimmung. Auch bei der Entstehung waltet beidemale ein ähnliches Verhängnis. Wie das harmlose Entgegenkommen Hilariens und die gewandte Eroberungslust der Witwe den Major verlocken, so wird Aschenbach durch die naive Gefallsucht seines Tazio immer weiter und weiter fortgerissen. Anfangs fühlt ja auch er nur „väterliche Huld“ (S. 67). Erst nachdem er bemerkt hat, welche Leidenschaft Tazio bei einem älteren Kameraden weckt, folgt er dessen Beispiel und gleicht desto mehr dem Major, der liebt, wo er seinen Sohn lieben sieht. Dass dieser Mann von fünfzig Jahren doch die Kraft findet, Entsagung zu üben, unterscheidet ihn zu seinem Glück von dem auch physisch weit schwächeren Dichter. Dennoch schwankt er heftig, ehe er auf Hilarie für immer verzichtet, und die endgültige Entschließung bringt erst ein kleines Ereignis, das früher oder später vielleicht wenig gewirkt hätte. „Dem Major war vor kurzem ein Vorderzahn ausgefallen und er fürchtete, den zweiten zu verlieren.“ Da war ihm, „als wenn der Schlußstein seines organischen Wesens ausgebrochen wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zusammenzustürzen drohte.“ Der Gedanke, die Lebensfähigkeit eines Menschen nach dem Gesundheitszustande zu beurteilen, den sein Gebiß aufweist, liegt auch Aschenbach so nahe, daß er Tazio nur einmal in nächster Nähe zu sehen braucht, um die Schadhaftheit seiner Zähne zu bemerken und daraus zu schließen, der Knabe sei kränklich und werde wohl kein hohes Alter erreichen.

Und nun noch einmal zum Major: Der Verlust eines Vorderzahnes bestärkt ihn nur in der Überzeugung, die sein kosmetischer Berater, ein älterer und doch besser erhaltener Jugendfreund, in ihm geweckt hat: „Für einen Mann in gewissen Jahren sei es das sicherste kosmetische Mittel, sich des schönen Geschlechtes zu enthalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen.“ Von dem Grundsatz, bei dem der Major endet, geht Aschenbach aus. Denn wäre er überhaupt und just auf dem Lido dem Reiz eines Knaben verfallen, ohne ein für allemal dem schönen Geschlecht entsagt zu haben?

²⁰¹ Aber so klingen sie eben nur. Daß sie das auch bedeuten, wollen wir nicht behaupten. Denn als philosophische Selbstbesinnung des schaffenden Künstlers kann Platons Ideenlehre schon deshalb nicht gemeint sein, weil er selbst dem künstlerischen Ingenium die Fähigkeit abspricht, in denkender Betrachtung

darüber Rechenschaft zu geben, was es in seinem dunkeln Drange erzeugt hat. Wer aber in strebendem Bemühen vom schwankenden Wähnen zum sicheren Wissen, vom moralischen Zweifelsinn zur sittlichen Festigkeit emporzusteigen sucht, der und der allein soll in der Ideenwelt klare Begriffe und unzerstörbare Werte finden.

Hingegen halten wir das Heldentum der Schwäche für ein echt platonisches Ideal. Denn seinen Ursprung findet der begeisterte Platoniker Lorenzo Medici in der Sehnsucht, dort, wo man nicht ist, und das, was man nicht ist, zu sein (Nov. II, S. 219) und diese Sehnsucht ist bis aufs Wort identisch mit dem Eros, dem Sokrates beim „Gastmahl“ nachsagt, dass er arm sei und bei weitem nicht zart, sondern rau, schmutzig und stets dem Mangel gesellt, aber eben darum immer beschäftigt, dem Guten und Schönen nachzustellen, mannhaft, keck, angespannt (S. 203 C. f.). Schließlich ist dieser Eros im tiefsten Grund ein Protest gegen den Tod (S. 206 C.) und sich gegen den Tod zu wappnen, ist für Helden der Schwäche wie Lorenzo und Aschenbach Kern und Stern des Lebens. (Fiorenza, a. a. O., S. 170 f.).

²⁰² In dem Roman „Königliche Hoheit“ schildert Mann einen Dichter, der in seiner vorsichtigen Entsagung noch weiter geht. Er heiratet gar nicht (vgl. Anm. 225 S. 261 unten).

Unvorsichtig benahm sich anfangs Friedrich der Große. Von ihm berichtet Thomas Mann in der schon zitierten Gelegenheitschrift historischen Charakters, die aus Entwürfen dichterischer Art hervorging (Rede und Antwort, S. 135 f., vgl. S. 192). „Er war ein ziemlich ausschweifender Jüngling. . . . Dann kam ein Malheur auf diesem Gebiet, man spricht von einer Operation, die sich anschloß. . . . Eine tiefe Misogynie ist fortan von seinem Wesen untrennbar.“ Geliebt hat er aber die Frauen niemals. Erklärte er doch schon als ganz junger Mensch, er wolle von ihnen nur Genuß, nachher verachte er sie. Und diese ungalante Überhebung über das schwache Geschlecht ist auch wirklich nur die Fortsetzung seiner Galanterie. Denn die entstammte nach Ansicht kundiger Beobachter nicht „sündiger Neigung“, sondern „eitler“ Ruhmsucht. Er wollte die Kräfte seines Körpers zeigen, die ihm schon vor dem entscheidenden Mißgeschick „nicht genug sekundierten“. So wurde er erst üppig, dann asketisch und blieb doch im Grunde stets derselbe, stets in Furcht, beim Weibe nicht recht zu bestehen. Es ist dieselbe Furcht, die den häßlichen Lorenzo Medici zu unersättlichem Genießen antreibt, beim häßlichen Savanarola unerbittliche Sinnenfeindschaft weckt. Dass sie auch den zarten

Aschenbach beschleicht, begreifen wir um so besser, als er „jenen feindlichen Brüdern“ nah verwandt ist und in dem großen Preußenkönig seinen Helden sieht.

²⁰³ Ein paar Zeilen früher hieß es: „Nur dieser Ort verzauberte ihn, entspannte sein Wollen“. Aschenbachs Venedig ist demnach auch schon ein „Zauberberg“.

²⁰⁴ In dem fremden Gott stecken also zwei Personen, Aschenbach und Tadzio. Mischgestalten dieser Art wurden von S. Freud in wirklichen Träumen nachgewiesen. Sie alle tragen einen logischen Widerspruch in sich. Aber da der Traum unbekümmert um Wirklichkeit und Logik beweist, was der Träumer wahr haben möchte, kann er auch solche Geschöpfe brauchen.

²⁰⁵ Noch niedriger gewachsen ist der Titelheld der Novelle: „Der kleine Herr Friedemann.“ Aber wie hätte der höher kommen können? Er war ja bucklig. Schuld an diesem Geschehen hatte eine trunksüchtige Amme, die ihn fallen ließ, als er einen Monat alt war. So wird er ein Schicksalgenosse der „Königlichen Hoheit“, des Prinzen Klaus Heinrich, der mit einer Verkümmernng der linken Hand zur Welt kommt.

^{205^a} Von Schiller, dem Helden der Novelle „Schwere Stunde“, heißt es daselbst (Nov. I, S. 249), daß sein Körper ein zartes Instrument war. Das gilt auch für Aschenbach. Um seinen großen Berufsgenossen steht es aber noch viel schlimmer. Ein besonderer und unheimlicher Schnupfen, der ihn fast nie völlig verließ, entzündet immer wieder seine Augenlider und erschwert ihm das Atmen (S. 245). Überdies leidet er an Konstipation (S. 250). Auch sein Äußeres bietet Grund genug zur Unzufriedenheit. Rote Haare (S. 247), sommersprossige Wangen (S. 248), eine lange gebogene Nase, die unvermittelt in eine weißliche Spitze endet, und nach innen gekrümmte Beine! (S. 247).

²⁰⁶ Wie das Gefühl der eigenen Ohnmacht mit der Teilnahme für seinesgleichen zusammenfließt und nun um so heftiger im Widerstand gegen die Gewaltigen Entladung sucht, schildert der Dichter in der „Fiorenza“ durch ein Selbstbekenntnis Savanarolas. Er, der häßliche Schwächling, sah, als er noch ein Knabe war, im Palast der Fürsten Ferraras droben festlichen Prunk, unten, in den fürchterlichen Kellern, das Elend der Gefangenen. Da war ihm plötzlich, als müßte er vor Haß ersticken. Und diese Stimmung gewann über ihn dauernde Macht. Denn sie verkörperte sich sofort in einem Gleichnis. In den Lüften ein großer, schöner, frecher

Vogel — auf der Erde Hieronymus mit dem heißen Wunsch, dem ungeheuern Willen: Könnt ich doch diese großen Flügel brechen (Nov. II, S. 216 f.).

Noch enger verbinden sich Mitleid und Grausamkeit bei dem häßlichen und vielbelachten Tobias Mindernickel, der seinen ebenso verprügelten, wie verhätschelten Hund schließlich absichtlich verwundet, damit er, statt seine tolle Lustigkeit zu beneiden, seinen Schmerzen zärtliche Teilnahme und sorgliche Pflege widmen könne (Nov. I, S. 97).

²⁰⁷ Daß Einsamkeit am Anfang der Künstlerschaft steht, weiß „Tonio Kröger“ aus eigenster Erfahrung. Denn seine dunkle, schwarzhäarige Mutter, die sein Vater, der Konsul Kröger, einstmal von ganz unten auf der Landkarte heraufgeholt hatte (Nov. II, S. 8), vererbte ihm ein brünettes, ganz südlich scharf geschnittenes Gesicht (S. 5), gab ihm den romanischen Vornamen Tonio, überhäufte ihn mit Liebkosungen und machte ihn zum Genossen ihrer Musikschwärmerei (S. 8). Mit „fremdem Äußern“ (S. 10), „fremdem Rufnamen“ (S. 14), verzärtelt und innerlich überfeinert, steht er nun in einer kerndeutschen, bürgerlich nüchternen, arbeitsamen Hafenstadt. Grund genug, daß er früh, erschrecklich früh, zu einer Zeit, wo man billig mit Gott und der Welt noch in Frieden und Eintracht leben sollte (S. 36), zu grübeln anfängt, warum er doch so sonderlich sei (S. 8) und durch einen tiefen Abgrund getrennt von den andern „den Gewöhnlichen, den Ordentlichen“ (S. 36). Ja, er fühlt sich als ein „Gezeichneter“ (a. a. O., vgl. „die Hungernden“, Nov. I, S. 160) und Schillers König Philipp, der „so ganz allein ist und ohne Liebe“ (S. 11), erweckt sein tiefstes Mitgefühl. Natürlich versteht er auch, die schmerzlichen Erfahrungen, die ihm das eigene Leben bietet, „bis auf den Grund zu empfinden, völlig auszudenken und in seine vierzehnjährige Seele gleichsam aufzuschreiben“ (S. 6). Mit solchen Einsichten gibt er sich auch während des Unterrichtes ab, „da er sie weit wichtiger und interessanter erachtet, als die Kenntnisse, die ihm in der Schule aufgenötigt werden“ (a. a. O.). Deshalb ist er dort „langsamen und abgewandten Geistes“ (S. 7) und steht bei den Lehrern schlecht angeschrieben. Dafür übt er an ihnen die Fähigkeit, „persönliche Schwächen seltsam eindringlich zu durchschauen“. Aber seine Liebe gehörte dem Springbrunnen und dem alten Walnußbaum in seinem Garten, seiner Geige und dem Meere, dessen sommerliche Träume er in den Ferien belauschte, und diese Dinge, deren Namen mit guter Wirkung in Versen zu verwenden sind,

verlockten ihn, seine ersten Verse zu schreiben (S. 7). So kommt Tonio, der sich vom Leben ausgeschlossen wähnt (vgl. „Die Hungernden“, a. a. O., S. 160), zur Poesie und die Poesie wird ihm zur „zarten Rache am Leben“ (S. 44). Versagt es ihm „das süße Glück“, das es den Unbefangenen spendet, ist er doch diesen „einfachen Seelen“ über, weil er sie „durchschaut“, und „spielend sie nachzubilden“ (a. a. O., S. 161 ff.) weckt ihm ein „lustvolles Machtgefühl“ (a. a. O., S. 161). Ja er, für den ein Leutnant ein „Herr der Welt“ ist, darf sich auch zu den Kriegern zählen: Denn „Wort und Geist ist das erhabene Gewaffen und Rachewerkzeug der Schwachen“ (Schriftsteller Spinell in Tristan, Nov. I, 313).

²⁰⁸ Aus klarer Einsicht in die Unheilbarkeit seines Siechtums schöpft Schiller die Besorgnis, „keine Zeit zu haben“. Demgemäß steigert sie sich bei ihm in „schweren Stunden zur herben Qual“ (Nov. I, S. 250).

²⁰⁹ „Auch persönlich genommen ist Kunst erhöhtes Leben. Sie beglückt tiefer, sie verzehrt rascher“ (S. 31). So kommt es, daß sich der Künstler Tonio Kröger, obwohl er erst „ein wenig jenseits der Dreißig steht, doch schon ein bißchen matt und müde fühlt“ (II, 30, 40) und der zeitlebens kränkelnde Schiller schon mit 37 Jahren geradezu erschöpft, fertig, am Ende zu sein fürchtet (Nov. I, S. 249). „Rasche Erschöpfbarkeit und innere Gehetztheit“ beobachtet Thomas Mann auch an andern Künstlern, wie Richard Wagner und Theodor Fontane (Rede und Antwort, S. 69 f.).

^{209^a} In „Rede und Antwort“ weiß Thomas Mann von einem Dichter zu berichten, der kraft seiner „vitalen Eigenart“ in seiner Person Aschenbachs Sehnsuchtstraum verwirklichte. Das ist „der alte Fontane“. Das Schauspiel, das er bietet, „dies Schauspiel einer Vergreisung, die künstlerisch, geistig, menschlich eine Verjüngung ist, einer zweiten und eigentlichen Jugend und Reife im hohen Alter, besitzt in der Geistesgeschichte nicht leicht ein Seitenstück.“

^{209^b} In „Rede und Antwort“ bezeichnet Thomas Mann „durchhalten“ als „seinen“ kategorischen Imperativ (S. 337).

²¹⁰ In seiner „schweren Stunde richtet sich Schiller an dem Gedanken auf, daß er vollen Anspruch habe, als Held zu gelten, weil es ein blutiges Trotzdem sei“, wenn er siege. Ahnte man, wieviel Zucht und Selbstüberwindung ein Satz, ein strenger Gedanke ihn koste? Denn zuletzt war er unwissend und wenig geschult, ein „dumpf schwärmender Träumer“ (Nov. I, S. 253). Er gehört zu denen, „die das Vollkommene erreichen, weil sie ewig das Gefühl

des Mißlungenen haben“ (Rede und Antwort, S. 71: Der alte Fontane). Und auch das Wort, das ein Arzt jüdischer Abkunft, Dr. Sammet, aus eigener Erfahrung zu dem regierenden Vater der „Königlichen Hoheit“ sagt, läßt sich hierher ziehen: „Man ist gegen die regelrechte und darum bequeme Mehrzahl nicht im Nachteil, sondern im Vorteil, wenn man eine Veranlassung mehr als sie zu ungewöhnlichen Leistungen hat (a. a. O., S. 37 f.).

²¹¹ Von diesem Ideal läßt sich schon Tonio Kröger leiten. Denn „er arbeitete nicht wie jemand, der arbeitet, um zu leben, sondern wie einer, der nichts will, als arbeiten, weil er sich als lebendigen Menschen für nichts achtet, nur als Schaffender in Betracht zu kommen wünscht und im übrigen grau und unauffällig umhergeht, wie ein abgeschminkter Schauspieler, der nichts ist, so lange er nichts darzustellen hat (Nov. II, 29, vgl. Fiorenza a. a. O. 210).

^{211^a} Eine Anspielung auf den Vater der Königlichen Hoheit, den Großherzog Albrecht II, der noch auf dem Totenbett mit mechanischer Kunst seine Miene zum Gnadelächeln ordnet“ (S. 157).

²¹² Das ist Lorenzo Medici, wie ihn der Dichter in der Fiorenza charakterisiert, indem er sein Wesen von anderen sowohl wie von ihm selbst beurteilen läßt. Fiore, die Stärke und Heldentum scharf scheidet, nennt ihn einen Helden (S. 163). Pierleoni bestätigt und ergängt: „Er war nie stark, er lebte trotz seiner“ (S. 151). Noch ausführlicher und tiefgründiger ist Lorenzos Selbstbekenntnis: Weil er gelb, schwach, häßlich ist, nennt er sich mißgeboren, einen Krüppel, weil ihm von den Sinnen ein köstlicher fehlt, der Geruch. Aber gerade deshalb betet er die Sinne an, die Schönheit, die er selbst nicht hat, ersehnt er. Und weil ihr Wesen Maß, Rhythmus, Klarheit ist, bändigt er in langer Zucht seine wüsten, wilden Triebe, läutert die schwelende Gier und düstere Brunst seiner Seele zur frohen Flamme, steigt vom ekeln Satyr empor zum heitern Olympier und Herrn der Schönheit, findet in der Sehnsucht Riesenkraft und erringt den Kranz des Helden, der dem einfach Starken versagt bleibt. (S. 219 f., vgl. S. 151.)

²¹³ Der Dichter schöpft noch immer aus seiner Fiorenza und setzt auch hier neben das Charakterbild Lorenzo Medicis als Gegenstück Hieronymus Savanarola. Der ist klein und schwächlich, erschreckend fahl (S. 209, vgl. 181, S. 97). Er selbst nennt sich einen armen Mönch, einen Geistlichen, verachtet und verhöhnt wie alle seinesgleichen (S. 215), und was er von seinem Stand behauptet, läßt sich gar nicht bestreiten. Denn er ist Prior eines

Bettelordens und über die Bettelorden sagt selbst sein erklärter Bewunderer Giovanni Medici, sie seien Gegenstand des öffentlichen Gelächters und man müsse sie verachten (S. 94, vgl. S. 182).

Aber auf der Kanzel reckt sich seine schwächliche Gestalt (S. 110), da verkündet er stolz, in der Hierarchie des Geistes folge der christliche Prediger alsbald nach dem untersten der Engel (S. 92), da mahnt er Florenz, die Stadt Lorenzo Medicis, den Ge-
kreuzigten zum Bräutigam zu wählen und zum König (S. 112). An Lorenzo selbst, den tödliches Siechtum und Sündenangst antreibt, seinen geistlichen Beistand in Anspruch zu nehmen, stellt er die unerbittliche Forderung, im Namen seines Hauses für immer der Herrschaft zu entsagen. Frei soll die Stadt sein, frei für den König, der am Kreuze starb, aber auch für ihn selbst. Denn in ihm lebt der Glaube, daß er stellvertretend ist und erkoren (S. 218). Deshalb bekennt er ungescheut, er wolle Herr werden in Florenz (S. 224) und in der Verachtung der vielen, die dem starken Ich dienen, weil sie nur ein Wir sind, in der Bewunderung des großen Ichmenschen Caesar begegnet er sich mit Lorenzo (S. 221, 185, 170).

²¹⁴ Eine Erklärung und Rechtfertigung dieser kühnen Paradoxa bietet das Streitgespräch Fiore mit Piero Medici, der stürmisch und doch erfolglos um ihre Gunst wirbt. Sie will nur einem Helden gehören. Er behauptet, das zu sein, bekommt aber die Belehrung, er sei kein Held, sondern nur stark, „Nur stark?“ fragt er, „nur stark? Ist denn, wer stark ist, kein Held?“ Und Fiore entgegnet: „Nein, sondern wer schwach ist, aber so glühenden Geistes, daß er sich dennoch den Kranz erringt.“ (II, S. 163.) (Vgl. Rede und Antwort S. 300: über den frühverstorbenen Schriftsteller Erich v. Mendelsohn, der einen „zarten Körper“ hatte und doch einen „heroischen Ehrgeiz“.)

²¹⁵ Das verbindet ihn wieder mit Schiller, der sich in seiner schweren Stunde sagt: „Größe! Außerordentlichkeit, Welt-
eroberung und Unsterblichkeit des Namens! Was gilt alles Glück der ewig Unbekannten gegen dieses Ziel? Und der Ehrgeiz spricht: Soll das Leid umsonst gewesen sein? Groß muß ich mich machen.“ (Nov. I, S. 252.) Es sind dieselben Worte, mit denen Savanarola, obwohl er ein Mönch ist, ungescheut bekennt, daß auch er Ehrgeiz hat. (Fiorenza Nov. II, S. 221.)

²¹⁶ So weit ist Tonio Kröger noch nicht. Als Grundzug des Literaten erscheint ihm die Skepsis. (Nov. II, S. 41.) Folgerichtig bezeichnet er den Skeptiker Hamlet als „typischen Literaten“

(S. 40) und schließt sein ganzes Raisonnement mit spöttischer Verwunderung über seine „hamletische Redseligkeit“ (S. 46).

²¹⁷ Die Heroenverehrung, die er schon mit der Wahl des Themas bekundet, lebt auch in den Antagonisten Lorenzo Medici und Hieronymus Savanarola, die recht wie „feindliche Brüder“ um den Besitz Fiorenzas ringen. (S. 220, 191, 182.) Daß sie beide den Diktator Cäsar für den vorbildlichen Helden halten (S. 170, 185, 221), ist für ihre Zeit, die Epoche der Wiedergeburt des Altertums, ebenso bezeichnend, wie der Kult des großen Preußenkönigs für jenes jüngst vergangene Deutschland, dem Aschenbach entstammt und dem Thomas Mann selbst so begeistert anhing, daß er ihm am Beginn des Weltkrieges mit der Schrift: „Friedrich und die große Koalition“ beisprang. Ein komisch übertreibender und doch im Grund ernster Ausdruck der Heldenverehrung ist Tonio Krögers Scherzwort: „Ein Leutnant — ein Herr der Welt.“

²¹⁸ „Ich hege auf dem Grunde meiner Seele — ins Geistige übertragen — gegen den Typus des Künstlers den ganzen Verdacht, den jeder meiner ehrenhaften Vorfahren droben in der engen Stadt irgend einem Gaukler und abenteuernden Artisten entgegengebracht hätte, der in sein Haus gekommen wäre.“ (Nov. II, S. 37.) Dies und noch vieles andere sagt ganz im Geiste des jungen Aschenbach Tonio Kröger „über das fragwürdige Wesen“ des Künstlers. Darauf erwidert ihm seine Vertraute, eine russische Malerin, er sei ein verirrter Bürger (S. 46) und er läßt es gelten, anfangs weil er nicht anders kann, später aus innerer Überzeugung (S. 86). Er wird ein Gesinnungsgenosse des alten Fontane, von dem Thomas Mann sagt: „Es hing mit seinem Bürgersinn für Zucht und Ordnung zusammen, wenn er die Fragwürdigkeit des Typus Künstler, dieser Kreuzung aus Lucifer und Clown, wie außer ihm vielleicht nur noch Einer empfand.“ (Rede und Antwort S. 78, vgl. Anm. S. 225 Schluß.)

²¹⁹ In der „Schweren Stunde“ ringt Schiller gegen eine solche Anwendung. Ihm gelingt es, sie zu überwinden. Aber der unselige Gedanke, die Arbeit am Wallenstein als verfehlt aufzugeben, rückt ihm gefährlich nahe. Und auch bei ihm zieht die Versuchung ihre stärkste Kraft aus dem lastenden Bewußtsein, daß er nicht mehr jung ist. (Nov. II, S. 248.)

²²⁰ Völlig kann der Dichter diesen Drang niemals hemmen. Wenn er ihm nicht rückhaltlos folgt, verschafft er sich doch ihm zu Liebe ein wenig Distanz vom Werk, in dem er aufsteht, und es

gibt Fälle, wo das Erleichterungsgefühl, wenn er sich abwendet von der Stätte des Ringens, begeisternd wirkt. (Schwere Stunde: Nov. II, S. 246 f.)

²²¹ „Ist der Künstler überhaupt ein Mann? Man frage das Weib danach. Mir scheint, wir Künstler teilen alle ein wenig das Schicksal jener präparierten päpstlichen Sänger. Wir singen ganz rührend schön, jedoch“ So spottet Aschenbachs Vorläufer, Tonio Kröger (Nov. II, S. 35) und der Dichter selbst gibt ihm keineswegs völlig unrecht. Denn in seinem „Tristan“ zeichnet er einen Schriftsteller, von dem die Weiber erzählen, daß er ihnen nicht ins Gesicht schaut, sondern nur eben hinschielt (Nov. I, 366). Und wie gut stimmt diese ängstliche Zurückhaltung zu der augenfälligen Ähnlichkeit, die er mit jenen präparierten päpstlichen Sängern aufweist. Sein Gesicht ist nämlich rund, weiß, ein wenig gedunsen, knabenhaft und zeigt, obwohl er schon am Anfang der Dreißig steht, nicht die Spur irgendeines Bartwuchses, sondern nur einzelne Flaumhärchen (S. 324). Neben den Schriftsteller, dem seine unmännliche Erscheinung den Mut zu männlichem Auftreten verkümmert, gehört der musikalische Wunderknabe, der es sich noch erlauben darf, das Publikum mit einem „kleinen, lieblichen Damengruß zu entzücken, weil er erst acht Jahre alt ist und für siebenjährig ausgegeben wird“ (Das Wunderkind, Nov. I, S. 283 f.).

Ihm nächstverwandt ist Jonny, von dem die Novelle „Wie Joppe und Don Escobar sich prügeln“, berichtet: Er selbst war klein, fein und körperlich kindlich. Wer von seinen Kameraden all das nicht in so hohem Grade war, wie er, geriet leicht in ein komisches Licht. Denn mit seinen zugleich freundlich und etwas spöttisch blickenden Mädchenaugen konnte Jonny gelegentlich an einem hinaufsehen, als wollte er sagen: „Was bist Du schon für ein großer Flegel!“ So unterdrückte er in seiner Nähe das mit seinen Mitteln ganz unerreichbare „Ideal der Männlichkeit“ und brachte die ihm eigenen Vorzüge zur Geltung, „wie eine Frau, die sich konserviert und über andere, die es nicht tun, spottet“ (Nov. I, 255; vgl. den verzweifelten Kampf der schönen Mutter der „Königlichen Hoheit“ gegen das häßliche Alter, S. 165). Vom Konservieren ist aber das Restaurieren kaum zu scheiden. Darum gehört dicht neben den kleinen Jonny, der mit ängstlicher Beflissenheit an seinen jugendlichen Reizen festhält, der alternde Aschenbach, dem kosmetische Kunst eine zweite Jugend beschafft. Und daß dieser Dichter sich und seinesgleichen im Grunde nur deshalb für weibisch

hält, weil ihn ein echt kindliches Schwächegefühl nie ganz verläßt, wird durch die nahe Beziehung zu jenem zarten Knaben erst recht deutlich.

²²² Von dem Heldentum der sich selbst trotzbietenden Schwäche, das Aschenbach in mannigfach individuellen Erscheinungen darstellt, weil er den Typus im eigenen Ich entdeckt hat, schrieb schon frühzeitig „ein kluger Zergliederer“, es sei „die Konzeption einer intellektuellen und jünglinghaften Männlichkeit, die in stolzer Scham die Zähne aufeinanderbeißt und ruhig dasteht, während ihr die Schwerter und Speere durch den Leib gehen“. Zu dieser Anspielung auf eine bekannte Legende fügt der Erzähler selbst erklärend und bestätigend die Bemerkung: „Die Sebastiangestalt ist das schönste Sinnbild, wenn nicht der Kunst überhaupt, so doch gewiß der in Rede stehenden Kunst“ (S. 24; vgl. „Rede und Antwort“ S. 354).

²²³ Für normwidrig kann sie freilich nur dort gelten, wo die Grundbedingung eines normalen Geschlechtslebens, die körperliche Reife, gegeben ist. Bei einem 13jährigen Jungen, wie „Tonio Kröger“ finden wir es nur natürlich, wenn die Anbetung, die er in der Tanzstunde einem reizenden Mädchen widmet, nicht sein erstes Herzenserlebnis ist, sondern durch eine heftige Schwärmerei für einen hübschen Mitschüler vorbereitet wurde. Dergleichen verliebte Kameraden hat übrigens auch Tadzio und einer von ihnen gestattet sich sogar, ihn zu küssen. Diese naive Äußerung eines noch unsicher tastenden Verlangens wird für Aschenbach, der sie beobachtet, zum Anstoß, sich mit Bewußtsein in die sokratische Erotik einzuleben (S. 65). So sehen wir erst recht: Nicht nur die späte Leidenschaft an sich, auch die seltsame Liebeswahl bedeutet für den alternden Dichter ein Mittel, wieder jung zu werden, knabenhaft jung.

^{223^a} In „Rede und Antwort“ (S. 319) kennzeichnet ihn Thomas Mann als einen „sehr strengen Geist, der jedoch, schon weil er nur junge Männer liebte“, sich auf die Geheimnisse des Fleisches auf mehr als sittliche Weise verstand“.

²²⁴ Auf der einen Seite steht der „gefaßte, würdige Geist“, auf der andern? „Gott“, sagt der träumende Aschenbach oder „Leidenschaft“ fügt der reflektierende Lorenzo Medici hinzu (Nov. II, S. 213). Die Form, in der er diese psychologische Einsicht ausspricht, mag der feine Kenner der Alten einer berühmten Vergilstelle danken (Aeneis IX, 185), den Inhalt schöpft er aus der eignen Brust. Denn „der Wahnsinn eines, der sich einem unbekanntem

„Gott opfert“, ist ihm selbst wohl vertraut (S. 213). „Den Unbekannten“ nennt sein großer Gegner, der Mönch Hieronymus, „Geist“ und verehrt ihn im Bilde des Gekreuzigten (S. 214). Er selbst nennt ihn ebenso wie Aschenbach Dämon, Wille, Rausch, Dionysos (S. 213). Aber nur sein halbes Ich diesem Gewaltigen gleichzusetzen, genügt ihm nicht. Auch will er sich in ihn nicht bloß hineinräumen. Am lichten Tag spielt er Dionysos, wenn sein Künstlergeist, auf seine Herrschermacht gestützt, in Florenz Feste ausrichtet, bei denen die Würde der Männer und die Schamhaftigkeit der Weiber hintaumelt in ein brünstiges Ewoe und selbst die Kinder das heilige Rasen ergreift und vor der Zeit ihre Sinne zur Liebe entzündet (S. 175). Dieser dionysischen Selbstvergötterung Lorenzos steht die christliche gegenüber, die „sein feindlicher Bruder“ (S. 220), „der furchtbare Christ“ (S. 19) Savanarola versucht. Dem kommt nämlich bisweilen ein Gelüst, sich aufzulehnen wider die Rangordnung der Geister. In solchen Stunden genügt es ihm nicht mehr, sich im Vollgefühl der Würde eines christlichen Predigers gleich an den untersten der Engel anzureihen (S. 92). Dann scheint es ihm, als sei er, der die Sünde wissend haßt, mehr als die unwissenden Engel (S. 214).

^{224a} „Abgründe liegen im Gemüte, die tiefer als die Hölle sind.“ Wer sagt das? Derselbe Platen, dem Aschenbach in die Knabenliebe folgt und Thomas Mann verwertet sein Zeugnis in einer Erörterung über das Moralische und dessen Widerspiel, die Unzucht. (Rede und Antwort S. 319.)

²²⁵ Einen wertvollen Hinweis auf den einigenden Mittelpunkt dieser zyklischen Entwicklung geben Manns feinsinnige Beobachtungen über die diametralen Gegensätze, die im Kult der Form und im Hang zur Einsamkeit zusammentreffen. „Einsamkeit zeitigt das Originale, das gewagt und befremdend Schöne, das Gedicht. Einsamkeit zeitigt aber auch das Verkehrte, das Unverhältnismäßige, das Absurde und Unerlaubte (S. 50).“

Und die Form? Sie ist sittlich und unsittlich zugleich, sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt, ja wesentlich bestrebt ist, das Moralische unter ihr stolzes und unumschränktes Szepter zu beugen“ (S. 28).

Daß es ihr doch niemals gelingt, dafür sorgen in stets erneuten Bilderstürmen die fanatischen Apostel des Moralischen, Männer wie der tragische Gegenspieler der schönen „Fiore“, der häßliche

Mönch Hieronymus Savanarola und jener moderne Hieronymus, der mit tragikomischem Eifer einen Münchner Kunsthändler zum Verbrennen all der Eitelkeiten seines Ladens mahnt und über der sinnenfrohen Stadt ein breites Flammenschwert schweben sieht — *gladius dei super urbem* — (Nov. I, S. 207).

Sehr bezeichnend für die dunkle Herkunft des Künstlertums ist auch der Fall, den Tonio Kröger zur Entwertung seines Berufes verwendet: Ein Bankier, aus triftigen Gründen zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, wird im Gefängnis seiner dichterischen Begabung inne und benützt seitdem seine Mußestunden, um Novellen zu schreiben, die durchwegs seine Sträflingererfahrungen zum Grundmotiv haben und mitunter ausgezeichnet sind. Dem Berichterstatter, der diese „Rarität aus eigener Anschauung kennt, scheint es ausgeschlossen, desgleichen könnte sich auch unter soliden Geschäftsleuten finden“. Was aber jenen kriminellen betrifft, äußert er den Verdacht, „daß seine Erlebnisse im Zuchthaus weniger innig mit den Wurzeln und Ursprüngen seiner Kunstlerschaft verwachsen gewesen sein möchten, als das, was ihn hineinbrachte —“ (Nov. II, S. 38).

Aber auch der Kardinal Giovanni Medici, der bei seinem großen Vater Lorenzo bereitwillig gelernt hat, seine Seele nur dem Schönen offen zu halten (Nov. II, S. 104) und daher ungestörten Kunstgenuß als den einzigen Wunsch seines Lebens, Künstler als seinen liebsten Verkehr bezeichnet (S. 99, 155), mit einem Wort ein wahrer Schätzer und Kenner des ganzen Standes, auch der scheut sich nicht, zu sagen: In jedem Künstler, mag sein, steckt etwas vom Narren und Gesindel (S. 155). Und wie sollte er anders urteilen, wo Ghino, ein Maler seines Kreises, erklärt: „Ich brauche Geld, ich nehme es, wo ich es bekomme. Ich bin ein freier Künstler. Ich habe keine Gesinnungen“ (S. 148). (Vgl. Rede und Antwort S. 350: Über Fiorenza.)

Schließlich hat Thomas Mann unter Hinweis auf seine frühere Äußerungen und nach einem Rückblick auf den eigenen Werdegang nochmals versichert, daß er der Lebensform des Künstlers stets mit äußerstem Mißtrauen gegenüberstand und sein Erstaunen über die Ehren, welche die Gesellschaft dieser Spezies erweist, niemals ende. (Rede und Antwort: Antibiographisches: Im Spiegel S. 3386.)

Einen humoristischen Ausdruck dieser unaufhörlichen Verwunderung bietet in seinem Roman: „Königliche Hoheit“ die Begegnung des Titelhelden mit dem preisgekrönten und deshalb zur Audienz geladenen „Dichters der Lebenslust“ Axel Martini, der

so eifrig versichert, daß sein Talent mit seiner Körperschwäche untrennbar zusammenhängt und zweifellose und unbedingte Unfähigkeit zu allem andern der einzige Beweis und Prüfstein des Berufes zur Poesie ist (S. 227 ff.).

Nehmen wir noch hinzu, daß Martini „seine Hymnen auf des Lebens Schönheit und Furchtbarkeit“ unter dem dionysischen „Losungswort“ „Evoe“ sammelt, aber begehrlische Ausflüge in die „Festsäle des Lebens“ als Entgleisungen und Verirrungen hinstellt, die zwar jeder Dichter kennt, aber für jeden und immer wieder mit „Demütigung und Übelkeit im Herzen“ enden, dann erscheint er uns noch enger verwandt mit Aschenbach, der sich in dionysische Orgien so lang hineinträumt, bis er trotz des Ekels, der ihm bis auf die Zunge steigt (S. 128), den heilsamen Rückweg in die Entsagung fordernde Wirklichkeit nicht mehr findet.

VERLAG VON J. F. BERGMANN IN MÜNCHEN

Individuum u. Gemeinschaft

Schriften der Internationalen Gesellschaft
für Individualpsychologie

Herausgegeben

von

Dr. Alfred Adler, Wien
Dr. Leonhard Seif, München
Otto Kaus, Berlin.

Bisher erschienen die Hefte:

1. **Inhalt und Wandel der Idee der Mütterlichkeit.** Von Ada Beil, Berlin. Mit einem Holzschnitt von Käthe Kollwitz. 57 Seiten. 1926. Steif broschiert RM. 2.70
2. **Die Gefühle und das Ich.** Von Johannes Neumann, Alt-Ruppin. 89 Seiten. 1926. Steif broschiert RM. 3.60
Inhalt: I. Das Wesen des Gefühls: Das Problem des Gefühls. Die Theorie des Gefühls. II. Minderwertigkeitsgefühl. Gemeinschaftsgefühl. III. Das Ich und das Es. IV. Das „Wandlungserlebnis“ in Psychotherapie und Religion.
3. **Mut und Entmutigung.** Die Prinzipien der Psychologie Alfred Adlers. Von Dr. Alexander Neuer, Wien. 32 Seiten. 1926. Steif broschiert RM. 1.50
4. **Die Träume in Dostojewskys „Raskolnikoff“.** Von Otto Kaus, Berlin. 81 Seiten. 1926. Steif broschiert RM. 3.30
Inhalt: Traumdeutung und Traumdichtung. Der Traum von der erschlagenen Stute. Der Traum von der Oase und der Traum von der Wirtin. Der geträumte Mord. Der Traum Swidrigailoffs.
- 5/6. **Das Schöpfungertum der Frau.** Von Ada Beil, Berlin.
I. Theoretischer Teil: Ein Versuch zum Problem der Persönlichkeit. II. Praktischer Teil: Dargestellt am Leben der Bildhauerin Emma Cotta.
114 Seiten mit 6 Tafeln. 1926. Steif broschiert RM. 5.10

Weitere Hefte befinden sich in Vorbereitung.

VERLAG VON J. F. BERGMANN IN MÜNCHEN

In Kürze erscheint:

Handbuch der **Individualpsychologie**

In Gemeinschaft mit

Dr. Alfred Adler, Wien Dr. Max Fürnrohr, Nürnberg
Dr. Bruno Krause, Dortmund · Dr. Fritz Künkel, Berlin
Dr. Eleonore Rienits, Hamburg · Dr. Leonhard Seif, München
Karl Sulzer, Heidelberg · Dr. I. Verploegh-Chassé, den
Haag · Dr. Egon Weigl, Frankfurt a. M.

Herausgegeben von

Dr. Erwin Wexberg, Wien

Erster Band

A. Allgemeiner Teil
B. Kinderpsychologie und Pädagogik
C. Psychopathologie

Zweiter Band

Geisteswissenschaften
Soziologie / Kriminalistik
Bibliographie / Register

1926.

RM. 46.50; gebunden RM. 48.90